Alexandre Dumas

Himmel und Hölle

Himmel und Hölle

von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen
von
Dr. August Diezmann

Leipzig, 1852
Hartleben‘s Verlags-Expedition.

Inhaltsverzeichnis

Himmel und Hölle

Teil 1

Erste Abteilung. Gott. Der blöde Ehrlich.

I. Die beiden Häuschen.

II. Das Häuschen zur Linken.

III. Vater Klein und sein Feld.

IV. Es wird darin gesagt, wer und was Frau Marie ist, Mariechen, Peter, Ehrlich und Bernhard, auch ein paar Worte von der schwarzen Kuh.

V. Bernhard und Peter vervollständigen die Familien, der erstere die des Vaters Kleine, der andere die der Frau Marie und wie diese Witwe wird.

VI. Was von 1810 bis 1814 in dem Dorfe Haramont geschah.

VII. Was in dem Dorfe Haramont von 1810 bis 1814 weiter geschah.

VIII. Was in dem Dorfe Haramont von 1810 bis 1814 weiter geschah.

IX. Was von 1810 bis 1914 in Europa vorging.

X. Die Blutsteuer.

XI. Die Loosziehung.

XII. Diejenigen, welche den Vater Kleine und Bastian falsch beurteilt haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen.

Teil 2
XII. Diejenigen, welche den Vater Kleine und Bastian falsch beurteilt haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen. (Fortsetzung)
XIII. Was Vater Kleine in Villers-Cotterêts zu tun hatte.
XIV. Was Bastian in Soissons zu tun hatte.
XV. Aufklärung.
XVI. Der abgeschnittene Finger.
XVII. Die Untersuchung.
Zweite Abteilung. Die Verbündeten in Frankreich.
I. Was vom 10. November 1813 bis zum 6. April 1814 in Frankreich geschah.
II. Der Brief Ehrlichs.
III. Der Brief Mariechens.
IV. Was Ehrlich, widerfuhr, als er den Kaiser zum dritten Male sah.
V. Der Passierschein.
VI. Die Reise.
VII. Worin dargetan wird, daß manchmal fünfzehn Schritte schwieriger sind als fünfzehn Stunden Weges.
Teil 3
VIII. Wie Mariechen endlich die so schwierigen fünfzehn Schritte tun konnte.
IX. Der Blindensaal.
X. Die Frau des Oberarztes.
XI. Die Wallfahrt.
XII. Ehrlichs Traum.

XIII. Hoffnung.
XIV. Entmutigung.
XV. Noch ein Arzt.
XVI. Hoffnung.
XVII. Der Himmel verdüstert sich.
XVIII. Alle verzweifeln, nur Ehrlich nicht.
XIX. Der Stempelbogen.
XX. Etwas, an das der Advokat in Soissons nicht gedacht hatte.
XXI. Der Mann des Schicksals.

Teil 1

Erste Abteilung.

Gott.

Der blöde Ehrlich.

I.

Die beiden Häuschen.

An der Grenze des Departements Aisne, westlich von der kleinen Stadt Villers-Cotterêts, am Saume jenes herrlichen Waldes, der zwanzig Quadratstunden bedeckt, und die schönsten Buchen wie die gewaltigsten Eichen in ganz Frankreich enthält, liegt das Dörfchen Haramont wie ein Nest in Moos und Laub, von dem aus ein sanft abhängender Weg nach dem Schlosse des Fossés führt, in welchem ich die zwei ersten Jahre meiner Kindheit verbrachte.

Je weiter man im Leben vorschreitet, und sich von der Wiege entfernt, um sich dem Grabe zu nähern, um so stärker und unzerreißbarer scheinen die unsichtbaren Fäden zu werden, die den Menschen an den Ort seiner Geburt binden. Das Herz, der Geist, der Verstand, das ganze Wesen sträubt sich gegen das Gespenst, welche man die Zeit nennt, und das uns mit immer kräftigerer

Hand und immer fühlbarer unaufhörlich vorwärts treibt, als wenn unser Leben einen Abhang hinunter ginge und, den Gesetzen der Schwere zu Folge, gegen das Ende hin um vieles rascher als im Anfange. Da wendet man sich weinend rückwärts, und klammert sich an alles an, was man auf dem Wege finden kann. Da aber Alles, was man ergreift, ebenfalls abwärts getrieben wird, so fühlt man, daß jeder Widerstand nutzlos und vergeblich ist, man breitet die Arme aus nach den entfernten Gegenständen, die am Morgen-Horizonte glänzen, wie am entgegengesetzten im letzten Flammenglühen der untergehenden Sonne bisweilen die Mauern eines Häuschens leuchten, oder die Fenster eines stolzen Schlosses brennen.

Das Menschenleben zerfällt in zwei ganz geschiedene Teile: die ersten fünf und dreißig Jahre sind für die Hoffnung, die anderen für die Erinnerung.

Dann erscheint eine andere Luftspiegelung in der Wüste, die man durchwandert hat, und in welcher die Oasen immer seltener werden; die Gegenstände nämlich, welche daß körperliche Auge im Anfange des Weges erblickte, als man noch mit stolz erhobenem Haupte und mit offenen Armen der Göttin Hoffnung nacheilte, — die Gegenstände, welche man überhaupt am Wege ließ, die man als zu unbedeutend gering achtete, wohl gar verachtete, erscheinen von dem Augenblicke an, da man die Scheidelinie überschritt, nicht mehr durch die Hoffnung, sondern durch die

Erinnerung lebt, aber noch immer weiter schreitet, weil man im Leben weiter muß, wenn auch mit gesenktem Haupte und schlaff herabhängenden Armen, — jene Gegenstände also erscheinen allmählich von neuem im Leben der Seele, und da die Seele, die Himmelstochter, sie ganz anders würdigt als sie der Stolz würdigte, ein Erdensohn, so wird ihr Dunkel Licht, ihre Unbedeutenheit Größe, und man liebt, was man verachtete, man bewundert, was man verschmähte.

Aus diesem Grunde kehre auch ich bisweilen, statt immer vorwärts zu geben, wenn ich neue Menschen und neue seltsame Ereignisse suche, in Gedanken auf jenen vielbetretenen Pfad meiner Jugend zurück, wo ich die Spuren meiner kleinen Füße, meiner kleinen Schritte neben den geliebten Fußstapfen meiner Mutter finde, von dem Tage an, an welchem meine Augen sich öffneten, biß zu jenem, an welchem die ihrigen sich schlossen, und ich traurig, allein und verlassen zurückblieb, wie der junge Tobias, als der Engel gen Himmel gestiegen war, der ihn bis an jenen wunderbaren Fluß geführt hatte, dessen Namen Moses uns zu sagen vergessen hat.

Heute nun will ich Euch sagen, was ich im Beginne jenes Pfades sehe, etwas jenseits des Dorfes Haramont, am ersten Abhange, über den der Weg immer abwärts nach dem Schlößchen des Fossés führt.

Zwei Häuschen sind es, die neben dem Wege stehen, nur durch diesen Weg getrennt sind, einander mit Tür

und Fenster ansehen, im goldenen Sonnenstrahle einander anlächeln, das eine mit einem Weinstock umkränzt, das andere ganz mit Epheu umkleidet, der das Dach wie mit einem Mantel umhüllt, und dann die Wand bedeckt, wie ein grünes Kleid.

Zwei Familien bewohnten diese Häuser.

Eine dieser Familien bestand aus einem siebzigjährigen Manne, einer Frau von acht und dreißig Jahren, seiner Schwiegertochter und einem sechzehnjährigen Burschen, seinem Enkel. Vervollständigt wurde sie durch einen großen Hund von der Race der St. Bernhards-Hunde, durch einen Esel und einen Ochsen.

Sie bewohnte das Haus an der linken Seite des Weges. Die andere Familie, an Personen eben so zahlreich, an Tieren weniger, bestand aus einer Mutter, deren Tochter und Sohn. Die Mutter war sechs und dreißig, die Tochter sechzehn, der Sohn fünf Jahre alt.

Eine einzelne Kuh, die im Stalle vor einer nur mit frischem Grase gefüllten Raufe stand, antwortete mit ausgestrecktem Halse blöckend ihrem Nachbar, dem Ochsen, so oft es diesem gefiel sich brüllend nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Vielleicht wundert sich der Leser, besonders wenn er ein Städter ist, und das patriarchalische Landleben nicht selbst mitgelebt hat, daß ich einen Hund, einen Esel, einen Ochsen, eine Kuh als Glieder einer christlichen Familie mit aufführe. Da antworte ich: Freund, Sie sind

zu streng gegen die Niedrigen der Schöpfung; ich weiß wohl, daß der Segen der Kirche sie nicht erreicht; daß sie als Heiden und Unreine außerhalb des christlichen Gesetzes stehen; daß der Gott-Mensch, der für die Menschen gestorben ist, für sie nicht gestorben ist; aber erinnern Sie sich, daß der Orient den Glauben hegt, das Tier sei eine schlafende oder verzauberte Seele; erinnern Sie sich, wie nach dem Glauben Indiens, jener ernsten, majestätischen Mutter unseres streitsüchtigen Abendlandes, die Poesie dem ersten Dichter offenbart worden ist: er sah gedankenvoll zwei Tauben fliegen, er bewunderte die Anmut ihres Fluges und die Schnelligkeit ihrer Liebesverfolgung, — mit einem Male fliegt ein Pfeil von einer versteckten Hand, pfeift durch die Luft und trifft eine der Tauben; da vergießt er Tränen des Mitleides, sein Wehklagen, das sich nach dem Schlagen seines Herzens, mißt, erhält eine rhythmische Bewegung, die Poesie entsteht, und seit diesem Tage fliegen die Verse, melodische Tauben, Paarweise über die ganze Erde. — Denken Sie an Virgil, den zarten, tiefsinnigen Dichter, und hören Sie ihn, wenn er den Bürgerkrieg beweint, welcher die väterlichen Felder entvölkert, wenn er die Hirten beklagt, die ihre lieblichen Wiesen verlassen müssen; — hat er in seinem so viel Unglück umfangenden Mitleiden nicht auch eine Träne für die großen langgehörnten weißen Rinder, deren verschwundene Geschlechter Italien befruchtet haben? Hören Sie ihn, wenn er die Schmerzen des Dichtere Gallus, seines

Freundes, beklagt, — zeigt er ihm nicht hinter den Göttern, die er herbei führt um ihn zu trösten, auch seine Schafe, die traurig blöckend um ihn her stehen, und ruft er nicht aus in der melodischen Sprache, um derentwillen er der Schwan von Mantua genannt worden ist: »die demütigen Schafe achten Dich nicht gering, verschmähe Du sie auch nicht, göttlicher Dichter!«

Gehen Sie dann aus dem Altertum in das Mittelalter über, und erinnern Sie sich der reizenden Sage von der Genoveva von Brabant. Die Gattin wird auf die Anklage eines Verräters durch den Gatten verstoßen zugleich mit dem Kinde, das in Schuld geboren sein soll; eine Hirschkuh leiht ihre Höhle der Mutter, und gibt ihre Milch dem Kinde; da8 Tier vergißt, daß es durch den Stolz des Menschen aus der großen Menschenfamilie ausgestoßen worden ist, und nimmt die Familie auf. Eine schuldlose Hirschkuh rettet die schuldlose Mutter mit dem schuldlosen Kinde.

Die Hilfe kommt von dem Niedrigen, die Rettung von dem Kleinen,

Denken Sie an jenes Manuskript, das uns lehrt, wie wir die flüchtigen Bienen zurück zu rufen haben, und sagen Sie mir, ob jemals eine rührendere, sanftere Bitte an ein verständiges Wesen gerichtet worden ist, als dies Gebet an die Königin des kleinen geflügelten Reiches: »Ich beschwöre Dich, Mutter der Bienen, bei Gott, dem Könige des Himmels und bei dem Erlöser der Erde,

Gottes Sohne, ich beschwöre Dich nicht hinweg zu fliegen, und so schnell als möglich zu deinem Baume zurückzukommen; dort wirst Du Dich mit deinen Kindern und Gefährten zusammentun, dort werdet ihr ein von mir bereitetes gutes Gefäß finden, und im Namen des Herrn arbeiten.«

Der Landmann denkt nicht wie Sie Städter. Die Tiere haben in der Familie des Bauer ihren Platz unmittelbar nach dem Jüngstgebornen der Familie, wie in den adeligen sächsischen Häusern die weitläufigen Verwandten unten am Tische. In der Bretagne haben sie heute noch ihren Teil an der Freude wie an der Trauer der Familien: bei der Freude bekränzt man sie mit Blumen, bei der Trauer ums hüllt man sie schwarz.

Betrachten Sie doch das kluge Aussehen Einiger, das sanfte, träumerische Anderer; erkennen Sie nicht, daß ein großes Geheimnis zwischen ihnen und dem Herrn besteht, ein Geheimnis, das das Altertum vielleicht an dem Tage erkannte, als Homer die Fabel von der Circe schrieb? Will nicht der Rabe mit dem melancholischen Gekrächze, der drei Jahrhunderte lebt, d. h. vier Menschenalter, durch diese Stimme von der Vergangenheit sprechen, die traurig und dunkel war wie sein Gefieder? Hat und die Schwalbe, die aus dem Süden kommt, von den großen Wüsten nichts zu verkünden, in welche der Fuß des Menschen nicht zu dringen vermag, und die ihr Flug durchmaß? Wissen der Adler, der in der Sonne fliegt, und die Eule, die im

Dunkeln steht, nicht besser als wir, was geschieht, der erste in der Welt des Tages, die zweite in der Welt der Nacht? Könnte endlich der große Stier, welcher unter dem Eichbaume das blaßgrüne Gras abweidet, so lange sinnend da stehen und klagend jammern, wenn ihm nicht ein Gedanke durch den Kopf ginge, wenn er nicht vielleicht gegen Gott sich über die Undankbarkeit des Menschen beklagte, seines älteren Bruders, der ihn verkennt?

Betrachten Sie einmal neben einander ein junges Tier und ein kleines Kind, hören Sie auf die unartikulierten Laute, die sie bei ihren Spielen und Liebkosungen wechseln, und Sie werden zu glauben versucht werden, das Tier versuche die Sprache des Kindes, das Kind die Sprache des Tieres zu reden. Welche Sprache sie aber auch reden mögen, sie verstehen einander sicherlich, und sie tauschen jene Urgedanken aus, welche vielleicht mehr Wahrheiten über Gott ausdrücken, als Plato und Bossuet jemals ausgesprochen haben.

Nun aber kehren wir zu den beiden Häuschen zurück, und versuchen unsere Leser mit den guten Landleuten bekannt zu machen, die darinnen wohnen.

II.

Das Häuschen zur Linken.

Das Häuschen zur Linken, das von dem Weinstocke umkränzt war, und von dem siebzigjährigen Alten, der acht und dreißig jährigen Frau und dem sechzehnjährigen Burschen bewohnt wurde, auf dessen Haustürschwelle ein großer Hund der Länge nach ausgestreckt lag, und mit den Augen in der Sonne blinzelte, in dessen Stalle ein Esel schrie und ein Oche brüllte, war im unbeschränkten Besitze des siebzigjährigen Alten, des Schwiegervaters der Frau, des Großvaters des Burschen.

Dieser Alte, welcher keineswegs die Hauptperson in unserer Geschichte ist, hieß Anton Manscourt, da er aber seiner Zeit der zweite Sohn der Familie gewesen, so hatte er von dem Augenblicke an, da er 1740 zur Welt gekommen biß zu dem, in welchem wir ihn finden, um das Jahr 1810, den Namen *der Kleine* oder der *Jüngere* geführt, mit dem Unterschiede, daß man ihn von da an, als er sich verheiratete und selbst einen Sohn bekam, nicht mehr kurzweg den *Kleinen*, sondern *Klein-Vater* nannte.

Wenige Personen in dem Dorfe erinnerten sich seines eigentlichen Namens, und da er selbst ihn fast vergessen hatte, so war die natürliche Folge, daß man

seine Schwiegertochter *Frau Kleine* und den jungen Burschen den *kleinen Kleine* nannte.

Wenn von dem Letzteren die Rede sein wird, werden wir angeben, wie dieser Name, nach der in den Dörfern bestehenden Sitte, wiederum in einen andern umgewandelt worden war, den man indes nicht wie bei dem Großvater von der Stellung in der Familie, sondern von der niedrigen Stelle hergenommen hatte, die er der Meinung der Bauern nach in der geistigen Ordnung der Natur einnahm.

Vater Kleine war ein echter Bauer, schlau und pfiffig an der Oberfläche, wie es einem Nachbar der Picardie ziemt, ehrlich, brav und treu im Grande, wie es einem Sohne des alten Gebietes gebührt, das man Ile de Francs heißt. Vielleicht wird es Manchem nicht ganz leicht diese Schlauheit und Pfiffigkeit mit der Treue, Ehrlichkeit und Redlichkeit in Einklang zu bringen; sie mögen daran denken, daß ein Schleier ein Gesicht verhüllen und dasselbe doch jedem Blicke sichtbar lassen kann und werden durch diesen Vergleich ein richtiges Bild von dem erhalten, was wir sagen wollen.

Als Sohn und Enkel von Bauern hatte Vater Kleine in der Person seiner Vorfahren alle Umgestaltungen und Revolutionen des Landes durchgemacht, auf dem er geboren worden oder vielmehr gewachsen war. Im Jahre 1792 war dieses Land, dieser Boden frei geworden und er mit ihm. Dann war er als Tagelöhner in den Dienst des Pachters getreten, welcher als

Besitzer des Gutes Longpré den Mönchen folgte, den früheren Besitzern des Klosters dieses Namens.

Durch Arbeit und Sparsamkeit hatte er sich eine kleine Summe von zwölfhundert Francs gesammelt und mit derselben 1798 zwei Morgen Feld gekauft. Deshalb hatte man denn auch in dem Dorfe gesagt, Klein-Vater habe einen Schatz versteckt gehabt — mit Recht. Dieser Schatz aber, den er von Gott selbst empfangen, war Arbeit und Mäßigkeit. In dem Herzen des französischen Bauers hat ein Gedanke tiefe Wurzel geschlagen, der Gedanke: seinen Teil, wie klein er auch sein möge, von Frankreichs Erde zu besitzen, ein Stückchen des Vaterlandes sein zu nennen, wäre es auch eben nur groß genug die Wiege seine Kindes darauf zu stellen oder das Grab seines Vaters da zu graben, nicht ein Miethling zu sein, den die Laune heute annimmt und der Zorn morgen fortschickt; weder Sklave, noch Leibeigener, noch Leibeigener, sondern *frei* zu sein — ein großes, herrliches Wort, welches das Herz dessen erweitert, der es ausgesprochen hat, daß den Menschen moralischer, besser macht.

Vater Kleine kaufte also um 1798 zwei Morgen Feld für die zwölfhundert Francs, die er in den ersten dreißig Jahren seines Leben erspart hatte. Vom besten Boden freilich waren die Felder nicht, denn der beste bedeckte sich regelmäßig jedes Jahr mit goldenem Weizen ober grünem Klee, während das von ihm erkaufte Feld, das

am Abhange eines Berges lag, reich mit Steinen übersät war und nur Disteln trug.

Aber nun begann der Kampf der Menschenarbeit mit der Bodenunfruchtbarkeit. Von vier Uhr des Morgens bis sechs Uhr des Abende sah man den Vater Kleine gebückt auf diesem Felde, wie er die Disteln ausraufte und die Steine auflas, die er nicht auf die Felder der Nachbarn zu werfen wagte, da sie ja einmal auch die seinigen werden konnten, werden sollten.

Die Leser erinnern sich der schönen Sage von der Undine, von der Anziehung des Wassers für den Fischer, der durch den klaren Spiegel hindurch das blonde Köpfchen einer Nymphe sieht, die ihm zulächelt und ihm die Arme entgegen breitet. Der Zauber wird mächtiger und mächtiger; auch der Fischer: lächelt und breitet die Arme aus; die Undine kommt näher und näher an die Oberfläche des Sees, ihr blaues Auge bedeckt nur noch ein Schleier so durchsichtig wie Gaze, — ihr blondes Haar schwimmt auf dem Wasser, ihre Korallenlippe atmet bereits die Luft ein, — halb seufzend, halb küssend taucht der Unvorsichtige hinein und glaubt die Nymphe an sich zu ziehen, aber sie zieht ihn auf ihr Bett von Wassergras, in ihre Muschelgrotte, aus der er nie wieder herauskommt, um seine alte Mutter zu sehen, die betet und sein Kind, das weint.

Ach, der Bodenzauber wirkt auf den Bauer noch weit mächtiger als der Wasserzauber auf den Fischer. Das Land, das der Bauer kauft; ist rund, er muß den andern

Teil kaufen, um es vierseitig zu machen; ist es endlich das geworden, so muß er noch ein Stück kaufen, um es rund zu machen Ach gar Mancher erliegt diesem Ehrgeize; er kauft und um kaufen zu können, leiht er zu sechs, acht, zehn Prozent auf das unselige Feld, das nur zwei Prozent einbringt. Da beginnt denn der Kampf zwischen dem Wucher und der Arbeit und der Wucher, eine häßliche Hexe mit langen krummen Nägeln an den Fingern, zieht gar oft genug den Bauer, nicht auf ein Bett von Gras und Muscheln, sondern auf das Lager der Armut und der Not, in das Grab des Armen.

Zum Glück war Vater Kleine dazu zu klug, denn sein Spruch; lautete: *Sammle, aber Borge nicht.*

Als die Disteln und die Steine beseitigt waren, als die Bestellungszeit kam, nahmen er und seine Schwiegertochter einen Spaten und Frühstück und Mittagsbrot in einem Korbe mit sich Frühstück und Mittagsbrot von Brot, Käse und Obst. Die Quelle, die den Durst löschen sollte, sprudelte an der Seite des Berges rein und frisch hervor und schlängelte sich herab wie einer der seltenen Herbstfäden, die am Grase hängen bleiben. Warum etwas Anderes? Wenn man Sonntage Mittags eine halbe Flasche zu Dreien trank, so reichte das hin, um die Erinnerung an den Geschmack des Weines die ganze Woche zu erhalten.

Die Säezeit war die Ruhezeit für die arme Madelaine, die Schwiegertochter des Alten; sie konnte zu ihrem Kinde zurückkehren, das sie während der Arbeit bei der

Nachbarin gegenüber gelassen hatte. Die Arbeit ermüdete sie sehr, aber sie wagte nicht zu klagen; die Arme besaß ja nichts als ihre Frömmigkeit und ihre Geduld und da der Schwiegervater sie und ihr Kind ernährte, so mußte sie wohl das Brot für sie Beide verdienen. Bei dem Säen aber konnte sie nicht helfen; Vater Kleine tat das selbst und was er selbst verrichten konnte, tat er.

Darauf mußte das Feld geeggt werden. Klein-Vater verstand von Allem etwas, wie jeder rechte fleißige Bauer, also auch von der Wagnerarbeit. Er kaufte Holz, machte eine Egge und als sie Abends fertig geworden war, sagte er zu seiner Schwiegertochter, am andern Tage mußte geeggt werden, damit das ausgesäete Getreide unter die Erde komme.

Das war eine noch beschwerlichere Arbeit als das Graben; sie mußten sich wie Ackerstiere an die Egge anspannen, die durch einen großen Stein noch beschwert war. Für Vater Kleine war das eine Kleinigkeit, aber für die Kräfte Madelainens zu viel. Ein Nachbar, der mit einem Esel und einem Ochsen eggte, erbarmte sich ihrer und eggte ihr Feld unentgeltlich mit.

»Ich danke, Mathieu,« sagte Klein-Vater; »Du hast der armen Madelaine einen großen Gefallen getan.«

»Nicht Ursache,« antwortete der gefällige Nachbar; »aber wenn Ihr einen Rat von mir annehmen wollt, kauft Euch für das nächste Jahr einen Esel. Seht, der

meinige da macht sich ganz gut. Ich habe eine kleine Erbschaft getan und werde mir noch einen Ochsen kaufen; da lasse ich Euch den Esel gern ab.«

Vater Kleine schüttelte den Kopf und antwortete:

»Das geht über meine Mittel.«

Dann drehte er sich aber zu Madelainen um, die ganz blaß aussah und ihn betrübt betrachtete. Er seufzte.

»Es geht über die Mittel?« wiederholte Mathieu lächelnd. »Es ist also nicht wahr, daß Ihr einen Schatz vergraben habt?«

»Ach,« antwortete Vater Kleine, »wenn ich einen Schatz vergraben hätte, würde ich denn meine Schwiegertochter, die Witwe meines Wilhelm, an eine Egge spannen?«

»Freilich,« meinte Mathieu, der wohl einsah, daß er die bittere Wahrheit gehört hatte; es ist wahr und Ihr sollt meinen Esel wohlfeil haben.«

Vater Kleine sah den Grauen an; er war ein schöner Esel mit glänzendem Fell, langen geraden Ohren und einem prächtigen schwarzen Streifen auf dem Rüden hin. Er wagte endlich nach dem Preise zu fragen.

Nachbar Mathieu sah, was in den Fragenden Gedankten vorging und beruhigte ihn mit den Worten:

»Er ist nicht teuer und Ihr werdet keine solche Gelegenheit wiederfinden. Ich lasse Euch meinen Grauen für sechzig Francs, die Ihr mir in drei Jahren bezahlen könnt, zwanzig Francs jedes zu Martini. Das ist doch halb geschenkt, nicht wahr?«

Es war wahr und Vater Kleine hatte also nicht den Mut, wenn auch die Lust zu handeln. Er sah Madelainen an, welche die Augen abwendete, da sie ihren Schwiegervater zu einer solchen Ausgabe nicht veranlassen wollte.

»Wir wollen sehen,« sagte er.

»So seht zu,« antwortete Nachbar Mathieu. »Für Jeden kostet er achtzig, Euch lasse ich ihn für sechzig und ich verkaufe ihn nicht ohne es Euch zu melden.«

»Ich danke.«

»Ihr seid ja auch brave Leute und verdient's, daß der liebe Gott Euch segnet. Also wenn Ihr wollt, gehört der Graue Euch!«

Darauf schwang sich Mathieu auf seinen Esel und kehrte nach seinem Hause zurück, wohin der Ochs ihm folgte, der wußte, daß frisches Gras seiner im Stalle warte.

Vater Kleine hatte geantwortet; *wir wollen sehen*, nicht weil er nicht eingesehen, welchen Vorteil ihm ein solcher Handel bringe, sondern weil er den Esel erst bei der nächsten Bestellung brauchte und ihn bis dahin nicht nutzlos füttern wollte. Auch mußte noch etwas anderes getan werden, ehe er den Grauen kaufen konnte, er mußte einen Stall bauen und wie er eine Egge gefertigt hatte, so machte er nun den Maurer und baute einen Stall. Zum Glück gab es noch Platz hinter dem Hause und Steine auf dem Felde, er brauchte also nur einige Scheffel Kalk zu kaufen.

Ohne einem Menschen etwas zu sagen, ging Vater Kleine an die Arbeit. Freilich mußte der Stall den Grauen sofort teurer machen. Zwar war Nachbar Mathieu ein braver Mann, aber so brav ein Mensch auch ist, der Teufel führt ihn des Tages mindestens siebenmal in Versuchung.

Merkwürdiger Weise baute er den Stall so groß, daß zwei Tiere darin Platz hätten finden können, aber er tat es gewiß nur in Folge eines geheimen Gedankens. Ein Gespann von einem Ochsen und einem Esel war die äußerste Grenze seiner Wünsche.

Am Tage nach der Vollendung des Stalles glaubte er einen Esel in demselben schreien zu hören. Er stand erstaunt auf, um nachzusehen.

Der Graue befand sich wirklich in seiner neuen Behausung und fraß von einem Bündel frischen Grases.

Klein-Vater fragte sich hinter dem Ohre und ging wieder in das Haus. Da traf er den Nachbar Mathieu, der unterdes eingetreten war, auf ihn wartete und ihn grüßte.

»Hast Du denn den Hans zu mir gebracht?« fragte Vater Klein.

»Nun freilich,« antwortete der Nachbar.

»Ich habe ihn ja nicht verlangt.«

»Das ist freilich wahr, aber ich sah doch, daß Ihr den Stall bautet und da dachte ich so bei mir: Klein-Vater scheint doch dein Grauchen kaufen zu wollen. Weil ich vorgestern einen zweiten Ochsen gekauft und in dem

Stalle keinen Platz für drei Stück Vieh habe, sagte ich zu mir selber: jetzt ist die rechte Zeit, den Grauen unterzubringen, und so führte ich ihn in euren Stall.«

»Bei dem Preise bist Du geblieben?« fragte Vater Kleine mit einiger Besorgnis.

»Ein ehrlicher Mann hält sein Wort, und ich habe also von Euch sechzig Francs zu fordern, zwanzig nächste Martini, zwanzig übers Jahr und so fort.«

Vater Kleine dachte einen Augenblick nach und man sah es ihm recht leicht an, daß er sich mit einem großen Gedanken trug. Nach einigen Sekunden hatte er seinen Entschluß gefaßt und er fragte:

»Etwas ließest Du doch wohl ab, wenn der Esel baar bezahlt würde?«

»Spaßvogel,« antwortete der Nachbar; »ich wußte es doch, daß Ihr einen Schatz irgendwo vergraben habt.«

»Davon reden wir nicht; ich frage blos und Du hast mir eine Antwort darauf zu geben. Würdest Du etwas nachlassen oder nicht?«

»Sechs Francs lasse ich ab und bezahle eine Flasche Wein.«

»Ein Nachlaß von zehn Francs ohne Wein wäre mir lieber,«

»Ah so!« antwortete der Nachbar Mathieu lachend, »ich habe ganz vergessen, daß Ihr ein Wassertrinker seid.«

»Der Wein bekommt mir nicht.«

»Nun, so gebt fünfzig Francs,« fuhr der Nachbar fort, »und da ich kein Geizhals bin wie Ihr, bezahle ich doch noch eine Flasche.«

»Gut. Ich komme zu Dir und bringe Dir das Geld.«

»Da,« meinte der Nachbar, »damit ich nicht sehe, wo Ihr es versteckt habt. Vater Kleine, Ihr seid ein Pfifficus.«

Der Nachbar war aber auch ein Pfifficus, denn er hatte recht geraten. Vater Kleine leugnete zwar, daß er aus diesem Grunde nicht auf der Stelle zahle, aber seine Beteuerungen überzeugten den Nachbar nicht, der Kopfschüttelnd fortging und vor sich hin brummte: »er ist ein alter Pfifficus.«

Kaum hatte er sich aus dem Hause entfernt, so machte Vater Kleine die Tür zu, horchte auf der ersten Treppenstufe, ob Madelaine, die oben war, nicht etwa gerade herunter kommen wolle, schlich dann an sein Bett, sah sich ängstlich um und nahm aus einem Verstecke in der Wand ein eisernes Kästchen, das er mit einem Schlüsselchen öffnete, welches an einem Riemchen im Knopfloche seiner Lederbeinkleider hing. Dann hob er leise mit einer Hand den Deckel auf, als fürchte er, die fünfzehn Louisdor, welche darin lagen, könnten Flügel erhalten haben und fortfliegen wollen, griff mit dem Daumen und Zeigefinger der andern Hand hinein, nahm zwei schöne Louisd'or heraus, schloß das Kästchen wieder zu, stellte es an seinen Ort, vervollständigte die fünfzig Francs mit dem fehlenden

einzelnen Gelde, daß er teils aus einem Leberbeutelchen nahm, teils aus allen Taschen zusammen suchte und betrachtete dabei mehrmals seine beiden armen Goldstücke, die ihren Herrn wechseln sollten, mit tiefem Seufzer. Endlich ging er hinaus, um das Geld fortzutragen, schritt aber an dem Stalle vorbei, um sich für das Opfer, das er brachte, an dem Anblicke des Grauen wenigstens in etwa zu trösten.

III.

Vater Klein und sein Feld.

Der Handel war abgeschlossen und endigte nach dem Versprechen Mathieu's in der Schenke der Mutter Boulanger.

Im nächsten Jahre brauchte Madelaine nur zu graben; indes auch dies war für die arme Schwächliche schon viel, so daß Nachbar Mathieu, der auf seinem Felde pflügte, wiederum Mitleid mit ihr hatte, als er sie erschöpft und matt auf den Spaten gestützt ausruhen sah.

»Klein-Vater,« rief er, »ich habe Euch noch einen Vorschlag zu machen.«

Vater Kleine sah den Nachbar von der Seite an.

»Ich weiß,« fuhr der Nachbar fort, »von Herrn Niguet, der mein Notar und der Eurige auch ist, daß Ihr ein dreiviertelstück Feld neben mir gekauft und baar mit siebenhundert Francs in schönen Louisdor bezahlt habt. Für dieses Feld, das mit dem Eurigen hier nicht zusammenhängt, gebe ich Euch von dem da angrenzenden anderthalb Morgen. So gut ist hier freilich der Boden nicht, daß weiß ich wohl, aber Anderthalb ist auch noch einmal so viel als Dreiviertel.

Vater Kleine kratzte sich hinter dem Ohre, denn der Vorschlag schien wohl annehmbar zu sein.

Wir wollen sehen,« antwortete er wie gewöhnlich,

»Greift geschwind zu, Klein-Vater,« fuhr Mathieu fort; »es paßt mir gerade jetzt, und um Euch zu beweisen, daß mir die Sache Ernst ist, will ich Euch noch zwei Vorschläge machen, mit denen gewiß auch Madelaine einverstanden ist.«

»Ich habe dem Vater feine Vorschriften zu machen«, antwortete diese,

»Sag es immer, was Du meinst,« erwiderte Vater Kleine dem Nachbar.

»Nun, Ihr schafft die Disteln und die Steine fort; unterdes pflüge ich nicht nur eure zwei Morgen, sondern auch die anderthalb, die ich Euch als Tausch gebe, überdies füge ich, da der Boden nicht der beste ist, ein Fuder Dünger, gut gemessen, dazu. Was meint Ihr dazu?«

»Etwas müßtest Du doch noch dazu geben,« meinte Vater Kleine.

»Ihr seid ein alter Geizdrache«, antwortete der Nachbar Mathieu, »es schadet aber nichts, denn mich dauert die arme Madelaine, die eine Freundin meiner Seligen war, wenn ich sie so arbeiten sehe. Ihr, wohlverstanden ihr und erst zum nächsten Pflügen schenke ich den Faulen, meinen Ochsen da, der zu klein für den andern und für die Arbeit nicht stark genug ist.«

»Der Faule ist alt,« sagte Vater Kleine, der aber nur auf den Busch schlug.

»Ach geht, alt! Fünf Jahre hat er. Wenn ich ihn schlachten lassen wollte, gäbe mir der Metzger 180 Francs, aber ich kenne das arme Tier nun drei Jahre und möchte ihm nichts Schlechte widerfahren lassen. Deshalb gebe ich ihn Madelainen, weil ich weiß, daß sie ihn niemals schlachten lassen wird.«

»Nein, gewiß nicht,« antwortete Madelaine.

»Du spricht ja als wäre der Handel schon abgeschlossen,« fiel Vater Kleine ein.

»Ja, da habe ich gefehlt; nehmt’s nicht übel, Vater,« sagte die demütige Frau.

»Übel soll ich's nicht nehmen? Hast gar nicht Ursache, so zu bitten. Übrigens hat Nachbar Mathieu Recht und der Handel könnte wohl zu Stande kommen, ja.«

»Er wird zu Stande kommen; er ist zu vorteilhaft, als daß ihr ihn von der Hand weisen könntet.«

»Hm!« fiel Klein-Vater ein. Warum machst Du mir denn den Antrag, wenn er für mich so sehr vorteilhaft wäre?«

»Warum ich ihn Euch mache? Das begreift Ihr freilich nicht. Ich mache ihn Euch, weil ich Euch nützlich sein will, weil ich die Madelaine lieb habe, hört Ihr wohl? weil ich sie von Herzen lieb habe und weil sie — hat sie Euch nichts davon gesagt? schon vor drei Jahren Frau Mathieu geworden wäre, wenn sie gewollt hätte. Aber sie wollte nicht, — sie will dem Wilhelm treu bleiben. Und dagegen kann man nichts sagen, wie

Ihr einsehen werdet, weil sie eine brave Frau ist; aber behilflich und nützlich darf man ihr doch sein und darum mache ich Euch einen Antrag, der für Euch so vorteilhaft ist, wie Ihr wohl wisst, alter Geizdrache, denn Ihr henktet Euch auf, wenn ich mein Wort zurücknähme.«

»Ja,« fiel Klein-Vater ein, ohne auf die Rede Des Nachbars geradezu zu antworten, wer bezahlt denn aber die Kosten bei dem Handel?«

»Ah, da drückt Euch der Schuh?«

»Es ist das immer eine Sache von fünfunddreißig bis vierzig Francs.«

»Nun, daß wird sich auch machen lassen. Ihr habt gestern bei dem Herrn Notar Niguet einen Contract machen lassen; ausgefertigt ist er noch nicht; es kann also mein Name statt des Eurigen hineingesetzt und beigefügt werden, daß ich Euch dies Stück Feld da überlasse. Die Kosten teilen wir dann, wie es sich gebührt.«

»Hm! hm!« brummte Vater Kleine und schielte nach dem Felde, das ihm als Tausch angeboten wurde, gleichsam als wolle er zusehen, wie es sich ausnehmen werde, wenn es dem seinigen beigefügt sei. »Hm! Hm!«

»Nun?«

»Wenn nun aber,« antwortete Vater Kleine, »zwischen hier und der Zeit, wo Du mir deinen Ochsen da übergeben sollst, das Tier stirbt?«

»Wenn e stirbt? Ist das wahrscheinlich?«

»Möglich ist's. Im Kalender steht, im nächsten Jahre käme eine Seuche unter das Rindvieh.«

»Ja, Klein-Vater, vorsichtig seid Ihr, das muß wahr sein.«

»Es liegt in meinem Charakter.«

»Nun,« antwortete Nachbar Mathieu, »der Oche ist 180 Francs wert, habe ich gesagt. Wenn er stirbt, gebe ich Euch so viel Geld. Habt Ihr nun noch etwas zu bemerken?«

»Hast Du nicht vielleicht eine alte Pflugschar, die Du nicht mehr braucht, he?«

»Die ließe sich wohl finden.«

»Und noch etwas. Könntest Du mir deinen kleinen Ochsen nicht zum Eggen borgen, wenn Du ihn nicht gerade selbst brauchst?«

»Ihr sollt ihn haben.«

»Mehr verlange ich nicht. Ich mache bei Geschäften nie viel Umstände. Topp!« sagte er und reichte dem Nachbar Mathieu die Hand.

»Topp!« entgegnete dieser, indem er einschlug.

»Abgemacht!« setzte Vater Kleine hinzu. »Wenn ich einmal mein Wort gegeben habe, nehme ich es nicht zurück.«

»Das glaube ich wohl,« antwortete Nachbar Mathieu mit schlauem Blick.

Madelaine aber dankte ihm mit einem Blick, denn sie hatte wohl erkannt, daß er Alles ihretwegen getan. —

Von diesem Augenblicke an brauchte Madelaine nicht mehr zu graben und zu eggen und konnte sich ganz dem Hause und ihrem Kinde widmen.

Vater Kleine aber war nun wirklich Haus- und Gutsbesitzer, denn er hatte sein Häuschen mit dem Stalle, er hatte Feld, einen Esel und einen Ochsen, eine Egge und einen Pflug. Das Feld war fruchtbar und Vater Kleine ging so stolz umher wie ein großer Gutsbesitzer. Einige Ursache dazu hatte er auch, denn fast jedes Jahr kaufte er noch Feld an, bis er endlich acht Morgen besaß.

Dieses Feld liebte er über alles, mehr als er seine Frau geliebt hatte, mehr als er seine Schwiegertochter liebte — da er Madelaine ja dem Felde fast aufgeopfert hätte — und doch liebt er Madelainen sehr.

Alle Lage war er auf seinem Felde, denn das Feld ist dankbar; je mehr man sich mit ihm beschäftigt, um so reichlicher trägt es; alle Lage war er da, von Früh bis zum Abend, in der Nacht wenigstens in Gedanken, denn er träumte davon, er sah mit geschlossenen Augen, wo die schönsten Ähren waren, wo der Klee am dichtesten stand. Bemerkte er im Winter einen übersehenen Stein, ein Büschel Unkraut, so nahm er sich vor: morgen will ich den Stein und das Unkraut fortschaffen. Und so ging es alle Tage, alle Nächte.

Kam der Sonntag, auf den die armen Arbeiter in den Städten so sehnlich warten, der Tag, an welchem selbst Gott, die Quelle aller Kraft wie aller Güte, ausruhte, damit die Menschen einen Ruhetag hätten, so sagte Vater Kleine Abende nach dem Essen:

»Na, Madelaine, morgen will ich einmal recht ausruhen.«

»Daran tut Ihr wohl, Vater, antwortete Madelaine lächelnd.

Der andere Tag, der Sonntag kam, die Glocken läuteten und sprachen: Heute ist der Ruhetag, der Tag Gottes, der Tag des Herrn. Freut Euch, Ihr Armen und Vernachlässigten, vergesst die Mühsal, die Ihr gestern gehabt habt, vergesst die, welche Ihr morgen haben werdet; legt Eure besten Kleider an und ruht aus zwischen der verrichteten und der kommenden Arbeit.«

Während Madelaine auf den Glockenruf mit dem Gebetbuche in der Hand in die Kirche ging, in welcher ihr Sohn bei der Messe diente, zog der Vater Kleine allerdings seinen besten Rock, den braunen, den Traurock an, die kurzen Hosen und die blauwollenen Strümpfe im Sommer, die grauen wollenen im Winter. Dann stand er einige Augenblicke auf der Schwelle seines Hauses, als sei er unentschlossen, was er tue. Viele, die vorübergingen, redeten ihn an und sagten:

»Vater Kleine, wollt Ihr mit Regel schieben? Wollen wir einen Schoppen trinken?«

Aber auf alle solche verführerische Aufforderungen antwortete er kopfschüttelnd:

»Ich habe keine Zeit.«

»Und warum hatte er keine Zeit?

Es ist Sonntag, Ruhetag; er mußte einen Spaziergang machen, bloß einen Spaziergang, einen kleiner Besuch? Wem? — Seinem lieben Felde.

Allerdings ging er an diesem Tage nicht den geraden Weg wie an den Wochentagen; er ging bisweilen sogar am entgegengesetzten Ende durch das Dorf hinaus, und machte wohl einen Umweg von einer Viertelstunde. Das wirkliche Ziel seines Ganges aber war immer sein Feld. Wenn er auch sagte: »Wahrhaftig, heute gebe ich nicht auf das Feld, ich bin ja alle Tage dort,« Jeder hätte ihm antworten können: »Ja, Klein-Vater, eben weil ihr alle Tage auf das Feld geht, werdet Ihr auch heute dahin wandern.«

Aber am Sonntage arbeitet er doch nicht auf dem Felde? Gewiß geht er nur hin, um es zu sehen, um es wenigsten mit den Füßen zu berühren. Da liegt leider ein Stein. Der verdammte Stein! Er bückt sich, hebt ihn auf und wirft ihn hinweg. Und da ist ein ganzer Busch Unkraut gewachsen; das kann er unmöglich stehen lassen. Er bückt sich und reißt es heraus. Eine Stunde, zwei, drei Stunden sieht und sucht er umher, dann hört er Mittag schlagen, und ein Uhr ist Essenszeit. Nun muß er das Feld verlassen, um nicht Madelaine warten zu lassen. Er hat fast eine halbe Stunde weit zu gehen

und er bringt eine ganze zu. Es wird ihm so schwer, sich von seinem Felde zu trennen. Kaum ist er zehn Schritte weit gegangen, so bleibt er stehen, dreht sich um und schlägt die Arme übereinander. Er blickt anfangs lächelnd umher, dann ernst, endlich betrübt; lange schaut er dies Fleckchen Erde an, daß so klein ist im Vergleich mit den umher liegenden großen Flächen und doch sein ganzes Leben in Anspruch nimmt.

Es schlägt halb auf dem spitzen Kirchturm, er muß nun nach Hause gehen. Er macht sich auf, aber nach dreißig Schritten bleibt er wiederum stehen und blickt sein Feld mit einem innigeren, leidenschaftlicheren Blicke an, als je seine Braut von ihm erhielt. Seufzend schreitet er weiter, als wisse er nicht, ob er wohl sein geliebtes Feld am andern Tage da wieder finde, wo er es gelassen.

Eifersüchtige Erde, Du, eifersüchtiger als irgend ein Weib oder eine Geliebte, so willst Du geliebt sein und nur für die bist Du fruchtbar, die sich Dir ganz und stets hingeben!

So war es fast stets ein Uhr, auch wohl drüber, wenn Vater Kleine vor den beiden Häuschen am Wege ankam. Aber nicht auf das zur Linken richtete sich sein Blick, wie man doch hätte vermuten sollen. Und auf der Türschwelle zur Rechten standen denn auch fast jedes mal, auf ihn wartend, zwei Frauen, ein Mädchen und ein Knabe, ein Kind und ein Hund. Ja, den Vater Kleine erwartete diese ganze Gruppe, denn sobald er

herankam, riefen Alle: Da ist er!« Die beiden Frauen blieben auf der Schwelle stehen, die drei Kinder stiegen auf die Bank, der Hund setzte sich hin und wedelte mit dem Schweife, der einem Löwenschweife glich.

Kam Vater Kleine vor das Haus, das oben an der Böschung des Weges stand, so ging er nicht hinauf, sondern blieb stehen, nahm den Hut ab und sagte:

»Gott grüß' Euch miteinander, Frau Marie, kleine Marie und Peter! Komm, Madelaine.«

Er nickte darauf nochmals, bedeckte seinen kahlen Scheitel mit dem dreieckigen Hute und ging nach dem Häuschen gegenüber.

»Kommt!« sagte ihrerseits Madelaine zu dem Knaben und der Knabe wiederum rief dem Hunde zu: »Komm, Bernhard!«

Waren sie alle drüben an der Tür den andern Häuschens angekommen, so drehten sie sich noch einmal um, der Frau, den Mädchen und dem Kinde in der Tür des andern Häuschens zuzulächeln, und alle, die sprechen konnten, riefen:

»Abends!«

Man kennt nun den Vater Kleine so ziemlich, auch Madelaine etwas; nun müssen wir den Leser mit der Frau Marie, der kleinen Marie, Peter, dem Blöden, und dem Hunde bekannt machen.

IV.

Es wird darin gesagt, wer und was Frau Marie ist, Mariechen, Peter, Ehrlich und Bernhard, auch ein paar Worte von der schwarzen Kuh.

Frau Marie war die Frau des Schulmeisters und wohnte, wie man bereits weiß, dem Vater Kleine gerade gegenüber.

Eines Tages kam sie mit ihrem kleinen Mädchen von drei Monaten in das Häuschen Madelainens, die sie in Trauerkleidung weinend an der Wiege einer kleinen Knaben von fünf Monaten fand.

»Meine gute arme Nachbarin,« sagte sie, »eben habe ich erfahren, daß Dir plötzlich die Milch vergangen ist. Ist das wahr?«

»Ach Gott ja, liebe Frau Marie,« antwortete Madelaine, »und mein armes Hänschen da weint, weil es Hunger hat.«

»Mach Dir darüber keine Sorgen, Madelaine,« fuhr Frau Marie fort, »der liebe Gott hat mir zum Glück Milch für zwei gegeben und mein Mariechen da wird gern mit deinem Hänschen teilen.«

Ohne weiter auf das zu hören, was Madelaine sagte, nahm sie den kleinen Johann auf der Wiege, setzte sich mit einem Kinde auf jedem Knie nieder, entblößte mit der erhabenen Schamlosigkeit der Mütter, welche wohl

wissen, daß die allgemeine Verehrung sie schützt, die beiden Halbkugeln ihrer Brust und reichte jedem Kinde eine.

Da sank Madelaine vor ihr auf die Knie, faltete die Hände und weinte.

»Was tust Du, Madelaine?« fragte Marie erstaunt.

»Ich bete an vor einer der drei großen christlichen Tugenden, antwortete die arme Mutter, »vor der Liebe.«

Ihr kleiner Sohn aber trank nach Herzenslust aus diesem ersten Becher des Lebens, dem einzigen, der Honig am Rande und keine Neige hat. Als er getrunken und sich gesättigt hatte, sagte Frau Marie:

»Da! Ich werde täglich dreimal kommen, um ihm zu schenken und wenn er dazwischen einmal weint, so rufe mich nur. Ich bin nicht weit und die Flasche ist auch immer gefüllt.

Sie legte das Kind wieder in die Arme der Mutter, die es an ihr Herz drückte und weinend in die Wiege legte. Es war ja der armen Madelaine als sei sie nun weniger die Mutter ihres Kindes, da eine andere Mutter dasselbe nährte.

Warum aber weinte die arme Frau in Trauerkleidung, warum war der armen trostlosen Mutter so plötzlich die Milch vergangen?

Wilhelm, ihr Mann, Soldat von 1792, war nach dem er auf dem Wege von der Vendée nach Italien vierzehn Tage bei ihr geblieben, bei Montenotte im ruhmvollen Kampfe gefallen.

Vor drei Tagen hatte sie die Nachricht von diesem Todesfalle durch einen Brief erhalten, welchen der sterbende Wilhelm durch einen Kameraden an sie hatte schreiben lassen, und der Schlag war so gewaltig gewesen, daß ihre Milch darunter versiegte.

Seit dem vorigen Abende hatte sie das bemerkt; anfangs konnte sie an dieses neue Unglück gar nicht glauben; sie vermochte sich nicht zu denken, daß die Muttermilch vertrocknen können so lange noch Blut in den Adern der Mutter fließe, aber das Weinen ihres Kleinen überzeugte sie nur zu wohl, daß es wahr sei.

Sie weinte darum vor Kummer und ihr Kind weinte vor Hunger, als Frau Marie mit ihrem Mariechen eintrat und den Hunger und Durst des Kindes stillte.

Warum aber hieß Madelaine kurzweg Madelaine, Marie aber Frau Marie?

Ach, keineswegs weil sie stolz oder reich war. Sie war im Gegenteil fast so arm wie die Ärmste im Dorfe, aber sie war die Frau des Schulmeisters und da dieser in den Augen der Kinder eine gar wichtige Person ist, so nannte man den Schulmeister »Herr« Peter, und seine Frau »Frau« Marie.

Beide, Mann und Frau, hatten sich eine kurze Zeit für reich gehalten, nämlich als Frankreich durch die Stimme des Konvents erklärte, der Schulmeister stehe mit dem Geistlichen ganz gleich, und auf den Bericht Lacanal's vierundfünfzig Millionen für den Elementar-Unterricht bewilligte. Leider folgte auf den Konvent

das Direktorium und was kümmerte sich dieses darum, ob die Schulmeister hungerten, ob die, welche das Meiste für das Volk tun, am allerschlechtesten bezahlt wären.

Frau Marie wurde also die zweite Mutter des kleinen Hans, der halb auf ihren, halb auf Madelainens Knien heranwuchs. Auf der anderen Seite liebte aber auch Madelaine die kleine Marie wie ihr eigenes Kind und gar oft, wenn Frau Marie der kleinen Hans trug, hatte Madelaine die kleine Marie auf den Armen. Ja bisweilen trug eine Mutter beide Kinder und die zwei Frauen tauschten gegenseitig ihre Liebe aus, ohne daß eine nachrechnete, ob sie gegen die andere etwas voraus oder zurück sei.

Die kleine Marie wuchs wie eine Blume auf dem Felde, wie ein Veilchen im Grase, wie eine Kornblume unter den Lehren. Sie nannte den kleinen Hans ihren Bruder und der kleine Hans nannte sie Schwester.

Aber sie wuchsen nicht Beide in einer Art, Hans sprach nicht wie die kleine Marie, Hans schien nicht so zu leben, wie Mariechen. Hänschen führte ein mehr innerliches, seltsameres, fast pflanzenartiges Leben; er war gar nicht wie ein Kind dieser Welt, denn was die anderen Kinder erfreute, unterhielt und ergötzte, erfreute, unterhielt und ergötzte ihn nicht.

Die arme Mutter, die ihn oftmals kopfschüttelnd, wohl auch weinend ansah, schrieb dies ungewöhnliche Wesen einem besonderen Umstande zu.

Als Wilhelm sie nach einem Aufenthalte von vierzehn Lagen verlassen hatte, um zu seinem Regimente zurückzukehren, zog tiefe Trauer in dem Herzen der armen Madelaine ein, gleich als ahne sie, daß sie ihren Mann zum letzten male gesehen und Wilhelm sie für immer verlassen habe. In reinen Herzen ist nun die Trauer stets die Schwester der Frömmigkeit. Madelaine, die immer fromm gewesen war, wurde es noch mehr und alle Augenblicke, welche ihr die Arbeit frei ließ, wendete sie dem Gebet zu, verbrachte sie in der Kirche.

In der Kirche nun befand sich ein großes Gemälde, welches ein reicher Geistlicher dahin geschenkt hatte. Es stellte Jesus dar, umgeben von kleinen Kindern, das heißt eine der rührendsten Parabeln des Evangeliums.

Alle Kleinen drängten sich hinzu, um die Knie des Erlösers zu drücken und ihn die Hände zu küssen. Nur eines, daß mit einem großen Hunde spielte, war zurückgeblieben. Dies stellte eine nicht minder rührende Parabel dar. Nach diesem Kinde streckte Jesus die Hand noch liebevoller aus als nach den andern. Er schien ihm zu winken, heranzukommen wie die Andern, aber eine neidische Mutter sagte zu ihm:

»Laß es, Herr, es ist einfältig, blödsinnig, arm an Geist.«

Jesus aber antwortete:

»Selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich.«

Diese Kind, das ganz allein mit einem Hunde spielte, das einfältige, geistesarme, das eine neidische Frau von der Gemeinsamkeit allgemeiner Liebe fern halten wollte, welche Jesus predigte, hatte die gute Marie immer vorzugsweise beschäftigt; sie fühlte das innigste Mitleid mit dem armen Verlassenen und wenn sie kniend vor diesem Bilde betete, blickte sie immer hin, ob das Kind, das der Herr rief, seinen Platz und den großen Hund, mit dem es spielte, nicht verlasse, um unter den andern Kindern auch den Segen des Gott-Menschen zu empfangen.

Jeden Abend, wenn sie es so fern von dem Herrn verließ, dachte sie bei sich:

»Morgen werde ich es bei ihm finden.«

Aber am andern Tage fand sie das Kind noch an derselben Stelle und sie sprach leise vor sich hin:

»Zum Glücke, liebes Kind, hat der Herr gesagt: »selig sind die Einfältigen, denn ihrer ist das Himmelreich.«

Möge die Wissenschaft so gut sie kann die durch den Glauben so vollständig erklärte Erscheinung erklären; als Madelaine von ihrem Kinde entbunden wurde und sie dasselbe ansah, sagte sie:

»Herr, mein Gott, hast Du mich gesegnet oder gestraft? Mein Kind ist das Ebenbild des armen Kinder auf dem Bilde, das Du zu Dir winkst.«

Und mit dem heiligen Glauben der Mütter setzte sie hinzu:

»Das meinige wird zu Dir kommen, Herr es wird kommen, ich selbst führe es Dir zu.«

Der kleine Johann oder Hans und Hänschen, wie man ihn nannte, war wirklich der kleine Einfältige aus dem Bilde, Das blonde Köpfchen und die großen blauen Augen, die nichts von dem zu sehen schienen, was um ihn her vorging, als ob ein Schleier zwischen der Welt und seinem Geiste ausgespannt sei.

Die Sache war so wahr, die Ähnlichkeit so auffallend, daß Jedermann den kleinen Hans auf den Armen der Mutter wieder erkannte und die Weiber im Dorfe in jener falschen Frömmigkeit, die oft noch schmerzlicher ist als die Gleichgültigkeit, so oft sie ihn sahen, ausriefen:

»Herr Jesus, das arme Kleine ist doch ganz das Ebenbild des Einfältigen auf dem Bilde in der Kirche.«

Madelaine lächelte; in ihren Augen war Johann das schönste von allen Kindern und nur die kleine Marie allenfalls ließ sie gleich schön sein.

Ihre Besorgnis aber war groß. Hänschen war ein Jahr alt geworden und hatte noch nicht ein Wort gesprochen. Sie fürchtete, daß das Kind stumm sei. Eines Tages endlich wurde sie sehr und angenehm überrascht. Da sie sehr oft sagte: »lieber Gott, laß mein Kind sprechen! Lieber Gott, laß mein Kind nicht stumm sein!« so merkte sich das Kind das Wort, das es so oft hörte, lächelte seine Mutter an und sprach ihr nach:

»Gott!«

Madelaine sank auf ihre Knie und rief:

»Herr, ich danke Dir nicht bloß, daß Du mich erhört hast, sondern auch, daß dein heiliger Name der erste ist, der über die Lippen des Kindes ging.«

Von dieser Stunde an begann der kleine Hans zu sprechen, aber er sprach nicht wie die andern Kinder. Die andern Kinder haben gleichsam zwei Sprachen, die Kindersprache und die wirkliche, ernste Sprache. Hänschen ging sogleich in die ernste Sprache über; aber er sprach nur wenig, er sagte ein, zwei Worte, höchstens drei und vervollständigte seinen Gedanken durch ein Lächeln, durch eine Gebärde, durch einen Blick.

Die kleine Marie war seine einzige Gespielin, nie sah man ihn mit andern Kindern spielen. Auch spielte er eigentlich nicht, er — träumte. Marie und seine Mutter liebte er ungefähr mit gleicher Liebe; er liebte auch den Vater Kleine von ganzem Herzen und den kleinen Peter, als dieser zur Welt kam, die Übrigen aber schienen ihm, ich will nicht sagen fremd, aber unbekannt zu sein. Er liebte die Tiere und die Tiere liebten ihn. Was lag in dem Kinde, daß die Tiere es liebten, und ihm folgten? Der stöckische Graue, der sich bisweilen gegen Vater Kleine hartnäckig weigerte über einen Graben oder einen Bach zu gehen, wurde folgsam wie ein Lamm, gehorsam wie ein Hund, sobald der kleine Hans ihn am Zügel führte oder auf ihm ritt.

Der Faule; wie der Ochs hieß, der seinen Namen bisweilen auch verdiente, merkte das Kind von weitem

und brüllte ihm entgegen. Allerdings kam Hans nie in den Stall, ohne einen ganzen Arm voll frisches Gras und Blumen mitzubringen, und der Faule kaute dies Futter mit so großem Behagen, als ob Hänschen das Geheimnis verstehe, gerade die Kräuter und Blumen auszuwählen, welche der Oche am liebsten hatte.

Die schwarze Kuh brachte der Frau Marie doppelten Ertrag, denn alle Jahre verkaufte sie ein Kalb und alle Tage Milch. Weil nun der kleine Hans dem Mariechen die besten Kräuter gezeigt hatte, war die Milch der schwarzen Kuh weit und breit berühmt. Oftmals aber, wenn man das Kalb verkauft hatte, verweigerte die trauernde Kuhmutter ihre Milch denen, welche ihr das Kalb genommen hatten, um die Milch ganz für sich zu bekommen; dann ging der kleine Hans in den Stall, nahm das Maul der Kuh in seine Hände, richtete ihr den Kopf empor, heftete die Augen auf die traurigen Augen des Tieres und sprach mit ihm — welche Sprache; das weiß Gott. Die Kuh brüllte darauf ein paarmal betrübt, Hans rief die Frau Marie, ließ seine Hand am Halse der Kuh ruhen und gehorsam, wenn nicht getröstet, gab sie die weiße schaumige Milch her, die sie manchmal drei Tage lang verhielt.

Noch anders war es mit den wilden Tieren. Da Hänschen niemals einen lebenden Wesen etwas zu Leide getan Hatte, so liebten ihn alle Geschöpfe, mit Ausnahme derer, welche die Bestimmung haben zu schaden. Sie hielten das Kind gleichsam für einen

kleinen Engel, der über die Erbe schreite mit einer lieblichen Stimme und im Namen des Herrn alle Sprachen rede. Nach der träumerisch-sinnenden Weise, wie der kleine Hans im Moose lag oder sich an einen Baum lehnte und auf die singenden Vögel hörte, hätte man allerdings glauben können, er verstehe den Gesang und könne ihn überlegen und erklären.

Die kleine Marie, welche von dieser Sprache nichts verstand, fragte denn auch manchmal Hänschen:

»Welcher Vogel singt jetzt?«

Johann antwortete dann: »Es ist eine Nachtigall, ein Finke, ein Rotkehlchen, denn er brauchte den Vogel, der sang, nicht zu sehen, um zu wissen, welcher es sei.

Wenn er noch immer zuhörte, fragte Mariechen wohl auch:

»Hänschen, was singt der Vogel?«

Johann antwortete:

»Er dankt dem lieben Gott, der einen Tautropfen in ein zusammengerolltes Blatt fallen ließ, um ihm den weiten Weg nach dem Flusse zu ersparen.«

Oder auch:

»Er dankt dem lieben Gott, der zugab, daß ein Dorn am Wege den vorübergehenden Schafen ein wenig Wolle abriß, denn die Zeit ist gekommen, daß das Weibchen ihre Eier legen soll und aus jener Wolle will er sein Nest bauen.«

Oder auch:

»Er klagt, daß ein Kind aus dem Dorfe ihm seine Jungen genommen hat und doch nicht weiß, wie es dieselben füttern müsse, so daß die Kleinen verhungern werden.«

Eben so war es mit den Pflanzen, dem Grase und den Blumen. Niemals hätte Johann unnötiger Weise auf eine Pflanze getreten, Gras abgeschnitten oder eine Blume gepflückt. Hatte er ja einmal unversehens auf einen Stengel getreten, oder sah er einen, den Andere niedergetreten hatten, so richtete er das arme Pflänzchen empor, und sagte, wenn er es gewesen war: »Ich hatte Dich nicht gesehen, nimm es nicht übel,« und wenn es ein Anderer gewesen: »Zürne dem nicht, der Dich so geknickt hat, denn er wußte nicht, daß Du lebst, leidest und weinst wie wir; er hat zwar deinen Stengel geknickt, aber deine Wurzel ist Dir geblieben; aus deiner Wurzel wird ein neuer Stengel herauswachsen, er wird groß werden, blühen und seinen Samen umherstreuen, so daß Du im nächsten Jahre nicht mehr allein und einsam bist wie jetzt, sondern eine ganze Familie um Dich her hast.«

Eben so war es, wenn er Gras für den Faulen oder die schwarze Kuh absichelte oder wenn er eine Blume pflügte, um sie in den Gürtel oder in das Haar der kleinen Marie zu stecken. Ehe er die Sichel an das Gras ansetzte, sagte er zu demselben:

»Es ist bekannt, warum ich Dich abschneide, armes Gras; es geschieht nicht, um Dir nutzlos Schmerz zu

machen oder Dich gar zu vernichten, sondern weil der Faule, der Oche des Vaters Kleine, und die schwarze Kuh der Frau Marie Hunger haben; weil der liebe Gott Dich wachsen ließ, um sie zu sättigen und ihnen die Kraft zu geben, daß der Ochs das Feld des Vaters Kleine pflügen kann, das uns nährt, und daß die schwarze Ruh Milch bekommt.«

Pflückte er eine Blume, so sagte er zu ihr:

»Du weißt es, daß ich Dich für deine Schwester Marie von dem Stengel breche; Du weißt, daß der liebe Gott Dich nicht darum schön und wohlriechend erschaffen hat, das mir Du einsam auf der Wiese ober im Walde sterbest, sondern damit Du von seiner Größe unter den Menschen zeugst, deren Augen und Herz Du erfreust.«

In Folge dieser ihm von Gott verliehenen Fähigkeit, die ganze Schöpfung zu verstehen und zu begreifen, war der kleine Hans glücklicher im Umgange mit den Bäumen, den Pflanzen, den Vögeln, der freien Himmelsluft, dem Regen und Sonnenscheine, als in dem Verkehre mit den Menschen. Während die Bäume, die Blumen, die Vögel, die Himmelsluft, her Regen, der Sonnenschein in ihrer Sprache sagten: »er ist ein kleiner Engel, und zwar die Bäume, indem sie ihn mit ihrem Schatten bedeckten, die Blumen, indem sie seinen Weg schmückten, die Vögel, indem sie ihn durch ihren Gesang erheiterten, die Himmelsluft, indem sie seine Wangen liebkoste, der Regen, indem er ihn verschonte,

und der Sonnenschein, indem er ihn wärmte, zuckten die Leute aus dem Dorfe, wenn sie ihn ernst und schweigsam in dem Alter hingehen sahen, in welchem die Kinder lärmen und spielen, mit den Achseln und sagten im Tone des Bedauerns oder des Spottes: »er ist einfältig.«

Da er indes auf alle Fragen, die sie an ihn richteten, verständig antwortete, da er niemals gelogen hatte und Allen die Wahrheit sagte, sie mochte denselben angenehm sein oder nicht, so nannten sie ihn nicht Hans oder Johann oder den kleinen Kleine, sondern *Ehrlich*.

Nach einer gewissen Zeit nahmen selbst die kleine Marie, Frau Marie, der Vater Kleine, sogar Madelaine den Namen auf, unter welchem Johann im Dorfe allgemein bekannt war, und nannten ihn Ehrlich wie die Andern. Johann sah wohl ein, daß dies ein schöner Name sei, ein Name nach dem Herzen Gottes; er entwöhnte sich seines Namens Johann und gewöhnte sich daran, Ehrlich genannt zu werden.

V.

Bernhard und Peter vervollständigen die Familien, der erstere die des Vaters Kleine, der andere die der Frau Marie und wie diese Witwe wird.

Im Jahre 1805 war Ehrlich zehn ich aber kaum drei Jahre alt, da verließ mein Vater das Schloß des Fossés, das etwa ein Viertelstündchen von dem Hause des Vaters Kleine stand, um ein drei Stunden entferntes anderes Schloß, Antilley, zu beziehen.

Mein Vater hatte aus dem Feldzuge in den Alpen von dem St. Bernhardskloster ein Paar jener prächtigen Kunde mitgebracht, deren wertvolle Race die Mönche so sorgsam erhalten. Sie sehen aus wie zweijährige Löwen. Eben als wir nach Antillen ziehen wollten, warf die Hündin fünf Junge; zwei davon wurden verschenkt, zwei behielt die Alte und das fünfte hatte ein roher Mensch grausam vor die Tür geworfen.

Der immer im Freien umher wandernde Ehrlich ging zufällig vorüber, Hörte Das Winseln des armen kleiner Hundes, hob ihn auf und trug ihn nicht in das Häuschen seines Großvaters — an dessen Edelmut er zweifelte, da er bereite den Esel und den Ochsen zu füttern hatte — sondern in den Stall der Frau Marie.

So lange Bernhard — Ehrlich hatte den Hund kurze weg so genannt — Milch bedurfte, brauchte er sich

nicht eben sehr zu sorgen. Die schwarze Kuh war ja da und den vereinten Bitten der beiden Kinder wurde es nicht schwer, von der mitleidigen und gefühlvollen Frau Marie die ihm nötige Portion Milch zu erhalten. Da der Hund aber heranwuchs, mußte er mit seinem gewaltigen Appetit eine schwere Last für das Haus werden.

Trotzdem entschloß sich Ehrlich, den Bernhard in das väterliche Haus einzuführen. Er benutzte einen Augenblick, in welchem dasselbe leer war, ließ Bernhard eintreten und stellte sich vor denselben, um ihn gegen den ersten Zorn des Großvaters zu schützen. Aber nicht dieser kam zuerst, sondern Mutter Madelaine, die laut aufschrie, als sie ihren Ehrlich so neben dem Kunde stehen sah.

Es war ja treffend das Bild des Einfältigen auf dem Gemälde in der Kirche, es fehlte nun zur Ähnlichkeit gar nichts mehr, nicht einmal der Hund. Madelaine war eine gläubige Seele, die in allem die Band der Vorsehung erblickte. So glaubte sie denn auch jetzt, daß der Hund sich nicht nutzlos auf dem Wege des Knaben gefunden habe und daß es fast eine Sünde sei, Beide zu trennen, da sie ja und auf dem Bilde in der Kirche beisammen wären.

So blieb denn nur Vater Kleine zu fürchten, und diesem den Bernhard annehmlich zu machen war keine leichte Aufgabe. Vater Kleine haßte alles Nutzlose, und

so fürchtete man denn sehr, er werde den Bernhard abweisen.

Glücklicher Weise indes wurde seit einiger Zeit sehr viel von Diebstählen in der Gegend gesprochen, glücklicher Weise war es sogar dem Vater Kleine vor etwa zwei Nächten gewesen, als höre er in dem Hofe gehen. So stellte man ihm denn Bernhard als Wächter und Schutz vor, und nach dem er sich eine Zeitlang hatte bitten lassen, willigte er wirklich ein, den Hund zu behalten zur großen Freude Ehrlichs und der kleinen Marie.

Es wäre auch wirklich Schade gewesen, den Hund von dem Knaben zu trennen, denn sie hingen mit wunderbarer Freundschaft an einander. Bernhard namentlich hatte eine Anhänglichkeit an Ehrlich, daß man fast hätte glauben sollen, er besitze, wie die Tiere überhaupt, eine Seele. Die Seele Bernhards war seine Dankbarkeit gegen den, welcher ihm das Leben gerettet hatte, und diese Dankbarkeit sprach sich in einem fast fabelhaften Gehorsam aus. Auf den leisesten Wink Ehrlichs sprang Bernhard in das Wasser oder durch das Feuer; wo er sich auch befand, seine Augen wendeten sich von denen des Knaben nicht ab; schlossen sie sich eine kurze Zeit zum Schlafe, so öffneten sie sich immer nach der Richtung hin, in welcher sich Ehrlich eben befand. Immer sah man sie beisammen, neben einander, und Ehrlich ließ die Hand an der Seite herabhängen, an welcher sich der Hund befand, der sie im Laufen leckte.

Und ein Glück war es, daß Bernhard so sanft war und dem Knaben so sehr gehorchte, denn er besaß Riesenkraft, und er wäre recht gefährlich gewesen, wenn ihn nicht ein Wink, ein Wort harmloser und unschädlicher gemacht hätte, als es der festeste Beißkorb nur immer vermocht haben würde.

Nach Ehrlich liebte Bernhard am meisten die kleine Marie, dann Madelaine, dann Frau Marie; gegen die beiden Familienhäupter, Vater Kleine und den Schulmeister, empfand der Hund die allervollständigste Gleichgültigkeit.

Der Schulmeister hatte, wie bereits erwähnt, einen Augenblick gehofft, er werde durch den Konvent etwas zu den dreihundert Francs hinzu bekommen, die er als Kinderlehrer und Vorsänger in der Kirche von der Gemeinde erhielt, diese Hoffnung aber aufgeben müssen, was für ihn eine um so schmerzlichere Enttäuschung war, da sich seine Familie durch einen Sohn vermehrt hatte. Diesen Sohn empfahl er ganz besonders dem Apostel Petrus und nannte ihn nach demselben Peter, wie auch er selbst, der Schulmeister, hieß. Um den Einen von dem Andern zu unterscheiden, nannte man das Kind den kleinen Peter.

Um das Unglück voll zu machen, erkrankte bald nach der Geburt des kleinen Peters der Vater und starb, so daß die Witwe mit ihren beiden Kindern auf die Pension von hundert Francs, welche ihr die Gemeinde gab, und auf ihre Händearbeit angewiesen war.

Dies geschah etwa um das Jahr 1810. Die kleine Marie stand im fünfzehnten Jahre und konnte also den unersetzlichen Verlust ermessen, den sie erlitten hatte. Wie bei allen wichtigen Begebenheiten verschmolzen sich auch bei diesem Trauerfalle die beiden Familie in eine einzige, und Madelaine wie Ehrlich übernahmen ihren Teil von dem Schmerze der Nachbarin, damit er dieser minder schwer werde.

Obgleich nun Ehrlich mit der kleinen Marie weinte, fand er doch so wunderbar tröstende Worte für das Mädchen und für die Frau, daß sie beide, die neben einander weinten, die in Tränen schwimmenden Augen aufschlugen und hinsahen, ob denn wirklich Ehrlich, der Geistesarme, also gesprochen habe.

In Folge dieser Stimme, die von oben herab zu kommen schien, verlor ihr Schmerz, wenn er auch nicht ganz schwand, viel von seiner Bitterkeit und nach einem halben Jahre hatten bereits die Herzen wie die Anzüge, ohne gerade die Trauerfarbe ganz verloren zu haben, doch nicht mehr das schauerlich Düstere.

Es gibt eine himmlische Barmherzigkeit für die Armen. In dem Augenblicke, da das Unglück uns trifft, glaubt man nicht nur dasselbe nicht ertragen zu können, man hält es auch überhaupt für unerträglich. Man überschaut die Hilfsmittel, die geblieben sind, zählt sie zusammen, schaudert und fragt sich, wie weit sie reichen werden. Das Leben scheint zu uns möglichen Bedingungen gebracht zu sein; man tritt schaudernd in

das neue Dasein ein, das sich immer enger und enger zusammenziehen und uns endlich ersticken zu müssen scheint. Aber ein Tag nach dem andern vergeht, ein Monat folgt dem andern; aus der Armut selbst scheinen wohltätige Gedanken aufzusteigen und man blickt so oft nach dem Himmel hinauf, daß man endlich Gott selbst zu sehen glaubt. Dann gleicht der Arme, so verzweiflungsvoll er auch sein mag, dem Verurteilten, den man zum Blutgerüste führt und der einem Könige auf seinem Wege begegnet. Er erkennt, daß er nun nicht mehr sterben wird.

Nachdem Ehrlich so gut er es vermocht und ohne zu ahnen, wie sehr es ihm gelungen, Mutter und Tochter getröstet hatte, sah er ein, daß er ihnen beistehen müsse. Da ihn selbst Vater Kleine für ein Wesen ganz besonderer Art hielt, durfte Ehrlich frei und ungehindert über seine Zeit verfügen. Er konnte sie also auch im Dienste der Witwe verwenden. Zuerst brachte er die kleine Marie auf den Gedanken, nicht bloß die Milch der schwarzen Kuh, sondern auch die der Kühe des Gutes Longpré in die Stadt zu schaffen und da zu verkaufen. Die Besitzerin, eine junge Witwe mit einem Kinde von fünf oder sechs Monaten, die sich um alle solche Einzelheiten ihrer Wirtschaft nicht bekümmern konnte, wollte der kleinen Marie von jeder Maß Milch, die sie verkaufe, ein Viertel als Lohn überlassen. Da aber Marie, selbst mit Ehrliche Hilfe, die Milch nicht in die Stadt auf einmal tragen konnte, Vater Kleine den

Esel auf dem Felde brauchte und auch der Ameise glich, die nicht borgte, so fing Ehrlich an einen kleinen Wagen zu bauen, zu dem er die alten Räder zweier Karren nahm und spannte den großen Bernhard daran, der sich gern fügte und in Begleitung der beiden Kinder seine flüssige Ladung nach der Stadt zog. Dort ging Marie in die Häuser der angesehensten Leute, bot ihre Dienste an und sagte, sie werde alle Tage so viel Milch bringen als sie bedürften, wenn sie dies selbe gut fänden. Marie war nun zum Entzücken schön und sprach ganz besonders lieblich; die Trauerkleidung machte sie interessant und so regte sie gleich bei dem ersten Versuche die Milch vollständig ab.

Da sie von der Gutsbesitzerin acht Maß erhalten hatte, die Maß acht Sous kostete und ihr ein Viertel für ihre Mühe zufiel, so erhielt sie sechzehn Sous. Außerdem lieferte die schwarze Kuh zwei Maß, deren Ertrag Marien und deren Mutter ganz angehörte; sie brachte also zweimal sechzehn Sous mit nach Hause, monatlich etwa acht und vierzig Francs.

Das gab mit den hundert Francs, welche die Gemeinde der Frau Marie zahlte, sicher eine Summe von mehr als sechs hundert Francs des Jahres, das Doppelte also wenigstens von dem, was der Schulmeister bei Lebzeiten verdient hatte.

Alle Morgen um sechs Uhr brachen Marie, Ehrlich, Bernhard mit dem kleinen Wagen von Haramont auf und gelangten nach etwa dreiviertel Stunde in die Stadt.

Marie ging da zu allen ihren Abnehmern, während Ehrlich und Bernhard vor jedem Hause warteten, der Hund den Knaben ansah, gleich als wollte er fragen, ob er mit ihm zufrieden sei und Ehrlich dem Hunde freundlich zulächelte.

Mariechen maß die Milch so zierlich ab, empfing das Geld dafür mit so freundlich dankbarem Lächeln; der große Hund und der arme blödsinnige Knabe, die an der Tür auf sie warteten — denn für blödsinnig galt er auch in der Stadt — hatten etwas so Originelles, daß der kleine Wagen viermal so groß hätte sein und viermal soviel Milch enthalten können, Marie würde keinen Tropfen wieder mit nach Hause gebracht haben.

Auf dem Rückwege stellte Marie die Krüge so zusammen, daß ein Plätzchen für sie selbst frei wurde; dahin setzte sie sich auf dem Wägelchen und Bernhard zog sie ohne Anstrengung, während der blöde Ehrlich nebenher ging.

Um neun Uhr waren die Kinder gewöhnlich wieder zu Hause und Marie hatte also fast den ganzen Tag noch frei, um mit ihrer Mutter nähen oder ihren kleinen Bruder warten zu können.

Wenn die Ernte der Buchnüsse kam, jener Hilfe, welche Gott selbst den Armen im Walde gibt, wie er sonst den Israelisten in der Wüste Manna gab, war Ehrlich wiederum Marien behilflich bei der Einsammlung; aber er ließ sie keineswegs die Buchnüsse kniend einzeln auslesen, wie es die Andern

taten, er las sie auch selbst nicht so auf, sondern spannte Bernhard an den Wagen, nahm auf diesem einen Besen und einen Wedel mit und fuhr in den tiefsten Wald hinein.

Hier suchte er sich einen schönen fruchtbeladenen Baum aus, stieg gewandt, fast so rasch wie ein Eichhörnchen hinauf, schüttelte die Äste, damit die Nüsse herunterfielen, stieg dann wieder hinunter, kehrte sie mit seinem Besen zusammen und binnen einer halben Stunde hatte er die Hülsen, Blätter und Holzstückchen mit dem Wedel entfernt und die gereinigten Nüsse auf den Wagen geladen.

In dem ersten Jahre, in welchem Ehrlich in solcher Weise die Buchnüsse einsammelte, verkaufte Frau Marie für hundert und fünfzig Francs Nußöl, so daß in diesem Jahre die Einnahmen der Familie auf siebenhundert und fünfzig Francs stiegen, höher als selbst die des Vaters Kleine, obwohl dieser damals zehn Morgen Feld besaß, die er durch den Dünger von dem Grauen, dem Faulen und der Schwarzen, welcher letztere ihm für die Arbeit Ehrliche für die Frau Marie überlassen wurde, sehr ergiebig gemacht hatte.

Ehrlich hatte aber auch an noch etwas anderes gedacht. Er wollte dem Häuschen, in welchem mit ihm der Segen des Herrn eingezogen zu sein schien, einen Bienenstock verschaffen und zwar seit er in einem hohlen Baume eine arbeitsame Familie dieser Tierchen

entdeckt hatte. Er flocht einen Bienenkorb und wartete bis die Bienen im Walde schwärmten.

Er folgte ihnen dann zu dem Baume, an welchem sie sich anhingen und da er sie schon längst kannte und mit ihnen sprach wie mit den andern Tieren, so scheute er sich nicht, als die rechte Zeit gekommen war, seine Brust zu entblößen, weil er gar nicht daran dachte, daß ihm eine Biene etwas zu Leide tun könnte, nahm einige mit der Königin in sein offenes Hemd, ging so, während die andern ihm folgten und um ihn herflogen, durch das ganze Dorf, das sich gar sehr verwunderte, und gelangte zu dem neuen Bienenkorbe, in den sich die Königin sogleich mit allen ihren Untertanen begab wie in einen ihrer würdigen Palast.

Schon im nächsten Jahre hatte Frau Marie den schönsten Honig im ganzen Dorfe.

Am meisten wunderte man sich darüber — denn der Mensch wundert sich eben über Alles, was er nicht begreift, — daß sobald Ehrlich im Garten erschien, der ganze Schwarm Bienen zu ihm flog, sich auf seinen Hals und sein Gesicht setzte und an den Blumen sog, die er in der Hand hielt und der Königin brachte wie ein Verehrer einer Majestät.

Die Königin spazierte sogar gravitätisch auf seinem Finger hin und her, schüttelte ihre durchsichtigen Flügel und rieb die Beinchen an einander.

VI.

Was von 1810 bis 1814 in dem Dorfe Haramont geschah.

In den ersten Tagen des Jahres 1810 ereignete sich ein gar wichtiger Vorfall: es kam ein Sohn des Dorfes mit dem Ehrenkreuze auf seiner Brust und mit dem Verluste von zwei Fingern an einer rechten Hand zurück.

Er war jung, d. h. er zählte kaum fünf und zwanzig Jahre. Er hatte seinen Abschied, zweihundert und fünfzig Francs für das Ehrenkreuz und drei hundert Francs Pension. Auch ein schöner Mann war er, mit frischem Gesicht, rotem Haar und rotem Schnurrbart, der immer sorgfältig gewichst und an der Seite emporgedreht war.

Er hatte unter den Husaren gedient und als er mit seiner roten Jacke mit den gelben Schnüren, mit dem blauen Dolman auf der Achsel, dem Pelz-Kalbak mit dem blauen herabhängenden Tuch daran und den Reithosen mit den goldenen Knöpfen in dem Dorfe erschien, machte er doppeltes Aufsehen, einmal als Kind des Dorfes, das die Väter und Mütter mit Freuden wieder sahen und dann als schöner Bursch, den die Mädchen gern ansahen.

Er war mit seinem siebzehnten Jahre in die Armee getreten, um 1803, hatte die Schlacht von Austerlitz, die Schlacht von Jena und den letzten glänzenden Feldzug

mitgemacht, der mit den Schlachten von Eßlingen und Wagram endigte.

In dieser letzten Schlacht, als er mit seiner Eskadron gegen ein Infanterie-Regiment angesprengt, hatte ihm eine Kugel den Daumen und Mittelfinger der rechten Hand zerschmettert, so daß man sie ihn hatte abnehmen müssen. Da er nun den Säbel nicht mehr halten konnte, so hatte sein Oberst, der ihn schon mehrmals im Kampfe beobachtet, dreierlei für ihn erbeten und erhalten, was der tapfere Reiter auch gar wohl verdiente: das Kreuz, eine Pension und den Abschied. Als tapferen Soldaten in der Schlacht sahen ihn die Subaltern-Offiziere sehr ungern scheiden, weit weniger aber als Kameraden. Sebastian ober Bastian, wie er hieß, hatte eine unüberwindliche Zuneigung für das Wirtshaus und kaum hatte er zwei Gläser getrunken, so wurde er streit- und händelsüchtig. Es war gar nichts Seltenes, daß er Arm in Arm mit einem Kameraden in das Wirtshaus ging und sehr bald herauskam, um hinter einer Hecke oder einer Mauer sich mit ihm zu schlagen.

Bastian kannte seinen unglückseligen Charakter selbst recht gut, da es aber seiner Meinung nach zu schwierig gewesen wäre sich zu ändern, so zog er es lieber vor, sich so viel als möglich im Gebrauche der Waffen zu üben und war in dieser Weise ein ausgezeichneter Fechter geworden. Die Folge davon war, daß sich Hiebe über die Hand und Narben im Gesicht, die zahlreich in allen Regimentern zu sein

pflegen, deren Waffe der krumme Säbel ist, noch viel zahlreicher in dem Regimente fanden, in welchem Bastian diente, als in einem andern.

Es versteht sich von selbst, daß die meisten dieser Narben dem Säbel Bastians Herrührten. Darum sah man ihn als Soldaten ungern ziehen, sehr gern dagegen als Kameraden. Das hinderte indes nicht, daß ihm die Kameraden ein großes Abschiedsfest gaben, welches vielleicht nur so glänzend und herzlich war, weil er eben Abschied nahm.

Bei dem Scheiden auf immer vergißt man gewöhnlich Mancherlei und so konnte man denn auch bei dem Abschiedsfeste die Bemerkung machen, daß gerade die Benarbtesten die zärtlichsten gegen Bastian waren.

Bastian hatte also Wien verlassen, wo man ihm dies Abschiedsfest gegeben, war durch einen Teil Tyrols und der Schweiz gereist, nach Frankreich zurückgekommen und endlich wie der Kriegsgott selbst im Dorfe Haramont erschienen. Leider suchte Bastian in der allgemeinen Freude vergeblich jene süßen Liebkosungen, ohne welche es kein wahres Glück in dieser Welt gibt, die Umarmung und die Küsse eines Vaters und einer Mutter.

Bastian war Waise seit seiner Geburt, hatte nie jenes höchste Glück gekannt und wahrscheinlich seines Alleinstehens wegen Dienst in der Armee genommen.

Übrigens war dies, wie man schon gesehen hat, sehr wohl von ihm getan, denn er kehrte verhältnismäßig reich zurück, weil er ja lebenslänglich ein jährliches Einkommen von fünfhundert und fünfzig Francs hatte. Damit konnte er, je nach seiner Wahl, leben ohne irgend etwas zu tun oder seine Lage durch Arbeit noch weiter verbessern.

Arbeiten hatte Bastian freilich nicht gelernt und so trat er auch bei dem Nachbar Mathieu, der allmählich ein großer Gutsbesitzer geworden war, nur ein, um die Pferde zu pflegen. Diese Beschäftigung sagte dem Husaren, wie man Bastian nannte, zu; sie erinnerte ihn an seine Schwadron und wenn er, den Unterkiefer vorschiebend, sagte: »Ach, bei dem Regimente war's eine Luft!« hatte er alles gesagt.

Die Worte hatten in den Augen der Anderen nicht eben viel Sinn, sehr große Bedeutung aber für Bastian, den sie an eine ganze Reihe von Liebschaften, Zweikämpfen, guten Mahlzeiten, großen Schlachten und selbst von jenen schlimmen Stunden erinnerten, an die man gar gern zurück denkt, wenn sie vorüber sind.

Wenn die, welche ihr jene Worte aussprechen hörten, fragend und verwundert ihn ansahen, fuhr er fort:

»Das versteht Ihr Philister nicht.«

Und die »Philister« würden es allerdings nicht verstanden haben, auch wenn Bastian geruht hätte es ihnen zu erklären, was er indes nie tat, so daß man in

Haramont heute noch nicht weiß, von welcher Luft Bastian eigentlich so warm und sehnsüchtig sprach.

Er hatte, wie bereits erwähnt, großen Eindruck auf die Haramonterinnen gemacht, denn er war jung, er war reich, er war hübsch und besaß überdies das Ehrenkreuz, das in jener Zeit nicht verschwendet wurde. Mehr war nicht nötig, um vielen Mädchen den Kopf zu verdrehen.

Und doch hatte Bastian seine Vorzüge und Reize noch nicht alle entwickelt, er hatte sich noch nicht als Tänzer gezeigt. Erst an dem Sonntage nach seiner Ankunft sollte er seine Tanzgeschicklichkeit bewundern lassen. Die Künste grenzen aneinander, reichen einander die Hand. So war denn auch Bastian ein vollendeter Tänzer, wie er ein vollendeter Fechter war.

Man tanzte fünfhundert Schritte vom Dorfe unter den ersten Bäumen des Waldes, in einem natürlichen Kreise, den einige riesige Buchen bildeten, auf einem sorgsam von dem Dorfgeiger fest und glatt geschlagenen Boden. Für diese Arbeit erhob der Geiger von jedem Tänzer und jedem Contretanze einen Sou.

Als man Bastian am Sonntage nach seiner Rückkehr von weitem nach dem Tanzplatze in seinem glänzenden Anzuge, mit den Sporen an den mit Firnis gewichsten Stiefeln, kerzengerade, die Arme eingestemmt, kommen sah, wendeten sich alle Blicke erwartungsvoll nach ihm.

Die Mädchen hatten ihr Endurteil über Bastian noch nicht ausgesprochen. Sie mußten erst sehen, wie er, der alles, was er tat, gut machte, beim Tanz sich anstellte. Darum war auch eine jede neugierig, welche er zuerst aufziehen werde.

Bastian trat zu einem schönen Mädchen, die Katharina hieß, einer Brünette mit schwarzen Augen, schön geschwungenem braunen und schlanken Wuchs, die in der großen Stadt, wie man sich ausdrückt, gewesen war.

Katharina, welche bei einer adeligen Dame in der Umgegend in Dienst getreten, war derselben wirklich nach Paris gefolgt, nach einem Jahre aber etwas blaß, etwas abgefallen, freilich auch mit hundert Louisdor zurückgekommen, die sie bei dem Herrn Niguet auf erste Hypothek angelegt hatte und die ihr hundert und fünfzig Francs jährlich Zinsen trugen.

Woher diese hundert Louisdor?

Katharina hatte eine Erklärung gegeben: ihre Herrin sei sehr gefährlich frank gelesen und sie habe dieselbe so aufopfernd gepflegt, daß die Dame nach ihrer Genesung ihr aus Dankbarkeit diese hundert Louisdor geschenkt.

Leider glaubten nicht Alle an diese Geschichte, wie sinnreich sie auch erfunden war und allerdings konnte dieselbe auch einem einzigen Einwurfe nicht widerstehen.

Man fragte Katharina, woher es komme, daß sie eine so dankbare und freigebige Herrin verlassen habe?

Darauf hatte Katharina nie etwas anders antworten können, als daß sie sich nach ihrer Heimat gesehnt und deshalb zurückgekommen sei und gar Viele zweifelten, daß Katharina ihr kleines Vermögen in solcher Weise erhalten habe. Ja noch mehr, Einige zweifelten nicht nur daran, sondern gaben sogar eine ganz andere Quelle an. Sie sagten, nicht die Herrin sei sehr krank gewesen, sondern Katharina selbst, das habe man an ihrer Blässe und Hagerkeit gesehen als sie zurückgekommen. Sie setzten ferner hinzu, Katharina verdanke die bei Herrn Niguet angelegten hundert Louisdor nicht der Dankbarkeit der Baronin, sondern der Freigebigkeit des Barons.

Da diese Angabe, so böswillig sie auch war, die Rückkunft und das Vermögen Katharinens besser erklärte als die andere, so fand sie auch allgemeinen Glauben und trotz der lockenden Schönheit Katharinens, trotz den auf erste Hypothek ausgeliehenen hundert Louisdor hatte sich kein junger Bursch entschließen können Katharinen zu heiraten. Dagegen wollten viele ihr den Hof machen. Sie erklärte aber mit aller Bestimmtheit, sie sei ein ordentliches Mädchen und werde auf keinen hören, wenn er nicht mit der Feder zur Unterzeichnung des Ehekontrakts erscheine, so daß der Müller von Wuala, eine böse

Zunge, äußerte, das Ei zu der Gans, welche jene Feder liefern solle, sei noch nicht gelegt.

Bastian trat also, den einen Arm eingestemmt, den einen Fuß vorgestreckt, zu Katharinen und bot ihr die behandschuhte Hand.

Katharina nahm die Hand mit triumphierendem Lächeln an und trat mit Bastian in den Kreis,

Der Husar schnallte seinen Gurt ab und übergab Säbel und Säbeltasche dem Sohne des Geigers, welcher in der Pause zwischen zwei Tänzen die Sous einzusammeln hatte, und er tat dies mit solcher Anmut und Würde, wie etwa Mars, wenn er mit Venus hätte tanzen wollen, sein Schild und sein Schwert den Händen Amors übergeben haben würde.

Man erwartete viel von Bastian; aber, das muß man gestehen, er übertraf alle Erwartungen. Bastian hatte ein besonderes Pas für jede der vier Figuren, aus denen ein vollständiger Contretanz besteht und er führte sie aus, wie sie die Leute im Dorfe nicht nur nicht gesehen, sondern auch wie sie dieselbe gar nicht für möglich gehalten hatten. Deshalb drängte man sich auch so nahe herbei, um Bastian tanzen zu sehen, daß er trotz seinem Stolze auf diesen Sieg seine Landsleute selbst bitten, mußte, ihm ein wenig Platz zu machen, wenn sie ihn weiter tanzen sehen wollten.

Man kam dieser Bitte nach, die man für vollkommen gerechtfertigt hielt und Bastian schloß die legte Figur

mit einigen Entrechats von solcher Vollendung, daß die Umstehenden allgemein applaudierten.

Bastian führte seine Tänzerin stolz an ihren Platz zurück und sah sich eben in dem Kreise um, welche er wohl für einen zweiten Contretanz mit seiner Hand beehre.

Etwas in der Ferne, nicht unter den Tänzerinnen, waren Frau Marie und Mariechen stehen geblieben. Bastian erblickte das liebliche Gesicht und ging auf sie zu, ohne auf ihre Trauerkleidung zu achten und sprach in seinem süßschmachtendsten Tone:

»Könnte ich die Ehre haben zum nächsten Contre?«

Mariechen errötete, denn alle Blicke, die dem Husaren gefolgt waren, wendeten sich auf sie.

»Ich danke, Herr Bastian,« sagte Sie, »aber wie Sie sehen, trauere ich um meinen guten Vater.«

»Nun ich dachte mir, sehen Sie, weil Sie zum Tanzplatze gekommen wären,« antwortete Bastian, indem er sich hin und her wiegte und verliebte Augen machte.

»Sie haben Recht, Herr Husar,« entgegnete darauf Mariechen; »es war nicht recht von mir, daß ich mit Trauer außen und innen an den Ort der Freude kam. Wir wollen gehen, Mutter.«

Und sie zog Frau Marien mit sich fort auf den Weg hin, der nach dem Walde führte.

»Oh! oh!« sagte der Husar. »Hat denn das Mariechen in meiner Abwesenheit sogar den Namen geändert? Sie

scheint jetzt Jungfer Zimperlich zu heißen.«

Mariechen hörte nicht, was Bastian sagte, aber einige Andere hörten es, auch Ehrlich.

So wenig Ehrlich sich aus dem Tanze machte, hatte er sich doch an den Hang gelegt nicht weit von Mariechen. Sein großer Hund lag neben ihm wie gewöhnlich. Er sah weniger auf die Tänzer und Tänzerinnen als auf Mariechen und wenn sein Auge auf ihr ruhte, vergaß er die Bursche und Mädchen, die im Takte — oder doch beinahe Hüpften, den Geiger, der mit dem Fuße stampfte und die Geige, die so gut als möglich sang.

Einen Augenblick hatte er gleich den Andern Bastian zugesehen, und ihn aus Herzensgrunde beklagt, daß er so anstrengend tanzen müßte, denn er sah nicht ein, wie Jemand sich so abmühe und die Beine so lächerlich um sich werfe, ohne durch irgend ein Gesetz, eine Notwendigkeit dazu gezwungen zu sein.

Als er Bastian den Tanzplatz verlassen und nach Mariechen hingehen sah, richtete er sich auf, um ihm mit einer gewissen Besorgnis nachzublicken. Er ahnte die Absicht des Husaren und es würde ihn tief betrübt haben, wenn Mariechen mit einem Manne getanzt hatte, der so ganz anders tanzte, wie die Burschen im Dorfe.

Obgleich er nicht ganz nahe bei der Gruppe war, so verstand er doch in Folge seiner Fähigkeit die entferntesten Töne zu vernehmen, sowohl die Frage als die Antwort. Seiner Meinung nach hatte Mariechen

ganz gut geantwortet, Bastian aber hielt er für einen Grobian, was ihm freilich bei einem Manne nicht auffiel, der nach einem so ganz außergewöhnlichen und übertriebenen Lange nicht recht bei Besinnung sein konnte.

Er beklagte ihn also statt ihn zu tadeln, stand dann auf und ging mit Bernhard Mariechen nach.

VII.

Was in dem Dorfe Haramont von 1810 bis 1814 weiter geschah.

Von diesem Augenblick an stand der Ruf des Husaren in dem Dorfe fest: den Frauen galt er als das Muster der Eleganz und guten Sitten, den Männern dagegen als der widerwärtigste, unausstehlichste Mensch, der ihnen noch vorgekommen.

Nur Mariechen und Ehrlich machten eine Ausnahme. Der ersteren war er vollkommen gleichgültig, der letztere beklagte ihn. Er war ganz und gar der Meinung des Dey von Algier, welcher einmal einem prächtigen Balle beiwohnte und, als der Herr vom Hause dabei gleich dem geringsten seiner Gäste tanzte, diesen Hausherrn zu sich rufen ließ, um ihn mit gutmütiger Neugierde zu fragen:

»Da Sie so reich sind, Herr, wie Sie zu sein scheinen, warum machen Sie sich die Mühe selbst zu tanzen?«

Aber der gewöhnliche französische Contretanz genügte Bastian bald nicht mehr. Alle französischen Soldaten hatten in Deutschland eine große Vorliebe für den Walzer erlangt und Bastian führte den Walzer unter den Mädchen von Haramont ein.

Um dies zu können, machte er sich zum Tanzmeister, zum Walzertanzmeister, aber wohl verstanden nur für

die Mädchen.

Die Folge davon war, daß die Bursche, denen Bastian nicht die geringste Anweisung gab, wie man sich in drei Tempos um sich selbst drehen müsse, bei dem Walzer Bastian ganz freies Feld ließen, und dieser wie ein orientalischer Pascha nur zu winken brauchte, ohne einen Nebenbuhler zu fürchten zu haben.

Die Bursche wollten wohl Einwendungen machen, aber Bastian wendete bei dem ersten Murren sich um, drehte den Schnurrbart wie einen Korkzieher, fragte so artig wie es nur die Husaren verstehen: »was beliebt?« und alles war still.

Und nicht bloß als Tänzer Hatte Bastian die Bewunderung aller Haramonterinnen sich erworben, sondern auch als Reiter. Er saß zu Pferd wie ein Gardehusar d. h. mit seltener Vollkommenheit und da er die Pferde des Nachbars Mathieu pflegte, so ritt er dieselben auch, ja er machte ohne Sattel Spazierritte in der Umgegend und zwar so, daß er hin und her durch, das ganze Dorf reiten mußte.

Merkwürdig war es aber, daß ihm, obgleich alle Schönen ihn vorzogen, obgleich Katharina ihn besser aufnahm als alle andern, ja gegen ihn von ihren Ansprüchen wegen des Heiratens merklich nachzulassen schien, alles dies gleichgültig blieb, so lange er nicht erkannte, daß Marie ihn ansah.

Je stöckischer und störriger das Pferd war, daß er ritt, um so eifriger drängte er es nach dem Häuschen der

Frau Marie hin, damit Mariechen seine Kraft und Gewandtheit im Bändigen der Tiere zu Gesicht bekomme.

Bisweilen ging sein Wunsch wenigstens zur Hälfte in Erfüllung; Mariechen blickte aus Neugierde hin und Ehrlich, der ihn auch ansah, weil er den Blicken Mariechens folgte, fragte sich stets, warum doch der Husar, statt die Spornen und das Gebiß zum Bändigen des störrigen Pferdes anzuwenden, die so einfache Hilfe des Wortes nicht brauche, des Wortes, des Zuredens, womit er, Ehrlich, die verstocktesten Tiere in wenigen Augenblicken zu allem brachte.

Bastian seinerseits liebte den Ehrlich gar nicht, vielleicht weil er ahnte, daß derselbe große Liebe zu Mariechen im Herzen trage, und daß diese die innigste Zuneigung für Ehrlich empfinde: er liebte ihn nicht, sage ich, denn bis zum Hasse ging sein Mangel an Neigung nicht. Ehrlich war so sanft, so gutmütig, so harmlos, daß Niemand ihn haßte, aber er mißfiel dem Husaren, wie und irgend etwas mißfällt, das uns auf dem Wege aufstößt, ein Hindernis, das uns hemmt.

Auch ließ Bastian keine Gelegenheit vorbeigehen, Ehrlich zu verspotten, namentlich die Engelssanftmut desselben, die sich dem Husaren als Feigheit darstellte. Dann war Ehrlich auch kein Tänzer, kein Reiter, kein Fechter, während Bastian als solcher sich auszeichnete. Er verspottete deshalb Ehrlich nicht nur um das, was er war, sondern auch um das, was er nicht war.

Daß Ehrlich alle diese Spöttereien mit unveränderlicher Ruhe anhörte, versteht sich von selbst.

Aber es kam eines Tages ein Vorfall, der Bastian nachdenklich machte.

Da er in der ganzen Umgegend für einen großen Pferdebändiger galt, so ließen ihn die Pächter und Gutsbesitzer holen, welche unfügsame Füllen oder störrige Pferde hatten und Bastian wußte die Widerspenstigsten gewöhnlich in ganz kurzer Zeit durchaus gehorsam und demütig zu machen.

Eines Tages hatte man Bastian ersucht ein Pferd zu reiten, das ein Pächter in der Gegend, Herr Destournelles; gekauft hatte. Es war Sonntag und Bastian, der aus Stolz seine überlegene Reitkunst allgemein zeigen wollte, wählte zur Reitbahn den großen Platz im Dorfe und zwar zu der Zeit als die Leute aus der Kirche kamen.

In dem Augenblicke, als die ersten Mädchen, die welche sich am eifrigsten nach dem Sonnenlichte der Freiheit und dem Plaudern sehnen, in der Kirchtür erschienen, stellte sich seinerseits Bastian mit dem wilden Pferde ein.

Das Pferd hatte von dem Pächter bis zum Platze vor der Kirche, eine halbe Stunde Weges, eine ganze Stunde zugebracht, weil es der Reiter zurückgehalten hatte, der weder zu früh, noch zu spät, sondern eben zur rechten Zeit kommen wollte.

Das Pferd war in Folge davon von Schaum bedeckt, hatte mit Blut unterlaufene Augen und blies glühend heißen Atem aus den Nüstern.

Auf dem Platze begannen dann die Übungen.

Der Sieg schien sich anfänglich für den Reiter zu erklären; als aber das Pferd die Türstufen vor der Kirche und die Fenster derselben wie die Logen eines Theaters von Zuschauern besetzt sah, fing es an, entweder weil es instinktmäßig die Würde fühlte, von welcher Buffon spricht, oder weil es alle Schmach, die ihm Bastian seit einer Stunde angetan, nur ertragen hatte, um sich um so glänzender zu rächen, kurz es fing an allerlei Seitensprünge zu machen, auszuschlagen und sich zu bäumen, daß Bastian, ein so guter Reiter er auch war, aus dem Sattel gehoben und zehn Schritte weit hin auf den Boden geschleudert wurde.

Sobald das Pferd Peine Reiters sich entledigt hatte, drehte es sich um und schlug im Galopp den Rückweg nach seinem Stalle ein.

Dieser Sturz des Reiters gab allen jungen Burschen gar viel zu lachen, da sie den Husaren nicht leiden konnten, der sie in allem ausstach, verdrängte und verhöhnte; als sie indes sahen, daß Bastian, statt schnell aufzuspringen, wie man es bei einer solchen Gelegenheit meist tut, unbeweglich da liegen blieb, wo er aufgefallen war, meinten sie, er sei wohl mit dem Kopfe aufgeschlagen und habe das Bewusstsein verloren, und eilten ihn zu Hilfe.

Sie irrten sich auch nicht. Bastian war zwar nicht ohnmächtig, aber betäubt.

Man hob ihn auf, goß ihm ein Glas Branntwein ein und blies ihm in das Gesicht, so daß Bastian die Augen und den Mund gleichzeitig aufriß; die Augen, um sie wild umher zu rollen und das Pferd zu suchen, den Mund, um zu fluchen und zu schwören, bei welcher Gelegenheit denn die Bauern von Haramont erfuhren, um wie viel reicher die Lagersprache als die Dorfsprache ist.

Mit einem Male standen seine Augen still und sein Mund schloß sich, als hätte er den Kopf der Meduse vor sich gesehen. Es war etwas noch Schlimmeres.

Ehrlich nämlich brachte das Pferd zurück. Er saß auf dem Tiere, das so sanft und fromm geworden war wie der friedliche Esel, auf welchem unser Herr seinen königlichen Einzug in Jerusalem hielt. Da er nun auch einen grünen Zweig in der Hand hielt, welcher an den Palmenzweig erinnerte, da seine Füße neben den Steigbügeln herabhingen, da sein Blick wohlwollend, sein Lächeln sanft war und Alle bei Seite traten, um ihm Platz zu machen, so glich er dem göttlichen Muster so weit als ein armer Sterblicher einem Gott gleichen kann.

Bastian seinerseits glaubte einen Augenblick zu träumen; er rieb sich die Augen, sprach einige unverständliche Worte und sah diese ruhige lebende

Wirklichkeit an sich herankommen als wäre sie eine entsetzliche gespenstige Erscheinung.

»Herr Husar,« sagte Ehrlich ganz gelassen, »ich war auf dem Wege nach Longpré, sah Ihr Pferd davon laufen und glaubte, Sie würden besorgt sein. Deswegen habe ich es mitgebracht.«

Aue lachten, nur Bastian nicht. Ehrlich aber sah die Leute verwundert an und begriff nicht, warum sie lachten.

Er wurde rot, stieg von dem Pferde herunter, übers gab den Zügel dem Husaren und stellte sich, die Hand auf den Kopf seines großen Hundes gestützt, einige Schritte hinter Mariechen, die mit ihrer Mutter zuletzt aus der Kirche gekommen war und von dem, was geschehen, nichts wußte.

Bastian vergaß dem Ehrlich zu danken, denn er wollte so schnell als möglich die Scharte wieder auswetzen und schwang sich von neuem auf das Pferd. Der Teufel, den das Pferd eine Viertelstunde vorher im Leibe gehabt hatte, schien durch Ehrlich vollständig ausgetrieben worden zu sein. Es gehorchte seinem Reiter, ohne sich auch nur einen falschen Tritt zu erlauben und Bastian brachte es dem Herrn Degtournelles ganz gezähmt zurück. Wie sich von selbst versteht, erzählte er nicht alle Einzelheiten, wie er es dahin gebracht hatte. Aber er selbst konnte sich auch nicht erklären, was Ehrlich wohl getan habe, um ein Pferd zu bändigen, das ihn, Bastian, aus dem Sattel

gebracht und da er zu stolz war, um Ehrlich nach dem Geheimnisse zu fragen, da Ehrlich, wenn er gefragt worden wäre, nicht gewußt haben würde was er antworten sollte, so blieb die Ursache der offen daliegenden Folge im Dunkel.

Es trat noch etwas ein, zum großen Nachteile Bastians, der dem blöden Ehrlich fluchte.

Außer mit Tanzen, Fechten und Reiten beschäftigte sich Bastian auch mit der Jagd. Ehe er Soldat geworden, war er einer der geschicktesten Wilddiebe gewesen; nach seiner Rückkehr jagte er wegen seines Ehrenkreuzes, das damals sehr hoch geachtet war, so ziemlich überall wo es ihm beliebte, auf den Feldern von Haramont, von Longpré und Largny.

Im Anfange zeigte sich eine Schwierigkeit; da er den Daumen und den Mittelfinger der rechten Hand verloren hatte, so konnte er das Gewehr nicht handhaben; aber Bastian lernte bald links schießen. Erst fehlte er Alles, nach dem er schoß, dann fehlte er mit drei Vierteilen, darauf mit der Hälfte seiner Schüsse und endlich schoß er links so gut wie früher rechts, d. h. er wurde wieder einer der besten Schützen in der ganzen Umgegend.

Am liebsten jagte er im Sumpf, weil es da am meisten zu schießen gab. Dieser Sumpf war der von Wuala, eine Viertel Stunde von Haramont und von Longpré.

Da wohnte ein zweiter berühmter Schütze, der Müller mit der bösen Zunge, welcher sich den Witz von dem Gänseei über die schöne Katharina erlaubt hatte. Bastian kannte diesen Witz, statt darüber sich aber zu ärgern, hatte er mehr als einmal darüber gelacht und zwar mit dem, von welchem er ausgegangen war, woraus sich abnehmen ließ, daß er für seine Person der schönen Katharina die Feder nicht reichen werde, auf welche sie so ungeduldig zu warten schien.

Der Müller und Bastian waren also die besten Freunde von der Welt und sobald die Jagd anging, jagten sie wöchentlich an drei oder vier Tagen, bald miteinander, bald allein.

Eines Tages als Bastian allein in dem Rohr eines sehr großen Teiches jagte, der sich von Norden nach Süden in dem Thale hinzieht und an dem ein Damm hinläuft, an welchem eine Mühle angelegt worden ist, flog eine Becassine vor ihm auf, die er mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit schoß.

Die Becassine fiel, aber sie fiel in den Teich.

Nun kennt man die Abneigung eines jeden Jägers, etwas, das er geschossen hat, im Stiche zu lassen. Diese Abneigung war bei dem eitlen Bastian vielleicht noch größer als bei irgend einem andern und so nahm er sich denn vor seine Becassine zu bekommen, es möge kosten was es wolle.

Er legte darum jein Gewehr hin, um seine beiden Hände brauchen zu können und fing an, auf dem

weichen nachgebenden Boden am Teiche vorsichtig vorzugehen.

Als er nicht weiter konnte, war er noch immer acht bis zehn Fuß von der Becassine entfernt.

Bastian, der ein so guter Jäger, so guter Reiter, so guter Fechter und Tänzer war, hatte *eine* schwache Seite, — er konnte nicht schwimmen. Mit dem Schwimmen war es also nichts, was er unbedingt versucht haben würde, wenn er es nur einiger Maßen verstanden hätte, um seine Beute zu erlangen.

In diesem Augenblicke hätte er gewiß irgend eine andere seiner Fertigkeiten für die Schwimmfertigkeit hingegeben.

Die Becassine mußte trotz dem herbeigeschafft werden.

Zum Glück hat der Teich von Wuala keine Strömung, so daß der Vogel an Ort und. Stelle liegen blieb.

Bastian sah sich um und erblickte eine Weide; zu dieser ging er, brach von ihr den längsten Zweig ab und kehrte damit an das äußerste Ende seines beweglichen Vorgebirges zurück.

Hier setzte er der Länge seines Armes die Länge der Weidenrute hinzu und erreichte so beinahe die Becassine. Er erreichte sie sogar wirklich. Nur war das Ende der Rute so biegsam, daß er den Vogel damit nicht an sich ziehen konnte.

Er mußte durch ein Wunder von Balancieren, durch Sich-Vorbeugen noch sechs oder acht Zoll weiter zu

reichen suchen.

Bastian bog, krümmte sich, beschrieb einen Halbkreis, er strengte sich so sehr an, daß der Kopf das Übergewicht erhielt und Bastian mit dem Kopfe voraus. ins Wasser fiel. Die Folgen dieses Falles sah er sofort ein und ermaß sie. Es war zehn gegen eine zu wetten, daß er da ertrinke. Deshalb stieß er denn, so kurz auch die Zeit dazu ihm zugemessen war, einen Not- und Hilfeschrei aus, den die Lage, in welcher er sich befand, allerdings sehr kläglich machte.

Zum Glück ging aber Ehrlich, der von Vauriennes kam, mit seinem treuen Bernhard auf dem Teichdamme hin; er hörte den Schrei und eilte fort nach der Stelle bin, von welcher derselbe gekommen zu sein schien.

Es war ihm in dem Geröhricht bereits ein Weg gebahnt und so gelangte er bald an das Ende des Vorgebirges, von dem aus der Husar ins Wasser gefallen war.

Er sah eine große Bewegung in dem durch Schlamm getrübten Wasser. Dann streckten sich an derselben Stelle ein Paar Hände heraus, die krampfhaft in der Luft umhergriffen.

Mehr bedurfte es nicht; er erkannte, daß Jemand dem Ertrinken nahe sei und ohne zu wissen, wer der Gefährdete sei, winkte er Bernhard, der in den Teich sprang und in dem Wasser verschwand.

Fünf Sekunden darauf erschien er wieder, hielt Bastian am Kragen gepackt und schwamm mit ihm

nach dem Ufer, wo Ehrlich ihn empfing und halbtot herauszog.

Da erst erkannten die Beiden einander, Ehrlich mit geheuchelter Freude, daß er Bastian aus so großer Gefahr befreit, Bastian mit einiger Scham, von Ehrlich einen so wichtigen Dienst erhalten zu haben.

Da indes Bastian am Ende doch ein braver Bursch war und er an der Furcht das Leben zu verlieren die Größe des Wunsches ermessen hatte dasselbe zu behalten, so dankte er vor Allem Ehrlich aus Herzensgrunde; da aber auch Bernhard sehr viel zu seiner Rettung beigetragen hatte und er noch lieber einem Hunde Dank schuldig war als einem Menschen, suchte er es so einzurichten, daß das größte Verdienst dem Bernhard zufalle.

So oft Bastian den Hund traf, streichelte er ihn mit übertriebener oder doch erheuchelter Dankbarkeit, in welcher etwas von Undank gegen Ehrlich lag.

Ehrlich aber bemerkte dies nicht, was für jedes andere minder christliche Herz tief schmerzlich gewesen sein würde, und so oft das Gespräch auf jenen für Bastian höchst unangenehmen Vorfall kam, sagte derselbe mit gemachter Heiterkeit:

»Ja, wahrhaftig, ich war schon weit hinunter und ohne den Bernhard hätten mich jetzt wahrscheinlich die Hechte des Vaters Charpentier bereits verzehrt, nicht wahr, Ehrlich?«

Und Ehrlich antwortete einfach:

»Ja, Bernhard ist ein guter Hund.«

###strich###

Die Lage, die Monate, die Jahre vergingen unter diesen einfachen Vorfällen, die mit Ausnahme des eben Erzählten einander so ähnlich sahen, daß ein Tag das Spiegelbild des andern war,

Die letzten Lage des Monats Oktober 1813 waren Herangekommen und um die Mitte eines dieser Lage hatte Vater Kleine, als er von einem Besuche von seinem Felde zurückkam, Frau Marie, Mariechen, den kleinen Peter, Madelaine, Ehrlich und Bernhard in der Tür des Häuschens rechts beisammen gefunden und in der bereits früher angegebenen Ordnung Mutter, Kind und Hund in das Häuschen links mit sich genommen.

An diesem Abend begannen die Spinnstubenzusammenkünfte. Früh hatte Ehrlich auf dem Rückwege von dem Milchverkaufe in der Stadt mit Mariechen aus dem Walde einen ganzen Sack voll Kastanien mitgebracht. Diese Maronen sollten nebst einigen Flaschen Apfelweines bei dem Dorf-Raout die Stelle des Abendessens und der Erfrischungen vertreten.

Die Zusammenkunft fand in einem großen Keller statt, in welchen jedes Mädchen ihr Spinnzeug mitbrachte. Eine an der Decke hängende Lampe beleuchtete alle diese frischen Gesichter mit flackerndem Lichte; man konnte allerdings nicht wohl dabei sehen, aber zum Spinnen braucht man auch kein

Gas; in dem Halbdunkel ging der Arbeit nichts ab, aber die Liebelei gewann viel.

Wie man sich wohl denken kann, machte Bastian von dem Augenblicke an, in welchem die jungen Bursche eintreten durften, den Hauptschmuck der Gesellschaft aus. Er ersann für die Sonntagabende eine Menge Spiele, die freilich nicht alle das Glück hatten angenommen zu werden. Einige derselben erschienen dem Prüfungsrate der Mütter oder selbst den verständigsten Mädchen etwas zu husarenhaft.

Wie alle Mädchen des Dorfes besuchte auch Mariechen diese Spinnstube; das Mädchen, welches in dem Alter Mariechens aus dem Kreise der Andern hätte wegbleiben wollen, würde sich in unangenehmer Weise bemerklich gemacht, würde Verachtung gegen die Andern ausgedrückt haben.

Aber Mariechen sang selten Lieder, tanzte selten mit und spielte eben so selten die Spiele mit. Sie blieb gewöhnlich in einer Ecke sitzen, in der sie so wenig Raum als möglich einzunehmen suchte und in der Ecke gegenüber lag ober stand dann immer Ehrlich mit Bernhard und sah das liebliche Gesichtchen des Mädchens nicht bloß mit den Augen, sondern mit dem ganzen Herzen an.

Gewöhnlich machte man den Platz streitig, nicht dem Ehrlich, denn wenn Jemand diesen hätte kränken wollen, welchen das ganze Dorf lieb hatte, würden sich alle wie ein Mann gegen den Beleidiger erhoben haben,

nicht dem Ehrlich, also, wohl aber dem Hunde Bernhard, der als solcher an dem Gesange, dem Tanze und den Spielen nur sehr geringes Interesse nahm, dagegen auf viel Platz Anspruch machte und somit der Gesellschaft hinderlich war.

Der Abend ließ sich gut an. Das Weiter draußen war kalt, düster, stürmisch und so hörten die jungen Leute in dem warmgebeizten Keller mit allem Behagen den Wind in den Bäumen rauschen und pfeifen, von denen er die vergilbten Blätter abriß und in der Luft umherstreute, so daß sie aussahen wie ein Flug von Nachtvögeln.

Ein jedes hatte seinen vorjährigen Platz wieder eingenommen. Diejenigen Mädchen, welche wie Mariechen nur zusehen wollten — es waren deren aber nur noch zwei oder drei — hatten klüglicherweise das Spinnrad mitgebracht und spannen.

Diese Abendgesellschaften begannen stets mit Liedern, die nicht selten in ihrer naiven Weise ziemlich leichtfertig waren, aber man weiß, es ja, die Züchtigkeit der Mädchen auf dem Lande ist nicht so schreckhaft als die der Stadtmädchen und das, was den letzteren die Schamröte ins Gesicht treiben würde, erregt bei den ersteren meist nur ein helles Herzliches Lacher.

Es wurde gelost, welche das erste Lied singen sollte; da man aber wußte, daß Marie nie tätigen Anteil an der Unterhaltung nahm, ließ man sie natürlich auch nicht mit das Loos ziehen.

Alle Namen wurden in einen Hut getan und diesen Hut hielt man Ehrlich hin, dem Blödsinnigen, der hineingriff und den Namen der Katharina herausholte.

Alle hörten die Katherina sehr gern singen, denn sie kannte nicht nur die schönsten Lieder, sondern sang dieselben auch mit einem Ausdrucke, den sie im Theater in Paris gelernt haben sollte, wohin sie ihre Herrin begleitet hatte, die ja so gütig gegen sie gewesen war.

Katharina ließ sich denn auch nicht lange bitten. Sie rief neun ihrer Freundinnen zu sich; die zehn Mädchen faßten einander an der Hand; jede erhielt den Namen, welcher ihr in dem Reigen zukam; sie wiegten die Arme auf und ab, drehten sich langsam im Kreise und die wohlklingende Stimme Katharinens begann das nachstehende Liebchen mit reizender Melodie, die wir leider nicht auch mitteilen können:

Wir waren zehn Mädchen auf einem Plan
Und jede konnt nehmen wohl einen Mann.
Es war Christine
und die Carline,
Es waren Susanne und Martha,
Ah! Ah!
Kathrinchen auch und Katharine,
Es war dabei die Lison,
Die Gräfin von Montbazon,
Es war da Madelaine,
Wie auch noch die du Maine.

Der Königssohn zu uns gekommen ist,
Der hat uns gar freundlich gewinkt, gegrüßt,
Gegrüßt Christine,

Gegrüßt Carline,
Gegrüßt auch Susanne und Martha,
Ah! Ah!'
Kathrinchen auch und Katharine,
Gegrüßt hat er die Lison,
Die Gräfin von Montbazon,
Gegrüßt die Madelaine,
Geküßt nur die du Maine.

Und wie er . so freundlich den Hut geschwenkt,
Da hat er auch jeder 'n Ring geschenkt,
Einen Christinen,
Einen Carlinen,
'n Ring der Susanne und Martha,
Ah! Ah!
Kathrinchen auch und Katharinen,
’n Ring gab er der Lison,
Der Gräfin von Montbazon,
Einen der Madelaine,
Demanten der du Maine.

Er schenkte die Ringe und lud dann fein
Zum Essen uns Alle im Schlosse ein.
Birn' für Christine,
Birn' für Carline,
Wie auch für Susanne und Martha,
Ah! Ah!
Kathrinchen auch und Katharine,
Nur Birnen für die Lison,
Die Gräfin von Montbazon.
Und für die Madelaine,
Pfirsich für die du Maine.

Und als wir gegessen, wie sich's gebührt,
Da hat er uns alle zum Schlafen geführt,
Auf Stroh Christine,
Auf Stroh Carline,
Auf Stroh die Susanne und Martha,
Ah! Ah!
Kathrinchen auch und Katharine,

Auf Stroh führt er die Lison,
Die Gräfin von Montbazon,
Auf Stroh die Madelaine,
Ins *Bettchen* die du Maine.

Zum Schlafen? Hat jede von uns gedacht,
Er hat aber alle davon gejagt,
Fort mit Christine,
Fort mit Carline,
Fort mit der Susanne und Martha,
Ah! Ah!
Kathrinchen auch und Katharine,
Fort jagt er auch die Lison,
Die Gräfin von Montbazon,
Fort, fort die Madelaine,
Behielt nur die du Maine.

Der Rundgesang gefiel den jungen Burschen und Mädchen ganz außerordentlich, viel weniger dem Bernhard, der, gleichsam als wolle er gegen die Leichtfertigkeit der beiden legten Strophen protestieren, den Kopf empor richtete, besorgt nach der Tür hinsah und ein lang gedehnte Geheul ausstieß.

Wie sich von selbst versteht, wurde diese Art Protestation von der heitern Gesellschaft sehr übel aufgenommen, die dem Hunde Schweigen gebot und einmütig ein zweites Lied verlangt.

Man legte also zum zweiten Male die Namen aller Anwesenden in einen Hut, in welchen Ehrlich griff, auf den das Geheul Bernharde einen ganz besonderen Eindruck gemacht zu haben schien.

Er zog diesmal den Namen Bastian heraus.

Bastian scheute sich nun nicht im mindesten ein Lied zu singen; er kannte sehr viele aufwendig, freilich ganz eigentümliche und selbst die Mädchen, welche nicht so leicht durch ein Lied zu erschrecken waren, sahen mit einiger Ängstlichkeit dem entgegen, welches der Husar singen werde.

»Ich soll also ein Lied singen?« sagte dieser, indem er sich den Schnurrbart strich.

»Ja,« fielen die Mädchen ein, »aber ein schönes, nicht wahr?«

»Wie so ein schönes?« fragte Bastian. »Ich kenne nur schöne.«

Es lief ein ungläubiges Lächeln durch die Gesellschaft und gleich darauf stimmte Bastian, um die Anwesenden zu beruhigen, laut das Lied an:

Im Felde die Husaren stehn,
Schnetterdeng!
Im Felde die Husaren stehn,
Schnetterdeng!
Husar, Husar, Du armer Mann,
Hast ja nur *einen* Stiefel an!
Schnetterdeng!

Aber in diesem Augenblicke brach die Opposition aus, die sich gleich nach den ersten Versen kundgegeben hatte.

»Ach, Herr Bastian,« baten die Mädchen mit gefalteten Händen. »ein anderes!«

»Warum ein anderes?«

»Ach ja, ein anderes. Wir bitten schön.«

»Warum denn aber ein anderes?« fragte Bastian.

»Weil wir das schon kennen,« sagten die jungen Bursche; »Du hast es uns schon zehnmal vorgesungen.«

Bastian drehte sich stirnrunzelnd zu ihnen um und antwortete:

»Wenn es mir nun aber beliebt, Euch das Lied nochmals zu singen?«

»Das steht Dir frei, Bastian, uns steht es aber auch frei fortzugehen, um es nicht zu hören.«

Einige stellten sich als wollten sie wirklich gehen.

Bernhard schien der Ansicht derer zu sein, welche protestierten, denn er hob zum zweiten male den Kopf empor und er heulte nochmals, aber noch länger und schauerlicher als das erste mal.

Alle überlief es eiskalt.

»Mein Gott,« sagte Mariechen, »stirbt denn Jemand in der Nähe?«

VIII.

Was in dem Dorfe Haramont von 1810 bis 1814 weiter geschah.

Nach diesem zweiten schauerlichen Heulen Bernhards sagte Bastian zu Ehrlich:

»Wirst Du deinen Hund schweigen lassen?«

»Ich kann wohl zu Bernhard sagen, wenn Bastian im Wasser liegt: »geh Bernhard und hole Bastian heraus,« ich kann aber nicht zu ihm sagen, wenn Bastian sprechen will: »schweig, Bernhard.«

»Du kannst ihn also nicht zur Ruhe bringen?« entgegnete Bastian. »So werde ich es übernehmen, wenn er noch einmal heult.«

»Bastian,« sagte darauf Ehrlich mit seiner überreden: den Stimme, »reibe Dich nicht an Bernhard, ich rate es Dir.«

»Warum?« fragte Bastian.

»Warum? Weil er Dich nicht leiden kann.«

»Der Hund kann mich nicht leiden? Ha! Ha! Und warum denn nicht?

Ehrlich richtete seine so klaren und so sanften, großen blauen Augen auf Bastian und antwortete:

»Weil Du mich nicht lieb hast, Bastian, und Bernhard, der mich liebt, alle die nicht leiden kann, welche mich hassen.«

Niemand sagte etwas auf diese melancholische Antwort und erst nach einiger Zeit murmelte Bastian:

»Dummheit! Ich hasse Dich nicht, im Gegenteil.«

Und er reichte Ehrlich die Hand, der sie lächelnd nahm. Bernhard aber richtete den Kopf empor, streckte die Zunge heraus und leckte die beiden Hände Ehrlichs und Bastians.

»Da siehst Du, daß er mich nicht haßt?« fuhr Bastian fort, der das Wort »hassen« in seiner Art aussprach.

»Weil Du im Grunde doch gut bist, entgegnete Ehrlich, »und manchmal Dir selber sagst, dein Übelwollen gegen mich sei ungerecht.«

Die Meinung, welche Ehrlich mit diesen Worten aussprach, bezeichnete das, was in dem Herzen Bastians vorging, so bestimmt und richtig, daß der Husar nichts darauf zu antworten vermochte und das Gespräch lieber auf etwas Anderes brachte.

»Nun,« sagte er, »Ihr wollt durchaus ein anderes Lied haben?

»Ja, ja,« antworteten Alle.

»So will ich Euch eine fingen und noch dazu ganz so wie es dort gesungen wird, wo das Lied zu Hause ist. Aber dazu muß ich mich erst verkleiden.«

»Wie so verkleiden?« fragte der Bursche.

»Ja, die Mädchen werden mich mit ihren weißen Händchen als altes Mütterchen kleiden, sonst, gute Nacht! singe ich nicht.«

»Darauf soll es uns nicht ankommen,« meinten die Mädchen. »Was brauchen wir?«

Weiter nichts als eine Haube, ein Brusttuch und eine Schürze, auch ein Spinnrad; vielleicht verwirre ich den Faden etwas, aber — wenn man Eierkuchen backen will, muß man Eier zerschlagen, wie man beim Regimente sagt.«

Und nach seiner uns schon bekannten Gewohnheit setzte er schnarrend hinzu:

»Ach, beim Regimente war's eine Luft!«

Da nun alle Gegenstände, welche Bastian verlangte, nicht schwer herbeizuschaffen waren, so hatte er sich bald in ein spinnendes altes Mütterchen verwandelt, und um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir gestehen, daß als Bastian mit dem langen Schnurrbarte, eine Weiberhaube auf dem Kopfe, ein Busentuch züchtig auf der Brust zusammengesteckt, eine Schürze. vorgebunden, eine Brille auf der Nase, mitten in dem Keller vor das Spinnrad sich setzte, das Rad mit dem linken Fuße drehte und mit der rechten Hand den Faden auszog und befeuchtete, der Triumph, nach dem er strebte, vollständig war, und Alle, selbst Mariechen, laut lachten und in die Hände klatschten.

Nur Bernhard schien noch immer unruhig zu sein, aber diese Unruhe beschäftigte nur Ehrlich, der einzusehen anfing, daß derselben irgend etwas zu Grunde liegen müsse. Bastian aber begann in näselndem Tone und spinnend sein Lied:

Wie ist's doch so schön,
Wie ist's doch schön
Zu zweien im Wald,
Im grünen Wald,
Spazieren zu gehn!
Zu Vieren wird's langweilig gar bald,
Doch schön ist's, schön,
zu Zweien gehn.
Schnurr! Schnurr! Schnurr!

Es versteht sich von selbst, daß das »Schnurr« den Ton des sich drehenden Spinnrades bezeichnen sollte. Leider können wir auf dem Papiere den Ton, mit dem Bastian sang, und die Gesichter, die er dabei schnitt, nicht wiedergeben, sonst würden wir gewiß auch auf die Leser denselben Eindruck hervorbringen, wie der Husar auf die Gesellschaft, nämlich lautes Lachen erregen.«

Der Anfang machte ihm Mut und so fuhr Bastian fort:

Es guckt da, mein Schatz,
Dein Mädchen rund
Am Röckchen bunt,
Und ziehst Du auch hoch hin den Latz
Bis an den Mund,
Die Brust bleibt rund.
Schnurr! Schnurr! Schnurr!

Ich faß' Dich am Kinn,
Nicht sträube Dich,
Laß küssen Dich,
Du weißt nicht, wie gut ich Dir bin.
Wie Lieb', erfreut,
Erfahre heut!
Schnurr! Schnurr! Schnurr!

Wie ist's doch so schön,
Wie ist's so schön
Zu Zweien im Wald,
Im grünen Wald,
Spazieren zu gehn!
Zu Vieren wird's langweilig gar bald;
Doch schön ist's, schön,
Zu Zweien gehn!
Schnurr! Schnurr! Schnurr!

Kaum war Bastian mit seinem Refrain zu Ende gekommen, als Bernhard unter den lauten Beifalle der Bursche und Mädchen, als habe er nur auf den Augenblick des Schlusses gewartet, den Gesang fortsetzte, aus den tiefen Tönen in die höchsten hinaufstieg und den Keller mit dem schauerlichsten Geheul erfüllte, daß menschliche Ohren jemals gehört hatten.

Selbst Bastian hatte diesmal den Mut nicht, dem Hunde zu drohen.

Es folgte demnach dem Geheul eine noch schauerlichere Stille. Plötzlich aber, mitten in dieser Stille, sprang Ehrlich auf und rief die schrecklichen Worte aus:

»*Feuer!*«

Gleichzeitig hörte man auf dem Kirchturme mit allen Glocken stürmen, während die Dorfbewohner draußen entsetzt riefen: »*Feuer! Feuer!*« Der entsetzlichste Ruf, den die menschliche Angst ausstoßen kann, ist gewiß der Ruf: »Feuer!« besonders wenn er in einer finstren Sturmnacht unter schauerlichen Glockentönen erschallt.

Auch stürzten auf diesen Ruf die Bursche und Mädchen sogleich aus dem Keller hinaus, eilten auf die Gasse und folgten dem Menschenstrome, der nach Nordwesten zog.

Über den Häusern des Dorfes leuchtete am Himmel greller Schein, der mit jedem Augenblicke stärker wurde, und in den sich Funken mischten, welche der Wind mit den schwarzen dicken Rauchwolken dahin trieb.

Kaum waren die Bursche und Mädchen an den letzten Häusern des Dorfes angekommen, wo die Aussicht nicht mehr hemmte, als sie den Umfang des Unglücks in seiner ganzen Ausdehnung ermessen konnten.

Das Gut Longpré stand in Flammen.

Mariechen erblickte den Vater Kleine, der mit übereinander geschlagenen Armen auf einem Steine stand, dem Brande zusah und nicht zu Hilfe eilte, wahrscheinlich weil er recht wohl wußte, daß der Beistand, den ein alter Mann unter solchen Umständen leisten kann, ganz nutzlos ist.

»Mein Gott, Vater Kleine, sagte Mariechen, was ist's denn?«

»Du siehst's ja,« antwortete der Alte.

»Aber . . . «

»Die eigensinnige Julie hat das Heu noch feucht eingefahren, ob ich es ihr gleich gesagt habe, und nun wird es sich von selbst entzündet haben.«

»Die arme Julie! die arme Julie!« klagte Mariechen.

Julie war die Frau, welche Mariechen alle Tage acht Maß Milch zum Verkaufen gab.

Da die Leute aus dem Dorfe wie versteinert stehen geblieben waren und dem Feuer zusahen, wendete sich das Mädchen zu Bastian, Ehrlich und den andern jungen Burschen und sagte:

»Ihr Mannsleute, lauft doch und helft, helft!«

Ihre Worte hatten eine elektrische Wirkung, denn bis auf Vater Kleine und ein Paar alte Männer, die unbeweglich und starr am Ende des Dorfes stehen blieben, eilten alle dem Schauplatze des Unglücks zu.

Feuer ist im Allgemeinen das Unglück, bei dem man am wenigsten das allgemeine Mitleid anzuregen braucht. Jeder fürchtet, wenn er die entsetzlichen Wirkungen sieht, für sich selbst Feuerschaden und beeilt sich, gewissermaßen sogar aus Selbstsucht und selbst mit Gefahr die Flammen auszulöschen.

Das brennende kleine Gut stand an der andern Seite der Schlucht und war in gerader Linie kaum fünfhundert Schritte entfernt, aber man mußte den Berg hinunter und wieder hinauf, was die Entfernung verdoppelte.

Je näher man kam, um so deutlicher erkannte man in dem hellen Schein des Feuers die, welche zuerst angekommen waren, erschrocken um den Glutherd herum liefen oder in nutzloser Weise zu helfen suchten.

Wie es Vater Kleine gesagt hatte, so war es: die Scheuer brannte, aber von ihr aus verbreitete sich die Flamme bald zu den andern Gebäuden.

Mariechen, Ehrlich und Bastian kamen nach wenigen Minuten an und ihnen folgten die Andern.

Die zuerst angekommen waren, hatten die Tür aufschlagen müssen. Julie war wahrscheinlich zum Besuch in der Nachbarschaft gewesen, der Knecht in der Schenke und die Magd bei dem Schatze.

Als man in den Hof trat, hörte man das Vieh brüllen. Man weiß, welchen seltsamen Eindruck das Feuer auf die Haustiere macht; gewöhnlich kann man sie da nicht fortbringen, wo sie sind, und sie bleiben im Stalle, Pferde, Rinder, Schafe, bis der Tod sie erfaßt.

Die zuerst Angekommenen hatten Alles versucht, um die Pferde, Kinder und Schafe zu retten, aber das gewöhnliche Widerstreben gefunden, und so war die arme Julie der Gefahr ausgesetzt, nicht nur die Gebäude niederbrennen zu sehen, sondern auch dabei all ihr Vieh zu riskieren, was sie in gänzliche Armut stürzen mußte.

Hier zeigte sich indes recht auffallend die eigentümliche Macht, welche Ehrlich über die Tiere besaß. Er ging in den Stall hinein und redete zu den zitternden Pferden, die in ihrem Entsetzen sich losgerissen, sich zusammengestellt hatten und nach Jedem schlugen, der ihnen nahen wollte; auf die Stimme Ehrlichs aber richteten sie den Kopf empor und wieherten, dann trat Ehrlich hinzu trotz dem Rauche,

setzte sich auf eines der Pferde und brachte es leicht durch die Tür in den Hof, wohin das andere folgte.

Er pfiff in eigentümlicher Weise, brachte sie so an einen sichern Ort und befahl dem Bernhard, sie da zu bewachen, was der Hund auch sofort übernahm.

Darauf ging Ehrlich in den Kuhstall, wie er früher in den Pferdestall gegangen war und zwar gerade auf den Stier zu, der brüllend mit den Hörnern das Stroh umher warf. Er faßte ihn an den dampfenden Nüstern und zog ihn nach sich. Er war ganz demütig und folgsam geworden. Sobald die Kühe den Stier gehen sahen, folgten sie ihm, und nach wenigen Augenblicken befanden sich alle bei den Pferden, unter der Obhut Bernhards.

Es blieben nun die Schafe noch übrig. In deren Stall, der bereits brannte, brauchte Ehrlich gar nicht hineinzugehen; er rief an der Tür so wie die Schäfer rufen und sofort stürzten sie sich wie eine Lawine heraus unter Sprüngen und Blöcken, womit sie sowohl das Entsetzen, das sie empfunden hatten, als die Freude über die Rettung ausdrückten.

Die Bauern hatten Ehrlich diese dreifache Arbeit, die man für unmöglich gehalten, mit Staunen und einer Art Verehrung verrichten sehen. Bastian namentlich, den die Pferde geschlagen, die Kühe gestoßen hatten, und der, um ein Schaf herauszubringen, dasselbe hatte herauftragen müssen, war gar nicht abgeneigt, Ehrlich für einen Hexenmeister zu halten, denn auf dem Lande

glaubt man noch an Hexenmeister und schreibt ihnen die außerordentlichsten Wunder zu. Nur sieht diese Wunder Niemand, während Ehrlich vor Aller Augen und als verstehe sich das so von selbst, Dreierlei getan hatte, was alle Andern für unmöglich gehalten.

Die Bauern standen um ihn herum, als ob ihnen von dem so »blöden« Jünglinge irgend eine Inspiration kommen müsse, vor welcher das Feuer zurück weiche oder erlösche, als man plötzlich ein gräßliches Schreien hörte, anfangs in der Ferne, nach dem Turme von Vez zu, aber es kam von Sekunde zu Sekunde näher. Es war herzzerreißendes Frauenschreien, das gar nichts Menschliches an sich hatte, und in dem man nur die Worte verstand, welche freilich alles erklärten: »Mein Kind! mein Kind! rettet mein Kind!«

Julie war es, die atemlos herbei lief, mit fliegendem Haare, mit ausgestreckten Armen. Sie hatte ihr kaum dreijähriges Kind der Magd überlassen, die es eingeschlossen hatte, und in das Dorf Bonneuil gegangen war, weil sie wußte, daß Julie bei ihrem Vater in Vez war, und die Nacht dort bleiben wollte.

Von Vez aus hatte aber Julie das Feuer gesehen, sie hatte erkannt, daß ihr eigenes Gut brenne, war fortgelaufen, und auf dem Wege mit einem Mädchen zusammengetroffen, das ebenfalls so schnell als möglich nach dem Feuer lief. Dieses Mädchen war die unglückselige Magd, welche die Folgen ahnte, die ihre

Unvorsichtigkeit haben konnte, und so rasch als möglich lief, um wenigstens das Kind noch zu retten.

Sobald die arme Mutter das Mädchen erblickte, erriet sie Alles, und begann mit der Kraft, dem Mute, der Wut einer Mutter, mit dem herzzerreißenden Geschrei, das man von Weitem gehört hatte, von Neuem ihren atemlosen Lauf. Alle schauerten, als sie den Ruf hörten: »mein Kind, mein Kind! rettet mein Kind!«

Man hatte die Pferde, die Kühe, die Schafe gerettet, dabei aber die Flammen das Wohnhaus ergreifen lassen, daß man für ganz menschenleer hielt, da man Niemanden von der Familie sah; man hatte das Vermögen der Witwe gerettet, das Feuer aber das Leben verzehren lassen.

Alle traten bei Seite vor dieser Frau, die mit solcher Gewalt an die Tür schlug, daß sie aufsprang, aber mit der einbringenden Zugluft schienen auch von allen Seiten die Flammen hervorzubringen.

Die Treppe brannte.

Julie wagte sich in das Innere hinein, aber man eilte ihr nach, man hielt und zog sie zurück.

Da verdoppelte sie ihr Jammergeschrei, die Arme emporgestreckt nach den Fenstern, die von den Flammen hell erleuchtet waren, und in der Glut zersprangen, hatte sie nur den einen, den schrecklichen Ruf, das Jammern der Mutter:

»Mein Kind! mein Kind! mein Kind!«

Mariechen sah um sich und erkannte, daß alle Männer bestürzt und mutlos da standen. Man suchte nach Ehrlich, aber er war verschwunden.

»Bastian!« rief sie, Bastian, sehen Sie die arme Mutter nicht?

Ach, Herr Bastian,« fiel auch Julie ein, »Sie sind Soldat, Sie fürchten nichts.«

»Ja,« entgegnete Bastian, »das ist gerade so als sagten Sie zu mir, Bastian, springe einmal von dem Kirchturme herunter. Ich werde nicht zurück kommen können, aber gleichviel, ich will's versuchen.«

»Und er sprang in das Haus hinein unter dem Zurufe: »Mut, Bastian, Mut!« Diese Rufe kamen von allen Lippen, oder vielmehr aus allen Herzen; aber trotz der ermutigenden Zusprache gelangte der Husar kaum bis zur Hälfte der Treppe; da mußte er zurück weichen vor den mächtig andrängenden Flammen.

Das Haar und der Bart war ihm verbrannt.

»Ach, Bastian, Bastian, mein Retter!« rief Julie, »noch einen Versuch!«

Bastian machte den Versuch noch einmal, und verschwand im Rauche, aber unter seinen Füßen brach die brennende Treppe zusammen, und er stürzte in glühende Trümmer hinein.

Die Hoffnung zu dem Kinde zu gelangen, mußte also aufgegeben werden, da die Treppe zusammen gebrochen war.

Aber wenn auch Alle die Hoffnung aufgeben, eine Mutter gibt sie nie auf.

»Durch das Fenster!« rief Julie. »Durch das Fenster! Es ist eine Leiter da, es muß eine Leiter da sein. Mein Gott, wenn ich die Leiter hätte, holte ich selbst mein Kind.«

»Dreitausend Schock Donnerwetter!« rief Bastian. »Die Leiter, die Leiter! Niemand außer mir darf das Kind holen.«

Aber man suchte die Leiter vergebens, und die arme Mutter rang in verzweiflungsvollem Wehklagen die Hände.

In diesem Augenblicke ließ sich eine sanfte Stimme über Alle hören, als käme sie vom Himmel herab.

Platz, Platz!« rief die Stimme. »Da ist das Kind.«.

Man blickte empor, und bemerkte mitten in den Flammen und dem Rauche Ehrlich, der mit dem Kinde auf den Armen an das Fenster trat.

Er hatte die Leiter genommen, war damit durch den Garten gegangen, da durch ein Fenster in das Haus gestiegen, und bis zu dem Bettchen des bereits fast erstickten Kindes gelangt.

Dann wollte er auf dem Wege zurück kehren, auf dem er gekommen, aber nach dem Einsturze der Treppe waren die Flammen mächtiger aufgeschlagen, und der Weg nach jenem Fenster war ihm abgeschnitten.

Deshalb erschien er mit dem Kinde auf dem Arme am Fenster nach dem Hofe.

»Ein Tuch, eine Decke, in das ich das Kind werfen kann!« rief Ehrlich.

Ein paar Personen drangen in das Haus., die arme Mutter aber stand unbeweglich da, die Arme nach ihrem Kinde ausgestreckt.

Die, welche in das Haus sich gewagt hatten, kamen mit einer großen Decke zurück. Diese hielt man unter dem Fenster auf, und faßte die vier Zipfel recht fest.

Es die höchste Zeit; die Flammen drangen, wie wütend darüber, daß ihnen ihre Beute entrissen werde, heran, und umhüllten Ehrlich mit ihrem Feuer- und Rauchkreise.

Darum ließ er das Kind hinabfallen, sobald die Decke unten zum Empfange bereit war, und es kam wohlbehalten da an.

Die Mutter stürzte sich auf dasselbe, nahm es auf ihre Arme, und lief mit ihm wie eine Wahnsinnige davon.

Etwa dreihundert Schritte weiter sank sie mit ihm an einem Frimen (Getreidehaufen) nieder.

Was lag ihr an der Ernte, welche von den Flammen verzehrt wurde, was an dem einstürzenden Hause? Hatte sie aus diesem Unglücke nicht das Einzige gerettet, was das Leben einer Mutter ausmacht, ihr Kind?

In ihrer erhabenen Undankbarkeit hatte sie sogar Ehrlich vergessen.

Das Fenster war etwa zwanzig Fuß hoch.

Nachdem Ehrlich das Kind hinabgeworfen hatte, erhob er seine sanften Augen gen Himmel, schlug die Arme auf der Brust über einander, flüsterte einige Worte, und sprang hinab.

Er kam zwar auf die Füße, aber der Gegenstoß war doch so heftig, daß er wankte, einen Seufzer ausstieß und ohnmächtig niedersank.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Hofe auf frischem Stroh; neben ihm kniete weinend Mariechen, und hielt seine linke Hand.

Bernhard leckte ihm winselnd die rechte, und beschnoberte von Zeit zu Zeit sein Gesicht, gleich als wolle er sich überzeugen, daß er nicht todt sei.

Zum Glück wußten die beiden Mütter, Frau Marie und Madelaine, von allem dem nichts, und als Ehrlich die Augen wieder aufschlug, begegnete er nur denen Mariens.

Er lächelte, und machte eine Bewegung, als wolle er ihr Gesicht den seinigen nähern.

In ihrer Freude vergaß Mariechen Alles, sie schrie laut auf, und drückte ihre Lippen auf die Lippen des Jünglings. —

Mit Ausnahme ihrer Liebkosungen als Kinder, war es das erste Mal, daß die beiden Gesichter einander berührten. —

Da erkannten aber auch die beiden keuschen Kinder Etwas, das sie selbst bisher nicht geahnt hatten.

Sie hatten nicht aufgehört einander als Bruder und Schwester zu lieben, und fingen nun an einander als Liebende zu lieben.

Sie standen Hand in Hand auf, und traten mit Bernhard schweigend den Rückzug nach den beiden Häuschen an.

In der Mitte des Weges etwa begegneten sie den beiden Müttern, die ihnen entgegen kamen.

Sie hatten bereits gehört, welch großen Dienst Ehrlich der armen Julie geleistet, und wie diese dachten sie keinen Augenblick an die Pferde, die Kühe und Schafe, sondern sie riefen:

»Ach, mein Sohn, Du hast ihr also das Kind gerettet?«

Ehrlich lächelte, und antwortete nicht, Mariechen aber erzählte, was er in der schrecklichen Nacht getan. Diese Erzählung, die rein aus ihrem Herzen floß, und von Tränen der Liebe begleitet war, ging in alle Einzelheiten ein, und stellte Ehrlich als das dar, was er wirklich gewesen war, als den Vermittler zwischen der Vorsehung und dem Unglücke.

Die beiden Mütter hörten erstaunt die Erzählung Mariechens an, denn sie hatten das Mädchen noch nie so begeistert, sie hatten Ehrlich noch nie so seelenheiter gesehen.

Ohne daß es ihnen gesagt zu werden brauchte, errieten sie, daß der stille Wunsch ihrer Herzen in Erfüllung gegangen sei. Frau Marie führte Mariechen in

die Arme Madelaine's, Madelaine führte Frau Marien Ehrlich zu.

Da gingen über die Lippen der beiden Kinder die leisen Worte:

»Frau Marie, ich liebe Mariechen.«

»Frau Madelaine, ich liebe Ehrlich.«

»Nun,« sagten darauf mit freudigen Seufzern die beiden Mütter: »das ist nichts Böses, Kinder; wir wollen mit dem Vater Kleine darüber reden.«

Vater Kleine war, wie man es sich wohl denken kann, der Lenker und Leiter des Geschickes in beiden Häuschen.

Gleich am nächsten Tage wurden ihm denn durch Madelaine die nötigen Mitteilungen gemacht.

Er hörte ernsthaft zu, und als Madelaine alles gesagt, was sie zu sagen hatte, antwortete er:

»Hm! wir wollen sehen.«

Da dies die gewöhnliche Antwort des Vaters Kleine war, wenn er in etwas willigen, in etwas nachgeben wollte, so hielten die beiden Familien dieselbe für eine Zustimmung, und die Freude, der Segen des Himmels, ließ sich zu den beiden Familien nieder.

IX.

Was von 1810 bis 1914 in Europa vorging.

In dem Augenblicke als die Augen Ehrliche sich wieder öffneten, um in die Mariechens zu schauen, die auf ihm ruhten, in dem Augenblicke als die keuschen Lippen dieser beiden Kinder sich zum ersten Kusse vereinigten, d. h. um die zehnte Stunde des Abends vom 9. November 1813, wurde das Mittelgitter der Tuilerien geräuschvoll vor drei Wagen geöffnet, deren einer mit sechs Pferden bespannt war. Die drei Wagen fuhren in vollem Galopp in den Hof, und der erste hielt unter der Wölbung, die beiden andern außen.

Bediente in großer Livrée in Grün und Gold stürzten an die Wagenthür, diese wurde aufgerissen, der Tritt niedergeklappt, und ein Mann in grauem Überrocke über einer grünen Uniform, in weißen kurzen Beinkleidern und Reitstiefeln, mit einem kleinen Hut von eigentümlicher Form auf dem Kopfe, sprang rasch heraus, sah nach der Treppe hinauf, erblickte auf der ersten Stufe eine schlanke blonde Dame in rotem Sammtkleide mit einem blondlockigen Kinde im Arme, eilte die Treppe hinauf, schlang, umgeben von einer Menge Höflinge, denen er nicht einmal einen Blick zuwendete, seine Arme um Frau und Kind, zog sie in ein mit grünem Cashemir ausgeschlagenes Zimmer,

dessen Tür er hinter sich schloß, und sagte mit einem Seufzer:

»Meiner Treu, es wird Zeit sein, wenn ich morgen Kaiser bin. Heute Abend will ich Gatte und Vater, will ich Mensch sein. Meine gute Luise! Du armes Kind! Da sind wir denn wieder beisammen.«

Fünf Minuten später erschien der Oberkammerherr in dem großen Saal und sagte:

»Meine Herren, Se. Majestät der Kaiser dankt Ihnen für Ihren Eifer, aber er ist heute Abend ermüdet und wird erst morgen empfangen.«

Und alle die goldbetreßten und bestickten Männer verbeugten sich und entfernten sich schweigend wegen der Ermüdung des Gebieters.

Denn der Mann, vor welchem das Gitterthor der Tuilerien sich geöffnet hatte, der Mensch, Gatte und Vater eine Nacht hindurch sein wollte, bevor er wieder Kaiser werbe, war der Kaiser Napoleon.

###strich###

Ach seit drei Jahren waren gewaltige Veränderungen in dem Schicksal dieses Mannes eingetreten.

Wenn jemals ein menschliches Wesen eine Sendung einen Auftrag von der Vorsehung erhalten hatte, so war es der Sieger von Marengo, der Besiegte von Leipzig.

Bis zum Jahre 1810, das heißt so lange er die Volksinteressen Frankreichs vertreten hatte, war ihm Alles gelungen.

Im Jahre 1810 verstößt er Josephinen und vermählt Ich mit Marie Louise.

Da beginnt alles sich gegen ihn zu vereinigen.

Allerdings widersteht ihm noch nicht.

Portugal ist mit England in Verbindung getreten und er rückt in Portugal ein.

Godoy äußert feindselige Gesinnungen durch eine Rüstung und er zwingt Carl IV. abzudanken.

Pius IX. macht Rom zum Sammelplatze der Agenten Englands, er behandelt den Papst als weltlichen Fürsten und setzt ihn ab.

Die Natur versagt Josephinen Kinder, er vergißt die Gefährtin seiner ersten Jahre, den Engel seines ersten Ruhmes, er verstößt Josephinen.

Holland ist trotz dem gegebenen Versprechen ein Stapelplatz englischer Waaren geworden, er setzt den König, seinen Bruder Louis ab, und vereinigt Holland mit Frankreich.

Da befand er sich, nicht auf dem Gipfel seiner Kraft, denn ein Teil seiner Kraft ist bereits erschöpft, wohl aber auf dem Gipfel seiner Macht.

Das französische Kaiserreich, das die römische Welt des Augustus oder das Frankenreich Carl des Großen wieder aufrollte, zählt hundert und dreißig Departements.

Es erstreckt sich vom bretagnischen Ozean bis zum griechischen Meer und von Tajo bis zur Elbe.

Hundert und zwanzig Millionen Menschen gehorchen einem Willen, sind einer Macht unterworfen, werden auf einem Wege hingeleitet und rufen in acht verschiedenen Sprachen: »Es lebe Napoleon!«

Am 20. März 1811 endlich verkünden hundert und ein Kanonenschuß der Welt, daß dem Herrn der Welt ein Erbe geboren worden.

Das ist die letzte Gunst des Glückes, daß ihn blenden will, wie das menschliche Mitleid eine Binde über die Augen dessen legt, den es zum Tode führt.

»Sire, daß menschliche Glück hat Grenzen; Sie stießen im Süden auf den glühenden Sand, der ein unbeschiffbares Meer ist und Sie mußten umkehren. Jetzt werden Sie im Norden auf das Eis stoßen und dies wird Sie verstümmelter noch zurückweisen als der Sand des Südens.«

Gleichviel! die Vorsehung treibt ihn, er wird weiter schreiten.

Und hat nicht der Mann, der ganz Europa besiegte, jetzt ganz Europa für sich außer Russland, das er besiegen will?

Liefert ihm nicht Österreich, das er bei Austerlitz schlug, 30,000 Mann.

Liefert ihm nicht Preußen, das er bei Jena schlug, 20,000 Mann?

Liefert ihm nicht der Rheinbund, zu dessen Protektor er sich machte, 80,000 Mann?

Liefert ihm nicht Italien, zu dessen König er sich machte 20,000 Mann?«

Hat nicht der Senatsbeschluß die Nationalgarde für den Dienst im Innern in drei Aufgebote geteilt, hat er nicht außer der riesenhaften Armee, die nach dem Niemen zieht, hundert Kohorten, jede von 1000 Mann, ihm zur Verfügung gestellt?

Auch erscheint am 22. März 1812 jene Proklamation an 600,000 Mann, das heißt an das herrliche Kriegsheer, das jemals, selbst zu Attila's Zeit, unter dem Befehle eines einzigen Führers stand:

»Soldaten, Russland hat Frankreich ewige Bundesgenossenschaft und England Krieg geschworen, heute verletzt es seine Schwüre. Hält es uns für Ausgeartete als wären mir nicht mehr die Soldaten von Austerlitz? Es stellt uns zwischen Krieg und Schande; die Wahl kann nicht zweifelhaft sein: geben wir vorwärts, gehen wir über den Niemen, und tragen wir den Krieg auf das Gebiet Russlands, er wird ruhmvoll sein für die französischen Heere und der Friede, den wir abschließen, wird dem verderblichen Einflusse ein Ende machen, welchen das moskowitische Kabinett seit fünfzig Jahren auf die Angelegenheiten Europas ausübt.«

Gleichwohl hielt er nachdenklich an, als er am Ufer jenes Flusses erschien, wo ihm Alexander vor drei Jahren ewige Freundschaft geschworen, wo er mit ihm

von der Eroberung Indiens und von der Vernichtung der englischen Macht geträumt hatte:

Er strich mit der Hand über die Stirn und flüsterte vor sich hin:

»Das Schicksal zieht die Russen fort, möge. das Geschick sich erfüllen.«

Sein Geschick sollte sich erfüllen!

Die Armee brauchte drei Tage, um über den Niemen zu kommen.

Aber bald begann er in dem Plane des russischen Feldzuges wie in einem aufgeschlagenen Buche zu lesen, es waren nicht die drei Worte in unbekannter Sprache in Flammenschrift an der Wand eines Festsaales, es war die offene Drohung der Zukunft.

Die Russen zogen sich vor ihm zurück und zerstörten alles bei dem Rückzuge, Ernten, Schlösser und Hütten, 600,000 Menschen rückten nach denselben Einöden hin, welche hundert Jahre vorher nicht einmal die zwanzigtausend Schweden Carl XII. hatten ernähren können. Von dem Niemen bis nach Witepsk marschierte man beim Scheine eines ununterbrochenen Brandes und man traf weder Generale, noch Soldaten. Ein schrecklicher Krieg, in welchem man vergebens Menschen vor sich sucht und nichts findet als den Engel der Zerstörung.

In Witepsk wirft er sich erschöpft in einen Sessel, da er den Krieg nicht begreift, in welchem alle seine

Schläge die leere Luft treffen, und läßt den Grafen Daru rufen.

»Ich bleibe hier,« sagte er; »ich will mich orientieren, die Armee sammeln, sie ausruhen lassen und Polen organisieren. Der Feldzug von 1812 ist beendigt; der von 1813 wird das Übrige tun. Sorgen Sie dafür, daß wir hier zu leben haben, denn die Torheit Carl's XII. wollen wir nicht nachmachen.«

Dann wendete er sich an Murat und sagte:

»Hier wollen wir unsere Adler aufpflanzen, 1813 wird uns in Moskau, 1814 in Petersburg sehen. Der russische Krieg dauert drei Jahre.«

Sein ehemaliger Geist, der Geist seiner ersten Tage, der Geist von Arcole, von den Pyramiden, von Marengo, gibt ihm diesen Rat ein. Um ihn aber von diesem Beschlusse abzubringen, der ihn beunruhigt, braucht ihm Alexander nur die Soldaten zu zeigen, die er bis dahin vor ihm verborgen gehalten hat. Wie ein eingeschlummerter Spieler, der bei dem ersten Klingen des Goldes erwacht, fährt Napoleon bei den ersten Flintenschüssen auf und verfolgt jene Soldaten, an deren Dasein er zu zweifeln begann. Am 14. August holt er sie bei Kramoi ein und schlägt sie;; am 18. jagt er sie aus Schmolensk, das er in Flammen hinter sich läßt, am 30. nimmt er Wiazma, in dem er die Magazine zerstört findet. Und gleich als könnte er jetzt noch umkehren, als könnte dieses herrliche Heer der Vernichtung entgehen, die ihm Moskau bereitet, meldet

man ihm, wie eine Herausforderung, die russische Armee werde unter dem Besieger der Türken bei Borodino, am Ufer der Kaluga warten.

Die Aufforderung wird angenommen und am 6. September früh um drei Uhr stehen die Heere einander gegenüber.

Aber Gott beginnt seine Hand allmählich von ihm abzuziehen; vergebens überbringt ihm Herr von Bauffet als günstige Voraussage daß von Gerard gemalte Porträt seines Sohnes nebst Briefen von Marie Louise; nachdem er dasselbe einen Augenblick vor seinem Zelte zur Anbetung für die Könige und Fürsten, die Herzoge und Marschalle, die unter seinem Befehl dienen, aufgestellt hat, überfällt ihn finstere Melancholie, wie sie. Cäsar, wie sie Carl der Große hatte, er winkt mit der Hand und sagt:

»Bringt das Bild dieses Kindes herein in mein Zelt, es heißt ihm zu bald ein Schlachtfeld zeigen.«

Und er hat Recht, denn kein Schlachtfeld wird blutiger, kein Sieg unentschiedener, sein Te Deum so teuer erkauft sein.

Elf Generale bleiben auf diesem Boden, der für das Schwert so hart ist wie für den Pflug.

Von diesem Augenblicke ist er verloren wie jenes Schiff das im Polarmeere schwimmt; schon treiben die Eisschollen umher, die es einschließen sollen.

Da zieht er in Moskau ein, in jener Hauptstadt, die er erst im nächsten Jahre besetzen sollte; aber Moskau ist

nicht eine Hauptstadt wie die andern; wer Moskau erobert, hat Russland noch nicht überwunden.

Schon am Abend nach seinem Einzuge enthüllte sich ihm Moskau in seinem Brande.

Da erfaßt ihn der Zweifel, da ergreift ihn die Ungewißheit, ein schrecklicher Zweifel, eine verderbliche Ungewißheit, die er am 18. Brumaire nicht kannte, die er 1814 in Fontainebleau, 1815 im Elysee kennen lernen soll.

Statt einen Entschluß zu fassen, statt auf Petersburg zu marschieren oder nach Paris zurückzukehren, statt sein Winterquartier im Herzen Russlands zu nehmen, wie es Cäsar in Gallien tat, unterhandelt er mit Alexander, der ihn einen Monat lang in Moskau hinhält.

Kostbarer Monat, verlorene Zeit, unersetzlicher Verlust, schlimme Stunden zwischen Feuersbrunst und Wintereis!

Am 22. Oktober endlich verläßt Napoleon Moskau, der erste Schritt rückwärts.

Am 23. springt der Kreml in die Luft.

Elf Tage lang geht der Rückzug ohne zu große Unfälle vor sich, plötzlich am 7. November aber fällt der Thermometer von 5 auf 18 Grad unter den Gefrierpunkt.

Gott läßt dem Siegreichen wenigstens den Trost, nicht von den Menschen, sondern von den Elementen besiegt zu sein.

Aber auch welche Niederlage!

Ein Unglück, das unseren größten Siegen gleichkommt — Xerxes, der in einem Boote über den Hellespont zurückgeht, Varro, welcher die Trümmer des Heeres von Cannä zurückbringt.

Zwanzig Tage, zwanzig tödliche Tage vergehen unter einem Schneehimmel, auf einem Schneeboden, einem doppelten Leichentuche, das über und unter dem Heere ausgebreitet ist.

In diesen zwanzig Tagen ließ das Herr zweimal-hunderttausend Menschen und fünfhundert Geschütze einzeln zurück, um zu der Beresina zu gelangen.

Am 5. Dezember setzte sich Napoleon in einen Schlitten und am 18. Abends erscheint er vor den Tuilerien.

Am zweiten Tage darauf beglückwünschen ihn die groBen Staatskorporationen wegen seiner Rückkehr.

Am 12. Jänner 1813 stellt ein Senatsbeschluß dem Kriegsminister 330,000 Rekruten zur Verfügung.

Am 10. März erfährt man den Abfall Preußens.

Vier Monate lang glich ganz Frankreich einem Waffenplatze.

Die dreimal-hundert fünfzigtausend Rekruten waren in die Regimenter verteilt.

Die Mütter weinten, und fanden in den hochtönenden Worten, aus denen man die Proklamationen baute, einen schwachen Balsam für so tiefe Wunden.

Am 1. Mai 1813 war Napoleon in Lützen und bereit die russischen und preußischen Heere mit seiner Armee anzugreifen, zu welcher das fast erschöpfte Frankreich zweimal-hunderttausend, fünfzigtausend aber Sachsen, Westphalen, Würtemberg, Baiern und das Großherzogtum Berg geliefert hatten.

Der Riese, den man für niedergeworfen und überwunden gehalten, war wieder aufgestanden, um den Kampf von neuem aufzunehmen.

Der Antäus hatte die fruchtbare, freigebige Mutter berührt, welche man Frankreichs Boden nennt.

Nach den Siegen von Lützen und Bautzen kam Leipzig, schrecklichen Angedenkens, Leipzig, wo von französischer Seite allein hundert und siebzehn-tausend Kanonenschüsse abgefeuert worden waren, elftausend weniger, als bei Malplaquet.

Jeder französische Kanonenschuß kostete zwei Louisdor; wer aber sagt, wie viele Tränen jeder russische, preußische oder sächsische Kanonenschuß kostete!

Poniatowski ertrank in der Elster.

Als die französische Armee in Erfurt ankam, war sie auf acht-zigtausend Mann zusammengeschmolzen.

Bei Hanau versperrte ihr der Feind den Weg. Sie mußte sich noch einmal schlagen. Am 6. und 7. November ging sie über den Rhein.

Am 9. November endlich, wie wir im Beginne dieses Kapitels erzählt haben, in dem Augenblicke, als die

Augen Ehrlichs sich wieder öffneten, um denen Mariechens zu begegnen, in dem Augenblicke, als die beiden Kinder sich zum ersten Kusse vereinigten, kam Napoleon in das Schloß der Tuilerien zurück.

Vielleicht fragt man, in welcher Beziehung der neue Cäsar, der moderne Hannibal zu den armen Kindern stehen könne, deren Geschichte wir erzählt haben, und in welchem Zusammenhange die schrecklichen Ereignisse, die wir eben erwähnten, mit den jungen Leuten in Haramont stehen, welchen Einfluß sie auf deren stilles verborgenes Leben haben?

Das wollen wir mit wenigen Worten angeben.

Nachdem Napoleon am 9. November angekommen war, erschien er am 10. im Senate, und sprach da:

»Meine Herren, vor einem Jahre marschierte ganz Europa mit uns, heute marschiert ganz Europa gegen uns. Ich brauche Soldaten.«

Und alsbald wurde eine neue Aushebung von dreimal-hunderttausend Mann angeordnet.

Zu dieser Aushebung sollten auch die einzigen Söhne der Witwen von 18 bis 25 Jahren zugezogen werden,

Ehrlich war achtzehn Jahre alt, und der einzige Sohn einer Witwe.

Weiß man nicht, daß der Blitz des Himmels auch die kleinsten Häuschen trifft?

Die beiden Kinder, welche die Liebe mit ihrem goldenen Zauberstabe berührt hatte, waren weit entfernt, das Unglück zu ahnen, von dem sie bedroht

waren; sie wußten: nicht, was in der übrigen Welt vorging, und seit den alt Tagen, daß sie wußten, sie liebten einander, waren sie so mit sich selbst beschäftigt, daß sie kaum kannten, was in ihrem Dorfe geschah.

Die armen unschuldigen Herzen kümmerten sich nicht um jene große Gesellschaft, die in den Städten wimmelt, und weil sie sich um dieselbe nicht bekümmerten, von ihr nichts verlangten, glaubten sie, jene Gesellschaft werde sich auch nie um sie bekümmern, und lebten fort in ihrer süßen Hoffnung und in ihrem heiligen Glauben.

Eines Sonntags sahen die Leute von Haramont, als sie aus der Messe kamen, an der Ecke des Platzes ein gedrucktes Papier, das eben angeschlagen worden war.

Sie traten hinan und lasen.

Es war eine Verordnung des Präfekten, welcher die Loosziehung zum Militär in dem Departement Aisne auf den nächsten Sonntag, 29. November, festsetzte.

Der Kreis Villers-Cotterêts allein sollte zweihundert Mann liefern.

Da hatten, die Kranken ausgenommen, Wenige Aussicht, frei zu kommen.

Der Maire hatte, wie wir erwähnt, diese Verordnung anschlagen lassen, während die Frauen sich in der Kirche befanden, damit die Mütter durch das Gebet gestärkt wären und die schreckliche Nachricht leichter ertragen könnten.

Nach dem Schluchzen aber, das sich auf allen Seiten hören ließ, nachdem man gelesen hatte, hätte man glauben können, der himmlische Trost sei diesmal wirkungslos geblieben.

Die beiden Liebenden waren mit einander aus der Kirche gegangen, ohne etwas von dem zu sehen oder zu Hören, was um sie her vorging. Sie traten in das Häuschen der Frau Marie, wo sie sich vorzugsweise aufhielten, weil ihre junge Liebe vor dem Vater Kleine's sich etwas scheute.

Übrigens hatte er zwar gesagt: »wir wollen sehen, er hatte aber noch nicht »ja« gesagt.

Sie saßen Hand in Hand neben einander, und hörten nichts von dem allgemeinen Gerede, daß durch das ganze Dorf lief, sie würden den Donner über ihren Häuptern nicht gehört haben, und doch sprachen sie so leise, daß jemand am anderen Ende des Stübchens ihre Worte nicht verstanden, ja nicht gewiß gewußt haben würde, ob die Lippen, die sich bewegten, wirklich Worte aussprachen.

Da erschien plötzlich Madelaine weinend, mit ausgebreiteten Armen, und rief: »Mein Sohn! Mein armer Sohn!«

Ehrlich schlug seine großen, blauen Augen auf; die Mutter hatte ihn an sich gerissen, drückte ihn an ihre Brust und bedeckte ihn mit Küssen.

»Welches Unglück ist denn geschehen, liebe Mutter,« fragte er, daß du so sehr weinst?«

»Das größte von allen, was eine Mutter treffen kann, mein armes Kind,« entgegnete die unglückliche Frau.

Ehrlich sah sie erstaunt an.

Marie stand zitternd daneben; sie ahnte etwas Entsetzliches.

»Weißt Du es denn nicht, Mariechen?« fuhr die arme Mutter fort. »Nehmen will man uns ihn, und er wird sterben müssen, wie Wilhelm. Jesus, Maria! Ist es denn nicht eine Sünde, den Sohn so zu nehmen, wenn man schon den Vater genommen hat? Mein armer Wilhelm! Mein lieber Ehrlich!«

Mariechen begann zu begreifen, sie erbleichte und konnte nichts tun, als mit ihren bebenden Lippen den heiligen Namen Gottes flüstern, jenen Namen, der bei jedem Schmerze auf unsere Lippen tritt, weil er die Quelle jeden Trostes ist.

»Ach!« sagte Ehrlich, der alles erraten hatte, und wann, Mutter?«

»Nächsten Sonntag . . . Ich hätte geglaubt, man ließe wenigstens den armen Witwen ihre letzte Stütze, ihren letzten Trost . . . !

X.

Die Blutsteuer.

Die Stunden vergingen, und der Schmerz in den beiden Häuschen blieb zwar gleich tief, äußerte sich aber minder laut und ungestüm. Frau Marie weinte zugleich über Mariechen und über Ehrlich. Vater Kleine, welcher die Nachricht auf dem Rückwege von seinem Felde auch erfahren hatte, schien binnen wenigen Stunden zu einem achtzigjährigen Greise geworden zu sein.

Von Zeit zu Zeit fiel indes ein Hoffnungsschimmer in diesen stummen Schmerz, wie ein warmer Sonnenstrahl durch eine Ritze in einen feuchten, eiskalten Keller bringt. Etwa zehn der höchsten Nummern mußten gute Nummern, Freinummern sein, und es blieb doch möglich, daß Ehrlich eine solche zog.

Die beiden Mütter begannen eine neuntägige Andacht; Marie legte das Gelübde ab, mit Ehrlich nach unserer lieben Frau von Liesse zu wallfahrten, wenn der Himmel ihn mit einer dieser guten Nummern begünstige.

Vater Kleine sagte, was man von ihm nimmermehr erwartet hätte:

»Ich gäbe wahrhaftig hundert Taler darum, wenn Ehrlich eine gute Nummer erhielte.«

Ehrlich aber tröstete alle, selbst den kleinen Peter, welcher auch mitweinte, weil er die andern weinen sah.

»Meine gute Mutter,« sagte er, beruhige Dich; Du weißt, daß der liebe Gott mich lieb hat, und übrigens ist mein Vater gestorben; damit ist eine Schuld angetragen. Es sterben ja nicht alle Soldaten; Bastian ist auch wieder zurückgekommen. Ich werde auch wiederkommen, wie er, meine gute Mutter, vielleicht mit einer Pension, vielleicht mit dem Ehrenkreuze. Ich komme wieder, Frau Marie, beruhigen Sie sich; Mariechen wird für mich beten, und ich weiß, die Engel im Himmel werden auf das Gebet hören.«

»Ach, mein Kind,« entgegnete Madelaine, »das sagst Du nur, um mich zu trösten . . . Ist denn der und der oder der zurückgekommen? Weiß man nur, wo sie sind? Nein; sie sind verschwunden, ohne daß man eine Spur von ihnen finden kann.«

Und die arme Frau nannte Namen von Söhnen des Dorfes, die fortgezogen waren wie Wilhelm, wie Ehrlich fortziehen sollte, die niemals wieder gekommen, und deren Mütter noch weinten.

Gelegentlich kam auch Bastian; er wußte, daß seine Anwesenheit ein Trost war, weil eine Hoffnung; da aber seine Teilnahme sich mit um so stärkeren Flüchen vermischt, je tiefer er gerührt wurde, so fürchteten die beiden Frauen, in ihrer großen Frömmigkeit, diese Flüche und Schwüre könnten den Schutzengel aus ihrem Häuschen verscheuchen.

Die Stunden vergingen, und in den acht Tagen war, abgesehen von dem täglichen Gange der beiden Kinder nach der Stadt, alles Unruhe und Verwirrung in den beiden Familien.

Die beiden Frauen, welche das Unglück Juliens so sehr beweint hatten, deren Gebäude und Ernte das Feuer verzehrte, hätten gerne ihre Häuschen in Asche sinken sehen, wenn sie nur ihre Kinder hätten behalten können — die Kinder in dem Alter, in welchem sie von den menschlichen Gesetzen noch nicht betroffen werden, und nur unter Gott stehen:

Vater Kleine vernachlässigte sein Feld, und ging vor der Türe seines leeren Häuschens hin und her, denn die Mutter und die Kinder befanden sich meist in dem Häuschen der Frau Marie. Von Zeit zu Zeit hob er die Augen gegen Himmel, oder er faßte krampfhaft den Weinstock, der an dem Häuschen emporklomm, und blieb eine Zeit über, welche seine Gedanken zu messen vergaßen, schweigend und unbeweglich, mit gesenktem Haupte dastehen, als blicke er in ein Grab hinein.

Selbst die Tiere teilten diese Traurigkeit. Der Graue steckte den Kopf neugierig durch das Stallfenster, und spitzte die langen Ohren. Der Faule und die Schwarze wechselten langes Gebrüll.

Bernhard seinerseits verließ Ehrlich weniger als je, als wenn das arme Tier erraten hätte, daß es von seinem Herrn bald werde getrennt werden, und als wolle es

auch nicht einen der letzten Augenblicke verlieren, die es bei ihm zuzubringen habe.

Endlich kam der schicksalsschwere Sonntag heran.

In der Sonnabend-Nacht war Niemand in den beiden Häuschen zu Bette gegangen außer dem Vater Kleine und dem kleinen Peter dem Greise und dem Kinde die beiden schwachen Wesen, welche des Schlafes bedürfen, das Kind, weil es noch so nahe an der Nacht der Vergangenheit ist, der Greis, weil er bald in die Nacht der Zukunft eintreten soll.

Beim Angeluß-Läuten standen die beiden Mütter auf, um in der Kirche ihr Gebet zu verrichten, Frau Marie am Hochaltar, Madelaine vor dem Gemälde, dem Gegenstande ihrer Verehrung.

Ach, alles was bisher für sie ein Trost gewesen war, wurde ein Schrecken, der Wink, mit dem Jesus das Kind zu sich beschied, bedeutete ja wohl, daß Ehrlich zu einem frühzeitigen Tode bestimmt sei. Hieß nicht: zu Jesus gehen, in den Himmel eingehen?

Die beiden Kinder waren unterdes bei einander geblieben.

»Mein Gott,« sagte Mariechen, gibt es denn kein Mittel unserm Unglück zu entgehen, wenn Dich das Loos trifft?«

»Mein Mariechen,« antwortete Ehrlich, es gibt immer ein Mittel dem Unglücke zu entgehen, wenn man es ertragen lernt. Du hast mich lieb, Mariechen, nicht wahr?«

»Ad ja!«

»Und Du glaubst auch, daß ich Dich liebe?«

»Das weiß ich gewiß, Ehrlich.«

»Nun, siehst Du, mein gutes Mariechen, in diesen Worten liegt Alles; sie können mich nehmen, mich von Dir trennen, mich in eine Uniform stecken, mich in den Krieg schicken, mich selbst in den Tod gehen lassen, sie können es aber nicht hindern, daß ich an Dich denke beim Abschiebe, in der Schlacht, selbst im Tode an Dich denke.«

»Im Tode! Siehst Du,« fiel Marie schluchzend ein »im Tode! Du denkst also selbst an den Tod.«

Und das arme Kind erhob die beiden gefalteten Hände gen Himmel und ließ dann ihre beiden Arme um den Nacken Ehrlichs sinken.

»Sterben! Sterben! Sterben!« sprach sie dabei.

»Ich weiß es wohl,« entgegnete Ehrlich, »sterben heißt: für einige Zeit scheiden, aber, Mariechen, nicht vergessen, und das Vergessen allein ist wirkliche Trennung. Betrachte nur meine Mutter, neunzehn Jahre ist mein Vater todt und kein Tag vergeht, an dem sie nicht von ihm spräche, keine Stunde, in der sie nicht an ihn dächte. Mein Vater wiederum sieht sie, lächelt dieser heiligen Treue zu und breitet ihr die unsichtbaren Arme entgegen, die sie aber nicht eher sehen und fühlen wird bis in dem Augenblicke ihres Sterbens. Eben deshalb, Mariechen, sterben die Sterbenden lächelnd,

während die Zurückbleibenden weinen. Die Sterbenden sehen schon, was die Lebenden noch nicht sehen.«

»Mein Gott, Ehrlich, wer hat Dich gelehrt, so schöne und so traurige Dinge zu reden?«

»Du weißt ja, Mariechen, daß ich Chorknabe war.«

»Nun?«

»Ich begleitete den Herrn Pfarrer, wenn er einem Kranken die letzte Ölung brachte.«

»Ja, wie die anderen Chorknaben; aber warum sprechen diese nicht auch wie Du so schöne Sachen, über die man aber doch weinen muß, über den Tod und das Leben?«

»Weil ich, Mariechen, Manches sehe, was Andere nicht sehen; Du weißt ja,« sagte Ehrlich, »daß ich der »blöde Ehrlich« bin.«

»Ja, so nennen Dich die Leute.«

»Also, Mariechen, wenn ich den Herrn Pfarrer zu dem Sterbebette begleitete, sah ich etwas, daß nicht einmal der Herr Pfarrer sah.«

»Was sahst Du, Ehrlich? Ich fürchte mich. Mein Gott, sahst Du den Tod?«

Ehrlich lächelte, schüttelte den Kopf, und sprach, während sein Auge stier war, als besitze er die Gabe des Hellsehers:

»Nein, im Gegenteil, Mariechen, ich sah das ewige Leben. Siehst Du . . . (das Mädchen rückte ängstlich und fröstelnd näher an ihn), . . . es kommt immer ein

Augenblick, in welchem der Sterbende, ehe er die Augen für immer schließt, mit angehaltenem Atem, stier und unbeweglich vor sich hin sieht; er macht dabei mit seinem Körper eine Bewegung als wolle er vorwärts eilen; seine Lippen beben und bewegen sich, als wolle er sagen: ja, Herr, ich komme. Dieser Augenblick, Mariechen, ist der Übergang aus dieser Welt in die andere, die Linie, welche die Endlichkeit von der Unendlichkeit scheidet, die Zeit vor der Ewigkeit, die Nacht vor dem Tage; es ist, sieh Mariechen, sieh! es ist geradeso, wie das, was eben jetzt am Himmel geschieht, das Licht, das mit der Finsternis kämpft, die Sonne, die sich durch einen ersten Strahl verkündigt. Dieser Blick der Sterbenden, Mariechen, diese Augen, die in die Leere blicken, wie die unsrigen jetzt in das Dunkel, dann sich so auf die Sonne der unbekannten Welt heften, wie die unsrigen sich jetzt auf die unserer irdischen Welt, dieser Blick sagt: mein Gott, die Hoffnung meines ganzen Lebens ist also nicht getäuscht worden; Du stehst doch hinter dem Schleier des Lebens, wie hinter dem Schleier der Nacht die Sonne. Herr, ich bin bereit in deinen Schooß zurückzukehren, von dem ich ausgegangen und Dir die unsterbliche Seele unsterblich zurückzugeben, wie Du sie mir gegeben.«

»Ach Ehrlich, Ehrlich, warum sagtest Du denn das nicht den armen Sterbenden? Wie würdest Du sie getröstet haben!

»Ich brauchte ihnen das nicht zu sagen, Mariechen, denn was ich dachte, das *sahen* sie.«

»Ach! es ist Alles recht schön,« entgegnete das Mädchen, indem sie von neuem in Tränen ausbrach, »es wird mich aber doch nicht trösten, denn wenn Du Dich zum Soldaten losest, wenn Du fortgehst, bist Du ja nicht mehr da, um es uns zu sagen.«

»Wir wollen Hoffen!« sagte Ehrlich, indem er dem Mädchen die Hand drückte. Da kommen die Mütter aus der Kirche zurück.«

Die Ziehung erfolgte in der Stadt.

Alle Morgen fuhren bekanntlich Ehrlich und Mariechen Milch dahin.

Das Leben der braven Leute war so einfach, daß dieser Tag, wie schrecklich er auch für sie war oder werden sollte, wie alle andern begann, mit denselben Arbeiten wie alle guten und schlimmen Tage, welche der Herr ihnen gewährte.

Der einzige Unterschied war, daß, weil die beiden jungen Leute sehr beliebt waren, weil man sie stets beisammen sah ohne daß es irgend Jemand nur in den Sinn kam, an der Unschuld ihrer keuschen Liebe zu zweifeln, weil man wußte, daß an diesem Tage die Losziehung statt fand und sie so traurig waren, alle mit ihnen Mitleid hatten.

Zuerst der Maire, ein heiterer Beamter. Er rief sie zu sich und versuchte Ehrlich Hoffnung zu machen, indem er ziemlich plump darüber scherzte, wie man nach den

guten Nummern greife. Ehrlich lächelte traurig, Mariechen weinte über diese Scherze.

Als der Maire diese Folge seiner Späße sah, hielt er ein, denn er war ein vortrefflicher Mann.

»Nun, mein Sohn,« sagte er zu Ehrlich, »da Du etwas einfältig bist . . . .Nimm es nicht übel, daß ich so rede, es ist zu deinem Vorteile.«

Ehrlich lächelte und der Maire fuhr fort:

»Da Du ein wenig einfältig bist, so hast Du Dich vielleicht geirrt; Du weißt vielleicht nicht wie alt Du bist; siehst Du, wenn Du vielleicht ein Jährchen jünger wärst, ließe sich die Sache vielleicht bis zum nächsten Jahre verschieben und bis dahin . . . hm! hm! (er trällerte die ersten Worte eines Liedchens), bis zum nächsten Jahre wird gar viel Wasser unter den Brücken hinlaufen.«

Ehrlich schüttelte den Kopf.

»Freilich, Herr Mussart,« sagte Ehrlich — »Denn der Maire von Villers-Cotterêts hieß Nicolas Brice Mussart — »freilich bin ich etwas einfältig, aber ich weiß doch, wann ich geboren bin. Das war am 10. März 1796 und heute haben wir den 26. November 1814; ich bin also siebzehn Jahre und acht Monate alt und dem Gesetze unterworfen.«

»Dem Gesetze, dem Gesetze,« murmelte der brave Maire vor sich hin, »als ob es ein Gesetz gäbe, welches erlaubt die Kinder ihrer Mutter zu nehmen, besonders wenn sie nur dieses Eine hat — und dieses Eine

geistesschwach ist. Geh, Ehrlich, geh, mein Sohn, Gott verbessert die Gesetze der Menschen, wenn sie dieselben gar zu hart und grausam gemacht haben.«

»Ich weiß das, antwortete Ehrlich, und freue sich sehr, daß Sie es auch wissen; es ist das ein Beweis, daß Sie auf dem Wege des Herrn wandeln.«

»Sieh, sieh!« sagte der Maire, als er ihn fortgehen sah; »Das hat er gewiß von seinem Dorfpfarrer gehört.«

Dann trällerte er sein Liedchen weiter und sagte:

Toinette, das Frühstück um neun Uhr, weil die Losziehung um elf Uhr anfängt und sage doch Herrn Héraux, er möchte einen Eierkuchen mit mir essen.«

Darauf ging er in sein Zimmer und sprach vor sich hin:

»Sieh, sieh, den Einfältigen! Wie er spricht! Wie ein Buch! Wahrhaftig, der Abbé Grégoire hätte nicht besser antworten können.«

Unterdes setzten Ehrlich und Mariechen ihren Rundgang fort und nachdem sie einige Kunden bedient hatten, gelangten sie zu dem Arzte.

»Na, heute kommt also die Reihe auch an Dich, Armer!« sagte der Doktor. »Komm einmal her. Es gibt doch vielleicht ein Mittel Dir zu helfen. Man sagt, Du wärst etwas einfältig.«

»Ja, Herr Doktor, so sagt man.«

»Ist es wahr?«

»Wenn man es sagt, muß es wohl so sein.«

»Was meinst Du selbst dazu? Einem Philosophen, einem Dichter, einem Staatsmann würde ich diese Frage nicht vorlegen,« fuhr der Arzt lächelnd fort; »was meinst Du selber?«

»Herr Doktor,« antwortete Ehrlich ohne alles Zögern, wenn Sie den Verstand meinen, so glaube ich, daß der liebe Gott mich unter die Niedrigen seiner Schöpfung gestellt hat,

»Also wirklich? Du glaubst das?« fragte der Arzt, der sich über die bestimmte, klare Antwort verwunderte. »Und warum glaubst Du das?«

»Das ist sehr einfach, Herr Doktor; abgesehen von der Gesellschaft meiner Mutter, der Mutter Mariechens, und des kleinen Peters, also abgesehen von den Familienverhältnissen, welche Herzensverhältnisse sind, liebe ich die Gesellschaft der Tiere mehr als die der Menschen.«

»Ah, ah!« murmelte der Arzt; »da hast Du Recht, mein Sohn. Das ist vielleicht ein Beweis von Beschränktheit, aber noch nicht von Blödsinn. Warum ziehst Du aber die Gesellschaft der Tiere der menschlichen Gesellschaft vor?«

»Weil sie, meiner Ansicht nach, nur den Absichten und Zwecken der Natur folgen, weil alle nach ihrer Organisation handeln, weil Alles, was sie tun, das Resultat ihres Instinktes ist und weil alle Tiere, welche Gott dem Menschen gegeben hat, damit sie ihm nützlich sein sollen, ihm auch nützlich sind, einige auf

Kosten ihrer Freiheit, wie das Pferd, der Esel, der Hund, andere auf Kosten ihres Lebens, wie das Rind, das Schaf, die Hühner, weil ich als armes verstandloses Geschöpf weiß, was sie sagen und sie bisweilen sich beklagen, nie aber verwünschen höre.«

Der Doktor sah Ehrlich erstaunt an.

Und wer heißt deiner Meinung nach die Tiere also handeln?« fragte er.

»Gott,« antwortete Ehrlich.

»Ach! Und sprichst Du, deiner geistigen Einfalt wegen, mit Gott wie Du mit den Tieren sprichst!«

»Nein, denn Gott kann ich nicht sehen wie ich sie sehe. Gott ist nichts Sichtbares und Materielles.«

»Was ist er sonst?«

»Aussprechen kann ich es nicht, wenn ich es auch ahne; ich weiß nur, daß unsere Seele ein kleines Teilchen, ein Hauch von ihm ist und doch hinreicht, uns zu beleben. Man sieht Gott nicht, Herr Doktor, man fühlt ihn.«

Die Verwunderung des braven Doktors stieg bis zum Erstaunen.

»Wer hat Dich dies gelehrt?« fragte er.

»Die langen Nächte, die ich sinnend im Walde verbrachte, das Rauschen des Windes in den großen Bäumen, das Murmeln des Baches auf der Wiese, der Anblick der Blumen.«

»Also nicht der Pfarrer in deinem Dorfe?«

»Der Pfarrer in unserem Dorfe spricht von solchen Dingen nicht; einmal versuchte ich mit ihm davon zu reden, aber er zuckte die Achseln und sagte: »ja, mein Sohn, ja, mein Sohn und dann entfernte er sich mitleidig und mit den Worten: »Der arme Einfältige!«

»Du sprichst also nie davon?«

»O doch, Herr Doktor.«

»Mit wem?«

»Mit den Dingen, die auch davon sprechen, mit der Nacht, mit den Winden, mit dem Bache, mit den Blumen.«

»Wenn man Dich also bei der Stellung über deine Geistesschwäche fragte, so würdest Du so antworten?«

»Gewiß, Herr Doktor.«

»Du würdest nicht einfach sagen: ich weiß nicht, ich verstehe nicht?«

»Ja, Herr Doktor, wenn ich es nicht wüste oder nicht verstände.«

»Wenn Du es aber wüßtest und verständest?«

»Dann müßte ich ja lügen, Herr Doktor.«

»Und lügen würdest Du nicht, um nicht Soldat zu werden?«

»Nein.«

»Selbst wenn deine Mutter, wenn Mariechen Dich darum bäten?«

»Ach sie würden mich nicht bitten; wenn ich löge, wäre ich nicht mehr schwach an Geist, sondern täte wie die Menschen, ich täte mehr als die Tiere.«

Er schüttelte den Kopf.

»Ach nein,« fuhr er fort, »ich würde nicht lügen, auch wenn es meine Mutter oder Mariechen wünschten.«

»Nun, der ist ein seltsamer Blödsinniger; ich habe noch nie einen der Art gesehen.«

Und aus großen Mitleid mit dem Armen fuhr er fort:

»Laß einmal deinen Körper sehen, da von dem Geiste aus nichts zu hoffen ist.«

Ehrlich hatte keine Vorstellung von der Scham, wie sie in der Gesellschaft verstanden wird und er scheute sich also nicht, seinen Körper mehr oder minder unbekleidet zu zeigen. Zeigten sich ihm die Tiere, die Blumen, die Bäume nicht auch nackt? Er schämte sich nur zu hintergehen, zu lügen, etwas Unrechtes zu begehen.

Auf die Aufforderung des Doktors legte er also seine Kleider ab.

Der arme Ehrlich: Auch von dieser Seite war nichts zu hoffen; der Körper war so schön wie die Seele, ein lebendiger Ganimed oder Apollo.

Der Doktor schüttelte den Kopf.

»Auch von dieser Seite nichts zu hoffen, mein Sohn,« sagte er; »kleide Dich wieder an. Vielleicht die Augen!«

Er winkte Ehrlich zu sich und sagte:

»Laß einmal deine Augen sehen.«

Ehrlich trat hinzu.

»Seltsam,« fuhr der Doktor fort; »Du siehst also in der Nacht wie am Tage?«

»Ja, sogar noch besser; die Gegenstände haben dann alle eine Farbe, sie sehen mehr oder weniger schön dunkelblau aus, je nachdem die Dunkelheit größer oder geringer ist.«

»Und Du kannst in die Ferne sehen?«

»Sehr weit, Herr Doktor.«

»Gleichviel, wir wollen einen Versuch machen.«

Er nahm eine Brille mit grünen Seitengläsern und setzte sie Ehrlich auf.

»Nun?« fragte er.

»Ach, Herr Doktor, nehmen Sie mir die garstige Brille wieder, sie macht mich blind.«

»Du kannst also nicht hindurch sehen?«

»Es ist mir als stände ich im Nebel.«

»Was halte ich jetzt vor Dich?«

»Es scheint die Tischdecke zu sein.«

»Welche Farbe hat sie?«

»Sie sieht wohl grau aus; wenigstens kommt es mir so vor.«

»So ist's,« antwortete der Doktor; »im Dunkel erscheint das Roth grau . . . Es ist nicht möglich, Dich für kurzsichtig auszugeben.«

Und er nahm ihm die Brille wieder ab.

»Der Teppich ist wirklich rot; ich irrte mich sagte Ehrlich.

»Nein, Du irrtest Dich nicht, die Natur irrt sich nie, aber einer deiner Sinne war durch ein künstliches Mittel umschleiert. Empfiehl Dich Gott, Ehrlich, denn jetzt kann Dich nur noch ein gutes Loos retten.«

»Ich danke Ihnen, Herr Doktor,« antwortete Ehrlich mit einem Seufzer; »ich ahnte es wohl, aber um Mariechen einen Gefallen zu tun, wendete ich mich an Sie, wie sie es wünschte.«

»Geh, mein Sohn, ich kann zu meinem großen Bedauern für Dich nichts tun.«

Ich bin Ihnen trotzdem nicht minder dankbar,« entgegnete Ehrlich mit seiner sanften Stimme.

Der Arzt zuckte traurig die Achseln und sah dem Jüngling nach, der seufzend fortging.

Ehrlich machte mit Mariechen die weiteren Gänge und nach einiger Zeit kam er zu dem Forstinspektor, der eben seine Forstleute gemustert hatte, weil ihm befohlen worden war, sie völlig militärisch einzurichten,

Sein Sohn, für welchen er bereits zwei Einsteher bezahlt hatte, mußte auch mit einrücken.

»Ach, Du bists, armer Ehrlich? Du sollst heute auch mit losen?«

»Ach ja, Herr Inspektor.«

»Da gebe ich Dir den Rat, geradezu Nummer 1 zu nehmen, damit Du nicht erst lange in Ungewißheit bleibst.«

»Mir wäre das ganz einerlei«, antwortete Ehrlich, »es ist nur wegen meiner Mutter und wegen Mariechen, die sich über mein Fortgehen sehr grämen würden und die darf unter vielleicht leiden müßten.«

»Wegen des Grämens magst Du Recht haben, und da ich meine liebe Not schon habe, meine Frau zu trösten, so mag ich es nicht übernehmen, drei Weiber zu trösten. Was aber das »leiden müssen« angeht,« – und er sah den armen Ehrlich mitleidig an — »so weiß ich freilich nicht, worin ihnen ein armer Einfältiger nützlich sein könnte. Wenn Du auch fort bist, Mariechen wird uns immer die Milch bringen und deine beiden Mütter werde ich für den Winter mit Holz versorgen, so gut, daß sie nie so warm gesessen haben sollen.«

Ehrlich war durch dieses Anerbieten des Inspektors tief gerührt. Herr von Violaine — so hieß er — sah hartherzig aus, aber das Gesicht war nur eine Maske, denn der Mann war gut, das Herz vortrefflich.

»Herr Inspektor,« sagte er, »ich danke Ihnen von Grunde der Seele, zuerst in meinem und in Mariechens Namen, die vor Weinen nicht sprechen kann, und dann auch im Namen meiner beiden Mütter.«

Das Mädchen stand wirklich weinend daneben.

»Schon gut, schon gut,« fiel der Inspektor ein. »Donnerwetter, ich habe auch ohne die eurigen seit einiger Zeit Tränen genug im Hause; geht, denn wenn meine Frau käme und Mariechen weinen sähe, hätte sie auch einen Vorwand, wieder Tränen zu vergießen, und es gäbe einen Platzregen, daß sich das Getreide im ganzen Kreise legen würde, wenn es noch draußen stünde.«

Er klopfte Ehrlich teilnehmend auf die Achseln und schob ihn sanft aus der Tür hinaus.

Ehrlich wußte, daß er auf das Wort des Inspektors bauen konnte, und der Gedanke, daß die beiden Häuschen wenigstens das nötige Holz haben würden, wenn er auch fort müsse, war ein großer Trost für ihn.

XI.

Die Loosziehung.

Es war halb elf Uhr und die Ziehung der Loose sollte um elf Uhr erfolgen; da aber die Dörfer des Kreises Villers-Cotterêts und der Stadt selbst in alphabetischer Ordnung ziehen sollten, so kam Haramont vielleicht erst gegen ein Uhr an die Reihe. Ehrlich hatte also Zeit, Mariechen erst nach Hause zu begleiten.

Ach, der Arme ahnte, daß er nur noch so kurze Zeit bei ihr zu bleiben habe, daß er keine Minute von derselben verlieren dürfe. Dann war es ihm auch, als habe er noch nicht rechten Abschied von seiner Mutter genommen und müsse das Versäumte nachholen.

Die beiden Kinder machten sich also auf den Weg und gingen durch den Park. Von dem Garten der Forstinspektors aus führte eine Tür in diesen Park, so daß sie den Weg durch die Stadt ersparten.

Bernhard, welcher den Weg besser kannte als der Postbote, zog vor ihnen her den kleinen Wagen und sah sich von Zeit zu Zeit um, nicht um sich zu überzeugen, ob sie Beide ihm folgten, was ihm sein Instinkt so gut sagte wie Teine Augen, sondern eben um sie anzusehen.

Seit acht Tagen wußte Bernhard recht wohl, daß große Trauer in den beiden Häuschen sei; wir wollen nicht behaupten, daß er gewußt habe, welche Trauer, aber er war in diesen acht Tagen noch zutraulicher,

noch liebevoller gegen Ehrlich geworden, als wisse er, daß namentlich Ehrlich einer Gefahr ausgesetzt sei und diese Gefahr ihn von demselben entfernen müsse.

Man war bei der sogenannten Fasanerie in dem Parke angekommen, wo der Weg sich teilte, in eine Straße und in einen Fußsteig. Gegen seine Gewohnheit schien Bernhard sich in dem Wege zu irren und ging auf der Straße hin.

Ehrlich rief ihn, damit er auf den, Fußsteig einlenke, aber Bernhard schüttelte den Kopf und trollte weiter.

Ehrlich, der bereits zwanzig Schritte von ihm entfernt war, rief ihn zum zweiten Male, aber statt zu gehorchen, blickte Bernhard die beiden Kinder an und setzte sich ruhig nieder.

Mariechen wollte ihn zum dritten Male rufen, aber Ehrlich hielt sie davon ab.

»Bernhard irrt sich nicht, Mariechen,« sagte er; »er Hat mir etwas zu sagen.«

Er trat deshalb zu dem Hunde und fragte halb sprechend, halb brummend:

»Was ist's denn, mein guter Bernhard?«

Bernhard heulte sanft, ohne daß etwas Trauriges in dem Geheule lag und hob die Pfote empor, die sich auf der Seite nach dem Walde zu befand.

»Ja, mein guter Bernhard,« sagte da Ehrlich; »Du hast Recht, Du bist ein Tier und dein Instinkt täuscht Dich nicht.«

»Nun,« fragte Mariechen, als sie auch hinzu trat, »was sagt Bernhard?«

»Bernhard sagt, auf der Straße her kämen wahrscheinlich unsere Mütter, Mariechen, so daß wir ihnen fehlgehen würden, wenn wir auf dem Fußsteige geblieben.«

»Glaubst Du?« fragte Mariechen, welche sich immer gar sehr über die Auslegungen der Taten und Gebärden Bernhards verwunderte.

»Da sieh!« antwortete er.

Er streckte die Hand aus und zeigte am Waldrande auf einen alten Mann, der auf einem Esel ritt und dem zwei Frauen in Trauerkleidung folgten, die einander an der Hand hielten.

Die eine Frau führte ein Kind an der andern Hand.

Der Mann und der Esel waren Vater Kleine und der Graue; die beiden Frauen waren Madelaine und Frau Marie, das Kind war der kleine Peter.

Die beiden Gruppen kamen bald zusammen und verschmolzen in eine.

Die arme Familie hatte es nicht über das Herz bringen können, in so weiter Entfernung auf die Entscheidung des Looses zu warten; auf der andern Seite brachte Vater Kleine, der vor zwei Jahren wiederum drei Morgen gekauft und Hypotheke gegeben hatte, dem Notar Niguet das erste Drittheil des Kaufpreises, nämlich achthundert Francs.

Die Ernte war gut gewesen und Vater Kleine sah mit Befriedigung an dem Geldsack, den er in der Tasche seines braunen Rockes trug und den er so fest als möglich mit Bindfaden zusammengeschnürt hatte, damit die Goldstücke nicht klimperten und ihre Gegenwart verrieten, er sah mit Befriedigung, sagen wir, daß der Ertrag der Ernte zureichen werde, binnen drei Jahren das Feld ganz zu bezahlen.

Wir wollen nun gar nicht etwa fugen, Vater Kleine habe bei dem Unglücke, welches die Familie betroffen, einzig und allein an sein Feld gedacht, ach nein, damit würden wir dem Herzen des Alten sehr Unrecht tun, aber wie der Wein und die Faulheit sich in das Herz Figaro's teilen, so teilte sich das Feld und der Enkel in das Herz des Alten.

Er hatte demnach mit Eifer die Gelegenheit ergriffen, nach Villers-Cotterêts zu kommen und sich von dem ihm so teuren Gelde zu trennen beschlossen, obwohl der Zahlungstermin erst nach acht Tagen kam.

So wanderten denn alle nach der Stadt zu. Ehrlich und Mariechen kehrten mit um.

Es war über elf Uhr als sie in Villers-Cotterêts ankamen. Die ganze Stadt hatte sich nach der Mairie gedrängt, d. h. auf den Schloßplatz, an dem sie sich befand.

Da standen denn in so traurigen Gruppen, wie die Israeliten, die an den Ufern des Euphrat weinten, die Väter, die Mütter, die Schwestern der jungen Leute,

welche das Loos ziehen sollten und unter diesen Gruppen diese Jünglinge selbst, kaum den Kinderjahren entwachsen, kenntlich an ihrer Schwäche, an ihrer Blässe und besonders an ihren Tränen.

Einige hatten Trost und Vergessen im Trunke gesucht und ihre geräuschvolle Sorglosigkeit, deren Ursache leicht zu erkennen war; machte vielleicht einen noch schmerzlicheren Eindruck, als die Trauer und die Tränen Anderer.

Die Gruppen mischten sich nicht untereinander, eine jede bestand aus den Bewohnern eines Dorfes und jedes Dorf sah auf das andere mit Haß und betete zu Gott, daß der größte Teil dieser schrecklichen Blutsteuer auf das andere fallen möge.

Man wartete auf das Ende der Messe, um die Loosziehung zu beginnen. Die Kirche war so gefüllt, daß man Leute noch außen vor der Tür knien sah. Unglückstage sind ja auch Tage der Frömmigkeit.

Nach Beendigung des Gottesdienstes zeigte ein Trommelschlag und Wirbel den Beginn der Ziehung an. Diese Trommeltöne drangen in alle Herzen, — sie waren seit drei und vier Jahren für alle Mütter die verhaßtesten Töne.

Der Maire, der seine Schärpe umgelegt hatte, ging mit seinen beiden Adjunkten und einigen Gendarmen vorüber.

Jedermann begrüßte ihn so ehrerbietig als möglich; die, welche die Ehre hatten ihn ein wenig zu kennen,

grüßten ihn mit Nennung seines Namens und diesen antwortete er mit einer herablassenden Handbewegung.

Man wollte sich die Gunst des Maire erwerben, die armen Herzen glaubten in ihrer Not überall Schutz suchen zu müssen und hielten den Herrn Maire für einen starken Schutz, selbst neben der Vorsehung, gegen einen ungünstigen Zufall.

Hinter dem Maire drängten sich in den Ziehungssaal so viele Neugierige als hinter den Schranken Platz fanden.

Dann wurde das Dorf aufgerufen, das dem A am nächsten stand. Es war Boursonne. Und nun begann ein schmerzliches, ein doppelt schmerzliches Schauspiel, weil die Freude der Einen den Schmerz der Andern bildete, wie der Schmerz dieser die Freude jener.

Freude gewährte die Erlangung einer hohen Nummer, welche die Möglichkeit gewährte, nicht zum Heere abgeben zu müssen; dieses Herausnehmen einer hohen Nummer aber aus der Urne war eine Verminderung der Hoffnung für Andere.

Daher die Freude der Einen und die Trauer der Andern.

Eine niedrige Nummer dagegen machte den betrübt, der sie gezogen hatte und erfreute die noch Übrigen, weil mit jedem schlechten Loose, das aus der Urne gezogen wurde, für die Anderen die Hoffnung auf ein glückliches sich steigerte.

Daher die Trauer der Einen und die Freude der Andern.

Die Freude und die Trauer, die zuerst in dem Ziehungssaale entstand,, verbreitete sich sofort nach außen hin.

War die gezogene Nummer von dem Maire ausgerufen und in das Protokoll eingetragen, so eilte der junge Mann, dem sie galt, wenn es eine glückliche war, mit offenen Armen, mit leuchtenden Augen, mit freudestrahlendem Gesicht hinaus, rief schon in der Tür sein und seiner Familie Glück aus und hielt die rettende Nummer hoch und triumphierend empor.

War das Loos dagegen ein ungünstiges, so erschien der junge Mann niedergeschlagen an der Tür, schüttelte den Kopf und kümmerte sich wenig darum, was aus der verderblichen Nummer geworden, die in das Protokoll durch den Sekretär, noch tiefer aber in sein Herz durch die Verzweiflung eingeschrieben war.

Dieser Auftritt erneuerte sich von Minute zu Minute, weil aber von den 180 Nummern in der Urne nur dreißig oder vierzig für gut galten, wiederholte sich die Trauer häufiger als die Freude.

Der Schmerz und die Trauer waren um so tiefer, da jedes Dorf einige seiner Söhne zu den beiden schrecklichen Feldzügen von 1812 und 1813 hatte ziehen sehen, und keiner derselben zurückgekommen war, als höchstens zum Krüppel geschossen, so daß die weinenden Mütter diese armen Kinder an ihr Herz

drückten, die lieben, gesunden Glieder festhielten und jammerten: »ach die Kugeln, die Kugeln, mein Gott!«

Drei Dörfer gingen Haramont voraus. Zwei derselben schienen von dem Himmel sichtbar begünstigt zu werden, Boursonne nämlich und Dampleur. Aller Wahrscheinlichkeit nach lieferte sie von dreißig ihrer Söhne, die das Loos gezogen hatten, kaum sechs oder acht wirklich zur Armee ab. Fast alle guten Nummern waren in ihre Hände gefallen. Corcy dagegen, das dritte Dorf, hatte nur schlechte Nummern gezogen. Bei allen Loosziehungen dieser Art bemerkte man solche merkwürdige Erscheinungen, die man vergebens zu erklären suchte.

Nach Dampleur kam Haramont.

Ehrlich trennte sich von den beiden Müttern, von Mariechen und dem kleinen Peter unter vielen Küssen und Tränen.

Bernhard wollte mit ihm gehen, aber es durfte durchaus kein Hund in den Saal mitgenommen werden, und so setzte sich der zurückgewiesene Bernhard traurig neben Mariechen nieder.

Vater Kleine hatte sich zu dem Notar begebt, vielleicht um in dem Augenblicke nicht zugegen zu sein, wenn das gefürchtete Unglück geschehe.

Ehrlich, der unter seinem Namen, Johann Manscourt eingetragen, war der Fünfte. Seine beiden ersten Vorgänger kamen traurig und niedergeschlagen wieder heraus, denn sie hatten schlechte Nummern gezogen;

der dritte hielt eine zweifelhafte in der Hand, der vierte stürzte jubelnd mit Nummer 164 heraus.

Die armen Mütter, Mariechen, der kleine Peter wußten, daß nun Ehrlich an der Reihe sei.

Die Angst und den Schmerz, welche die drei Frauenherzen in dieser einen Minute erlitten, kennt nur Gott; nur er hat die hastigen Schläge ihrer Herzen gezählt; nur er wußte, wie tödlich die Blässe der Gesichter war.

In dem Augenblicke, als Ehrlich in die Urne griff — die drei Frauen berechneten es später so — in diesem Augenblicke richtete der Hund langsam und betrübt den Kopf empor und fing an, lang gedehnt und schauerlich zu heulen, so daß es die Frauen eiskalt überlief.

Gleich darauf kam Ehrlich traurig, aber gefaßt, mit seinem gewöhnlichen milden Lächeln heraus.

Die drei Frauen schrien laut auf, denn sie erkannten, daß das gefürchtete Unglück geschehen sei.

Er kam langsam heran, und schlug seine Arme um alle drei. Dann sagte er in einem Tone, dessen Traurigkeit durchaus nicht wiederzugeben ist:

Gerade die Zahl meines Alters, 18.«

»Mein Gott, mein Gott!« sagten die beiden Mütter, die auf die Knie sanken. »Wir werden schwer geprüft!«

Mariechen blieb allein stehen, allein in den Armen Ehrliche, der sie fest an seine Brust drückte, und sagte:

»Dein bin ich, meine Marie, im Tode und im Leben.«

Und zum zweiten Male drückten sich die Lippen des Jünglings auf die Lippen der Jungfrau.

In diesem Augenblicke kam auch Vater Kleine von dem Besuche bei den Notare zurück, und um die Ecke herum.

Er sah die beiden Frauen knien, und die Arme gegen Himmel heben, er sah Mariechen weinend, in den Armen Ehrlichs, und erriet alles.

»Hm!« murmelte er. »Er also auch wie mein armer Wilhelm!«

Dann setzte er hinzu:

»Wahrhaftig, gerne hätte ich fünfhundert Francs darum gegeben, daß dieser eine gute Nummer gezogen.«

Napoleon wollte die dreimal-hunderttausend jungen Soldaten sobald als möglich haben: aus diesem Grunde sollte die Untersuchung am nächsten Sonntage erfolgen.

Es war dies eine letzte Hoffnung für die beiden Mütter, für Mariechen, den Vater Kleine; es kam ihnen so vor, als müsse ihr armer Geistesschwacher zurückgewiesen werden, wenn auch Madelaine in ihrem Mutterstolze bisweilen den Kopf schüttelte, und sagte:

»Nein, nein, sie weisen ihn nicht zurück, — er zu schön.

Ehrlich selbst wußte seit seiner Unterredung mit dem Arzte, was er zu erwarten hatte. Wenn die Frauen von dieser legten Hoffnung sprachen, lächelte er traurig ohne etwas zu antworten, denn eine Lüge würde er

nicht über seine Lippen gebracht haben, selbst wenn es einen Trost für seine Mutter gegolten.

Der Weg von Villers-Cotterêts nach Haramont gewährte ein seltsames Schauspiel. Diese Dorf lieferte neun junge Leute. Von diesen neun waren dem Loose fünf verfallen, so daß also Haramont nicht gerade großes Unglück gehabt hatte.

Die Vier, welche davon gekommen waren, wenigstens davongekommen zu sein glaubten, — denn in jener unglückseligen Zeit war man in nichts sicher — hatten die Nummern mit dreifarbigen Bändern an den Hut gesteckt, sangen, lachten, tanzten, und erfüllten den Wald mit ihrer Tauten Freude.

Von den fünf anderen hatten zwei Trost für ihr Unglück in der Trunkenheit gesucht, und sangen, schrien und tanzten wie die anderen, aber in so trauriger, so erzwungener, so schmerzlicher Weise, daß man sie für Gespenster hätte halten können, die aus dem Grabe Hervorgeholt und gezwungen worden, auf einen Augenblick die unbekannte ober vergessene Freude der Lebenden zu teilen.

Die drei anderen, welche ihre Besonnenheit behalten hatten, zu denen Ehrlich gehörte, kamen still, ohne Bänder, ohne Lachen, demütig und bescheiden in ihrem Schmerze zurück.

Die Glücklichen gelangten zuerst im Dorfe an, und verbreiteten die Nachricht von ihrer Freude, und von der Trauer der Anderen, und wir müssen gestehen, daß

der Schmerz und die Teilnahme allgemein war, als man hörte, daß Ehrlich dem Loose verfallen sei.

Ehrlich war so gutmütig, so sanft, so harmlos, daß Alle ihn liebten.

Bastian befand sich im Wirtshaus, als er die Nachricht erfuhr. Er hatte bereits, wie ihm dies bisweilen widerfuhr, mehr als nötig, und recht getrunken, und erzählte mit blitzenden Augen und flinker Zunge von seinen Feldzügen, wobei er sich gelegentlich durch ein Vivat auf den Sieger von Austerlitz und Wagram unterbrach. Er setzte eben das Glas an den Mund, nach dem fünften oder sechsten Lebehoch, als er die Worte hörte:

Ehrlich hat sich auch darangelost!«

Und — der Wahrheit die Ehre! — so nahe auch das Glas den Lippen des Husaren war, die Lippen berührten, es nicht.

»Was sagt Ihr dort an der Türe?« fragte er.

Einer der Glücklichen mit bebändertem Hute antwortete:

»Der Ehrlich hat sich auch darangelost. Weiter nichts.«

»Weiter nichts, Reiterelement!« entgegnete Bastian, indem er das Glas wieder auf den Tisch stellte. »Ich danke, das ist genug. Zu viel ist's schon,« setzte er hinzu, »denn es ist das Unglück zweier Familien.« Und ganz ernst, sehr betrübt sogar, sagte er: »Das arme Mariechen! Wie wird sie weinen.«

Er stand auf, ohne das noch halb volle Glas anzurühren, ohne die erst halb geleerte Flasche anzusehen, ging hinaus, und fragte die luftige Gruppe derer, die das Glück begünstigt hatte:

»Wo ist der unglückliche Ehrlich?«

»Er kommt hinter uns.«

»Auf der Straße oder auf dem Fußwege?«

»Auf dem Fußwege.«

»Gut; ich will ihn trösten, wenn's möglich ist.«

Und er ging nach dem Ende des Dorfes hin.

XII.

Diejenigen, welche den Vater Kleine und Bastian falsch beurteilt haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen.

Mehr als hundert Personen warteten am Ausgange des Dorfes, und von weitem sah man den langsamen Zug herankommen.

Ehrlich ging mit seiner Mutter voraus, sein Herz hatte erkannt, daß er in einem solchen Augenblicke ausschließlich und ganz der Mutter sich widmen müsse.

Dann folgte Frau Marie mit ihrer Tochter, darauf Vater Kleine mit dem kleinen Peter auf dem Esel, beide ebenfalls still und schweigend, obgleich das Kind weder die Veranlassung noch die Bedeutung dieses Schmerzes verstand.

Sobald man die Erwarteten kommen sah, gingen die Harrenden ihnen entgegen, Bastian voran. Es war ihm vorgekommen, als könne er Ehrlich eine große Anzahl triftiger Trostgründe vorlegen, ihm viele neue Ansichten von dem Militär eröffnen; er hatte geglaubt, diese Gründe wären so gut, diese neuen Ansichten so erfreulich, daß Ehrlich nach einem Gespräche von zehn Minuten mit ihm getröstet sein müsse; aber als er ihn nun erblickte, war ihm die Zunge wie gelähmt, er ging langsamer und langsamer und ließ sich von dem Ersten,

dann sogar von dem Letzten ein- und überholen. Bei dem Anblicke dieser tiefen Trauer schüttelte er den Kopf und sagte:

»Da habe ich mich auch geirrt; für diese armen Menschen kann nur der liebe Gott etwas tun.«

Auch schienen alle Anderen dieser Ansicht Bastians zu sein, denn Niemand wagte ein Wort des Trostes zu sprechen; man hörte nur Schluchzen und Ach.

Bastian war nicht einmal mehr auf dem Wege geblieben, sondern bei Seite getreten, um sie vorbei zu lassen, ja, er hatte sich vorgenommen, von seinem Dasein dem Ehrlich gar nichts merken zu lassen, gegen den er Manches wieder gut zu machen habe, wie er fühlte. Aber den großen blauen Augen Ehrlichs entging nichts. Ehrlich bemerkte Bastian, und da er so gut in den Herzen lesen konnte, erkannte er in dem Herzen des Husaren so inniges Mitleid, daß er von seiner Mutter fort, und gerade auf ihn zu ging.

Bastian sah ihn kommen, und blickte nach rechts und links, um sich zu überzeugen, daß Ehrlich wirklich seinetwegen komme; es ließ sich aber nicht daran zweifeln, denn er stand fast allein, außerhalb aller Gruppen, am Graben, und so ging er denn Ehrlich mit ausgebreiteten Armen entgegen. Gleichzeitig empfand er etwas, ihm bisher gänzlich Unbekanntes, das ihm das Herz erschütterte:

»Mein armer Ehrlich! mein armer Ehrlich!« rief er aus, indem er ihn umarmte. »Du sollst also doch fort,

Du hast Dich nicht losgelost. Donnerwetter, das ist wahrlich nicht gerecht! Mein Gott, ein so guter Junge wie Du, der beste von allen, und der mir, dem Husaren da, das Leben gerettet hat! Ja mir,« wiederholte Bastian, indem er sich nach den Bauern umdrehte, die verwundert über diese bei ihm ganz neue Rührung und Zärtlichkeit zusahen, mir hat er das Leben gerettet. Ich sagte bisher immer, der Hund wäre es gewesen, und der Bernhard hat mich auch aus dem Wasser herausgeholt; aber Bernhard allein würde mich in dem Wasser nicht gesucht, er würde sich um meinetwegen die Pfoten nicht naß gemacht haben; er ist mir dazu nicht grün genug. Nein, der gute Ehrlich hat ihn mir zu Hilfe geschickt, er hat mir die Hand gereicht, er ist's. Gerade wie bei dem Feuer in Longpré. Ich habe seitdem viel geschwatzt, geprahlt und aufgeschnitten, aber auch an jenem Abende hat der Ehrlich alles getan: Ehrlich hat die Pferde, die Kühe und die Schafe gerettet, Ehrlich hat das Kind aus dem Feuer geholt. Er sieht aus, als könne und tue er gar nichts, nicht wahr? Ich halte ihn aber für den Besten, Bravsten und Mutigsten von uns Allen. Geh' aber, Ehrlich, deine Mutter ruft Dich, deine Mutter wartet auf Dich. Es bleibt sich gleich, siehst Du, Du hast in Bastian einen Freund auf Leben und Tod, und, wenn das Bastian sagt, so ist es die Wahrheit, und wenn er eine Gelegenheit findet, Dir das anders zu beweisen, als durch Worte, so will er es tun. Geh nur.«

Und er trieb Ehrlich nach der Mutter hin, die wirklich auf ihn wartete, so dankbar sie auch Bastian für das war, was er getan hatte, denn sie fühlte, daß sie sein Herz jetzt erst kennen gelernt hatte.

Die beiden Familien begaben sich, wie gewöhnlich, mit Ausnahme des Vaters Kleine, in das Häuschen rechts, und ließen die Türe offen stehen, damit alle Teilnehmenden ungehindert hereingelangen konnten.

Mit einem mal drängte sich durch die Menge der Freunde, welche die armen Trostlosen umringten, eine junge Frau, Julie, deren Gebäude niedergebrannt waren. Sie trug ihr Kind auf dem Arme, ging gerade auf Ehrlich zu, der auf einem Bänkchen neben seiner Mutter saß, setzte ihr Kind vor ihm nieder, und sagte:

»Ehrlich, so wahr Du dem Rinde das Leben gerettet hast, ich wollte, es wäre so alt, daß es deine Stelle vertreten könnte; Ehrlich, so wahr Du ihm das Leben gerettet hast, es würde für Dich gehen, und nicht morgen, nicht Heute Abend, sondern augenblicklich, so daß Du bei deiner Mutter und Mariechen bleiben könntest.«

Und die arme Mutter sprach diese Worte in einem Tone solcher Dankbarkeit aus, daß alle Anwesenden in Tränen und Schluchzen aufbrachen, und Madelaine die Frau in ihre Arme schloß.

Bastian stand, mit Katharina am Arme, draußen; er hatte gesehen, was geschehen, er hatte gehört, was gesprochen worden war.

Er legte die Hand auf den runden, vollen Arm Katharina's, und sagte, als antworte er auf den Gedanken, welchen die Handlung Juliens in ihm angeregt Hatte: »Ja, tausend Säbelelement, das ist ein guter Gedanke.«

»Was?« fragte Katharina.

»Nichts, mein schönes Kind, als daß Du Dich über meinen Verlust wahrscheinlich nicht Tode grämst, wie die arme Mutter da, wenn sie von ihrem Kinde getrennt wird. Ich werde deiner Gesundheit nicht schaden, wenn ich Dir sage, daß ich eine kleine Reise mache.«

»Wohin denn?« fragte Katharina.

»Nun, weit nicht, nach Soissons, der Unterpräfektur von Aisne. Vater Mathieu wird mir wohl auch ein Pferd nicht abschlagen, und so kann ich morgen Abende oder spätestens übermorgen Früh zurück sein.«

»Um zu bleiben, Bastian?«

»Wer kann das wissen!« sagte er, indem er den Arm Katharinas losließ. »Gib mir einen Kuß, Schatz, wünsche mir eine glückliche Reise, und laß mich abziehen'; je eher ich gehe, desto früher komme ich wieder.«

Katharina kannte Bastian und wußte, daß es nicht leicht war, ihn von einem Gedanken abzubringen, wenn er sich denselben einmal in den Kopf gesetzt hatte; übrigens sprach er so oft von schönen Bekanntschaften in den Regimentern und bei der Verwaltung, daß sie

jetzt glaubte, er kenne auch in Soissons Jemand, dem er Ehrlich empfehlen wolle.

Da sie im Grunde von Herzen gutmütig war, so machte sie, zumal bei der Hoffnung auf eine baldige Rückkehr keine Schwierigkeiten, den Husaren abreisen zu lassen.

Und das tat denn Bastian sofort, da er von Mathieu die Erlaubnis erhielt ein Pferd zu nehmen.

Vater Kleine seinerseits hatte den Grauen in den Stall geführt, den Geldsack umgekehrt, um zu sehen, ob nicht vielleicht ein Goldstück darin zurückgeblieben sei, und, als er ihn ganz leer gefunden, in eine alte Truhe eingeschlossen. Darauf setzte er sich auf seinen großen Hölzernen Lehnstuhl, und konnte von da aus durch die offene Türe hindurch sehen, was bei seiner Nachbarin vorging.

Das, was. dort geschah, stimmte ihn recht traurig und. betrübt, das ist nicht zu leugnen.

Vater Kleine liebte nach Art der alten Leute um seiner selbst willen; das Unglück, welches Andere betraf, war für ihn kein unmittelbares Unglück, es wirkte erst durch den Gegenschlag auf ihn. Ein eigentliches Bedürfnis Ehrlich und dessen Hund alle Tage zu sehen, hatte er nicht, und er behandelte beide bisweilen als Faulenzer und Tagediebe.

Wenn Ehrlich unter gewöhnlichen Verhältnissen auf ein viertel, ein Halbes, ja ein ganzes Jahr fortgezogen, und es gewiß gewesen wäre, daß er wiederkomme,

würde Vater Kleine ohne große Rührung von ihm Abschied genommen haben; jetzt war es aber nicht also. Ehrlich sollte fort, man wußte nicht wohin; er ließ verzweiflungsvolle Herzen, Tränen und Jammer zurück, und alles dies störte Vater Kleine in seinen Gewohnheiten, nachdem er bei der Rückkehr von seinem Felde heitere Gesichter, und den Tisch gedeckt sehen wollte. Es war also eine Veränderung in seinem Leben, und in einem gewissen Alter ist jede Veränderung im Leben tödlich. Dieses Alter hatte Vater kleine mit seinem 77. Jahre erreicht.

Überdies ist, was auch die Sozialisten sagen mögen, der Gedanke an eine Vererbung des Seinigen ein starker Reiz und Stachel für den Menschen; der Gedanke zu sammeln, um einem Kinde zu hinterlassen, welches wiederum sammeln sollte, und den Seinigen das Doppelte von dem zu hinterlassen, was ihm hinterlassen worden, zu dem ewigen Schlafe mit der Hoffnung sich niederzulegen, ein Feld von drei, vier, fünf oder sechs Äckern werde wie ein rollender Schneebad sich vergrößern zu einem Hüttchen in den Händen des Sohnes, zu einem Gute in denen des Enkels, zu einem großen Gute in denen eines Nachkommen, ist ein Traum des Stolzes, welcher den Übergang aus dieser Welt in die andere erleichtert, und Vater Kleine sah seine neun Morgen Landes, auf die er nicht viel mehr schuldig war; so daß er binnen zwei Jahren alles zu bezahlen hoffte, in den Händen Ehrlichs sich

vergrößern, und, gleich einem immer größer werdenden Teppiche, in den Händen seiner Nachkommen die ganze Ebene von Largny bedecken.

Mußte Ehrlich fort, blieb er gar in der Schlacht, und er, Vater Kleine, starb, an wen sollten die neuen Morgen übergehen? An Madelaine, die kinderlos starb und sterbend ihre Besitzung vermachte, ohne sie vergrößert zu haben? Welche Vergrößerung konnte auch eine Frau allein bewirken? Ja hätte sie die Besitzungen wirklich vermehrt, wem sollten, wem konnten sie nützen, da doch das Erbe nicht in der Familie blieb.

Teil 2

XII.

Diejenigen, welche den Vater Kleine und Bastian falsch beurteilt haben, werden von ihrem Irrthume zurückkommen. (Fortsetzung)

Nicht als ob Vater Kleine nie in seinem Leben wegen der Faulheit Ehrlichs, wie er es nannte, in Besorgnis gewesen wäre; aber er wußte nicht gewiß, ob die Faulheit, die er dem jungen Manne zum Vorwurfe machte, wirklich vorhanden und Ehrlich nicht vielleicht binnen drei oder vier Stunden so viel arbeite, als er, Vater Kleine, an einem ganzen Tage. Er hatte gesehen, daß Ehrlich an manchen Tagen, wenn er selbst nach Villers-Cotterêts, nach Crepy und Compiègne gehen mußte, um Getreide zu verkaufen, an seiner Statt mit dem Faulen und dem Grauen auf das Feld zog, um zu ackern und am nächsten Tage fand er dann so viel getan, als sonst kaum in zwei oder drei Tagen zu Stande gebracht wird. Da hatte Vater Kleine sich schier verwundert und Ehrlich gefragt, wie er so schnell gearbeitet, Ehrlich aber weiter nichts geantwortet, als: »ich habe dem Vieh etwas gesungen und es hat tüchtig gearbeitet.« Von dieser Antwort hatte Vater Kleine nicht viel verstanden, wenn er auch lange darüber

nachgedacht, endlich aber einmal Ehrlich mit sich genommen und auf dem Felde, als er den Grauen und den Faulen an den Pflug gespannt, zu dem Enkel gesagt: »Na, da singe einmal dem Viehe etwas, damit ich sehe, wie Du's anfängst.« Ehrlich hatte darauf dem Grauen und dem Faulen die Richtung gegeben, in welcher sie gehen sollten, an das Ende des Feldes in dieser Richtung einen Stab gestellt, der ihnen als Ziel diene, sich dann auf den Pflug gesetzt und ein Lied oder vielmehr eine sanfte monotone Melodie begonnen, die nach der Meinung des Vaters Kleine ganz für den Faulen und den Grauen gepaßt. Als sie diese Melodie gehört, hatten sie sich sogleich aufgemacht, ohne daß sie angetrieben zu werden brauchten und mehr getan, weit mehr, als sie unter der Führung des Vaters Kleine gewöhnlich taten. Dieser hatte darüber lang ernstlich nachgedacht, so daß er, während er doch immer der Meinung gewesen, daß ihn im Feldbau Niemand etwas lehren könne, am Tage darauf seine Methode aufgab und die Ehrlich versuchte. Er spannte also den Faulen und den Grauen an den Pflug, steckte unten am Ende des Feldes die Stange auf, setzte sich auf den Pflug, wie es Ehrlich getan hatte, und versuchte dieselbe Melodie anzustimmen; aber ob es an dem Gespanne, an der Stange, an der Art, wie sich Vater Kleine gesetzt hatte, ober — und das dürfte die Hauptsache sein — an dem Liedchen lag, das Ehrlich dem Viehe vorgesungen, genug, es fehlte etwas, und zwar eine Hauptsache, denn wie sehr sich auch Vater Kleine anstrengte, auf dem

Pfluge, wie ein römischer Kaiser auf seinem Triumphwagen, zu singen, wie er auch den Gesang durch Anreden unterbrach, ja die Reden endlich gar durch Flüche: der Faule und der Graue rührten sich nicht von der Stelle, und Vater Kleine sah sich genötigt, als er eine Stunde in nutzlosen Versuchen verloren hatte, zu seiner alten Methode zurückzukehren, wenn er auch zugeben mußte, daß dieselbe nicht so gut sein, als die Ehrlichs.

Vater Kleine bedachte also bei sich, wenn Ehrlich nicht fortgehe, sondern bleibe, wenn Ehrlich nicht durch eine Kugel getötet werde, sondern lebe, wenn er, Vater Kleine, sein Besitztum nicht Madelainen zu hinterlassen brauche, sondern in Ehrlich seinen natürlichen Erben finde, so würde in dessen Händen trotz der Trägheit, über die er bisweilen zu klagen hatte, ganz gewiß Alles gut gehen, eben weil Ehrlich in allem seinen Thun von dem Segen des Himmels unterstützt zu werden schien.

Wenn also Vater Kleine sich entschloß, ein augenblickliches Opfer zu bringen, um Ehrlich bei sich zu behalten, so mußte dieses Opfer leicht wieder ausgeglichen werden; die Folge davon war, daß Vater Kleine am nächsten Morgen, nachdem er die ganze Nacht Madelaine Hatte schluchzen hören, früh aufstand, ehe noch Ehrlich und Mariechen, die ihre gewöhnliche Arbeit bis zulegt verrichteten, mit

Bernhard aufbrachen, den Grauen nahm und nach der Stadt ritt.

Aber was wollte Vater Kleine in Villers-Cotterêts? was wollte Bastian in Soissons?

Obgleich Vater Kleine zuletzt sich aufmachte, so erlaube man uns doch ihm zuerst zu folgen, da er den kürzesten Weg hat, und uns mit dem zu beschäftigen, was er ganz insgeheim in der Stadt tat.

Er kam mit seinem Grauen fast vor Sonnenaufgang schon in Villers-Cotterêts an und zwar vor dem Hause des Notar Niguet.

Vater Kleine, der auf der Seite, wie die Frauen, auf dem Esel saß, wie unfehlbar alle alten Bauern in der Picardie reiten, weil sie überzeugt sind, daß die Weiber sich anders setzen würden, wenn es nicht so am bequemsten wäre, glitt von dem Grauen herunter, band ihn an dem Fensterladen Niguet's an und klopfte dann an die Tür.

Madame Niguet selbst öffnete ihm und sie erkannte den Alten.

»Ah, Vater Kleine, was bringt Ihr so zeitig schon?« fragte sie. »Habt Ihr Euch gestern verzählt und meinem Manne einen Taler zu viel gegeben?«

»Das nicht, Frau Niguet,« antwortete der Alte, »nein; es ist mir in meinem Leben noch nicht passiert, daß ich einen Taler zu viel oder zu wenig gegeben hätte ich zähle immer zweimal und Vorsicht muß sein, weil man sich das erste Mal recht wohl versehen kann. Nein,

darum komme ich nicht; ich will mit dem Herrn wegen eines Geschäftes sprechen.«

»Das muß ein sehr dringendes Geschäft sein, da Ihr schon um sieben Uhr kommt.«

Sehr dringend, Frau Niguet, also führen Sie mich in die Expedition.«

»Es ist noch kein Mensch in der Expedition, Vater Kleine, nicht einmal der kleine Laufbursche.«

»Mit dem Laufburschen habe ich nichts zu tun, meine gute Dame, sondern mit Herrn Niguet.«

»Ist noch gar nicht einmal Feuer angemacht und Ihr werdet frieren.«

»Ich friere niemals.«

»Warum kommt Ihr denn nicht, wenn mein Mann aufgestanden ist?«

»Mariechen bringt Ihnen die Milch ins Haus, nicht wahr, Frau Niguet?«

»Ja, Mariechen, ein niedliche Mädchen!«

»Und Ehrlich ist auch, immer dabei?«

»Ja wohl, euer Enkel, ein hübscher Junge, wenn er nur nicht . . . «

Madame Niguet unterbrach sich, weil sie fürchtete, dem Vater Kleine Schmerz zu machen.

»Ja,« fuhr dieser fort, »wenn er nur nicht blödsinnig wäre, nicht wahr?«

»Das habe ich nicht gesagt, Ihr sagt es selbst.«

»Nein, Sie haben das nicht gesagt. Nun sehen Sie, Frau Niguet, ich möchte nicht, daß Ehrlich mich hier sähe.«

»Ah!«

»Nein.«

»Euer Esel steht aber draußen und diesen kennt er gewiß.«

»Da haben Sie recht. Haben Sie nicht einen Hof?«

»Ja wohl.«

»Erlauben Sie, daß ich meinen Grauen dahin führe, damit Ehrlich ihn nicht sehe.«

»Gut. Ich will meinen Mann reden; führt Ihr den Esel in den Hof, dann lasse ich Euch in die Expedition eintreten.«

Vater Kleine nahm den Grauen am Zaume, führte ihn in den Hof, dessen Tür bereits offen war und gelangte dann in die Expedition, in welcher er Herrn Niguet im Schlafrocke, in der Schlafmütze und in Hausschuhen traf, die ihm seine Frau vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren gestickt hatte.

Ganz gegen die Gewohnheit mancher Leute, die mürrisch und verdrießlich sind, wenn sie im Schlafe gestört werden, war er immer guter Laune, auch wenn ihn seine Frau weckte, denn er kannte seine Frau und wußte wohl, daß sie ihn nicht um einer Kleinigkeit wegen wecke.

Er empfing also den frühen Besuch gar freundlich.

»Ah, der Vater Kleine ist's!« sagte er heiter. »Na, da setzt Euch, Vater Kleine!«

»Herr Niguet und die ganze Gesellschaft, ich wünsche einen guten Morgen,« sagte Vater Kleine.

Der Notar sah sich nicht einmal um nach der »Gesellschaft«, welche Vater Kleine wohl meine; er wußte schon, daß der Alte jedes mal so grüßte, die Person, mit der er sprach, mochte allein sein oder nicht.

Er hielt das für artiger als kurzweg »Herr« zu sagen.

»Setzt Euch, setzt Euch.«

»Ich danke, Herr Niguet, ich bin gar nicht müde.«

Aber Vater Kleine regte sich doch, weil er eben jene Antwort nur aus Höflichkeit gab.

XIII.

Was Vater Kleine in Villers-Cotterêts zu tun hatte.

»Nun, Vater Kleine, « begann Niguet, als der Alte sich gesetzt hatte, »so laßt hören, was Euch nach Villers-Cotterêts geführt hat. Ein Geschäft?«

»Ein Geschäft, ja,« antwortete Vater Kleine und er seufzte tief.

»Wollt Ihr denn alles Feld von Largny zusammenkaufen?« fragte Niguet lachend weiter.

Vater Kleine schüttelte langsam den Kopf und antwortete dann:

»Nein, Herr Niguet, im Gegenteil.«

»Verkaufen möchtet Ihr?«

»Vielleicht könnte ich wohl dazu gezwungen werden, und doch möchte ich auch nicht verkaufen, nein, nicht verkaufen.«

»Nun, was wünscht Ihr sonst?« fragte der Notar, der nicht erraten konnte, wohin der Alte zielte.

»Gestern, Herr Niguet, ist die Ziehung gewesen, wie Sie wissen.«

»Ja wohl und der arme Ehrlich hat auch ein schlimmeres Loos gezogen.«

»Ja wohl, Herr Niguet.«

»Es hat mir recht leid getan, Ihr könnt es mir glauben.«

»Sie sind sehr gütig, Herr Niguet und die ganze Gesellschaft,« antwortete Vater Kleine; »ja der arme Junge hat ein schlechtes Loos gezogen.«

»Nr. 18, glaube ich.«

»Nr. 18, ja. Gleich an dem Tage, als die Ziehung bekannt gemacht wurde, sagte ich auch: ich gäbe meiner Seel hundert Taler drum, wenn Ehrlich eine gute Nummer bekäme.«

»Das habt Ihr gesagt, Vater Kleine? «

»Ja, auf mein Wort, das habe ich gesagt. Und gestern, als er das schlechte Loos gezogen hat, hat es mir, unter uns gesagt, so leid getan, daß ich sagte: Sechsundzwanzig, ich gäbe fünfhundert Francs drum, wenn sich der arme Ehrlich nicht daran gelost hätte!«

»Der Tausend! Da habt Ihr euern Enkel wohl recht lieb?«

»Ja, ich habe ihn recht lieb, Herr Niguet, recht lieb habe ich ihn, wenn er auch . . . «

»Wenn er auch . . . ?«

Herr Niguet sah ein, daß er eine Rede angefangen habe, die dem alten Kleine unangenehm sein konnte, er sprach deshalb nicht weiter, Vater Kleine aber nahm ruhig die Worte da auf, wo Herr Niguet sie gelassen hatte und sagte:

»Wenn er auch blödsinnig ist, ja, Herr Niguet.«

»Das ist sehr lobenswert von Euch, Vater Kleine.«

»Ob es lobenswert ist, weiß ich nicht, aber es ist so. Und sehen Sie, Herr Niguet, die Sache ist die. Da ein ehrlicher Mann sein Wort halten muß, wenn er es auch nur sich selbst gegeben hat, so stand ich heute mit dem Tage auf und dachte bei mir: ich will mich auf den Grauen setzen und in die Stadt zu dem Herrn Niguet reiten. Und da bin ich.«

»Was nun weiter?« fragte der Notar, der ungeduldig zu werben anfing, da der Alte noch immer nicht zur Sache kam.

»Was weiter? Wie gesagt, Herr Niguet, fünfhundert Francs gäbe ich drum, wenn Ehrlich nicht fortzugehen brauchte.«

»Ja, ja, ich glaub's, aber was wollt Ihr denn nun eigentlich?«

»Nun, Herr Niguet,« antwortete Vater Kleine mit seiner phlegmatischen Ruhe, ich bin noch immer bereit das Geld zu geben.«

Der Notar erriet endlich, mag der alte Bauer wollte.

»Ah,« sagte er, »Ihr wollt also, daß Ehrlich nicht mit fortgehe?«

»Ja, darum gebe ich fünfhundert Francs.«

»Armer Vater Kleine, ich verstehe nun, aber fünfhundert Francs würden freilich nicht genug sein.«

»Das würde nicht genug sein, glauben Sie?«

»Nein.«

»Ich hatte mir es wohl auch gedacht,« entgegnete Vater Kleine mit einem Seufzer, »und deshalb war ich im Stillen auch schon mit mir einig. Lieber käme ich mit fünfhundert Francs durch, das werden Sie mir glauben, wenn es aber durchaus sein muß, sehen Sie . . . «

»Nun?« fragte der Notar, welcher als Kenner den Kampf zwischen dem Geize und der Kinderliebe in dem Herzen des alten Bauers beobachtete.

»Wenn es durchaus sein müßte,« antwortete Vater Kleine mit halberstickter Stimme, so würde ich bis zu — tausend geben.«

Herr Niguet schüttelte den Kopf.

Vater Kleine sah dies und fragte:

»He?«

»Vater Kleine, « antwortete der Notar, »schlagt Euch die Sache aus dem Sinne und überlasst Alles dem lieben Gott; reichere Leute als Ihr haben schon davon abstehen müssen. Ihr habt getan, was Ihr tun mußtet, mehr sogar, denn wie Ihr wisst, wird der gute Wille für die Tat angenommen. Euer Gewissen kann also ganz ruhig sein.«

»Ach ja,« meinte Vater Kleine. »Sie glauben also, es sein zu teuer?«

»Ja. «

»Und ich könnte nicht daran denken?«

»Allerdings.«

Vater Kleine stand auf und sagte:

»Ich danke, Herr Niguet. Sehen Sie, ich kam zu Ihnen, wie zu einem Beichtvater, aber wenn es zu teuer ist für meinen armen Beutel .

»&s ist zu teuer, Vater Kleine.«

»So wollen wir nicht mehr davon reden. Leben Sie wohl, Herr Niguet.«

Vater Kleine ging langsam nach der Tür zu, fragte sich hinter den Ohren und legte die Hand auf die Türklinke. Dann drehte er sich noch einmal um und fragte:

»Es käme wohl gar auf fünfzehnhundert Francs, Herr Niguet, nicht wahr?«

Der Notar ergriff die schwielige Hand des Alten und antwortete:

»Es käme noch höher, Vater Kleine, noch höher.«

»Ich weiß wohl, sehen Sie, fünfzehnhundert Francs ist eine schöne Summe, ein Kapital, entgegnete Vater Kleine, »indessen . . . man hat doch nur ein Kind und wenn ich für fünfzehnhundert Francs das Leben meines armen Ehrlich erkaufen könnte, da würde ich doch sagen: nun freilich, es sind fünfzehnhundert Francs verloren, aber das Feld und Alles fällt nach meinem Tode ihm doch zu und so mag er arbeiten, um die verlorenen fünfzehnhundert Francs wieder zu verdienen. Wenn's aber mehr als fünfzehn hundert Francs kostete . . . und Sie meinen, Herr Niguet, es würde mehr kosten? «

»Mehr würde es kosten als Sie erhielten, wenn Sie Ihr ganzes Feld verkauften, armer Vater Kleine.«

Der alte Mann stand da wie betäubt.

»Was sagen Sie da, Herr Niguet?« fragte er. »Mein ganzes Feld, das ich seit fünfzehn Jahren selbst ackere, besäe und bepflanze, dünge und arbeite, mein ganzes Feld reichte nicht aus?«

»Nein, lieber Mann, also denkt nicht weiter daran.«

»Ach, Herr Niguet, dann muß der arme Ehrlich doch fort.«

»Ja, er wird fort müssen, wenn er bei der Untersuchung für tüchtig befunden wird.«

»Das wird wohl geschehen.«

»Wahrscheinlich. Man sucht ja nicht verstand, sondern kräftige gesunde Körper. Um rechte um! links um! und in zwölf Tempos laden zu lernen, braucht man kein Genie zu sein wie Racine. Erwartet also immerhin, Vater Kleine, daß euer Ehrlich fort muß.«

»Ja, freilich, « wiederholte der Alte mit stierem Blicke und angehaltenem Atem, als müßte er ersticken, »freilich muß ich es erwarten, da ich ihn nicht bei mir behalten kann, auch wenn ich mein ganzes Feld verkaufte.«

Und er stand unbeweglich da, als müsse er ohnmächtig werden.

»Vater Kleine, Vater Kleine!« rief ihn der Notar an, was habt Ihr? Was ist Euch?«

»Ach, Herr Niguet,« antwortete der brave Mann, indem er traurig und langsam den Kopf schüttelte, »wissen Sie, was Sie mir gegeben haben?«

»Nein, Vater Kleine.«

»Mir und der Madelaine haben Sie den Todesstoß gegeben.«

»Ach, denkt doch nicht so schlimmes, Vater Kleine.«

»Ja, ja, denn der arme Ehrlich wird auch sterben müssen, wie Wilhelm; wie soll sich denn auch der arme blöde Junge wehren? Wenn dann der Ehrlich todt ist, da stirbt mir seine Mutter und ist die Madelaine tobt, was soll ich denn allein in der Welt? Alt genug bin ich auch zum Sterben und mein Feld wem fällt's zu? den Manscourt von Peniteur oder Viviers, entfernten Verwandten. Darum dachte ich bei mir, als ich zu Ihnen kam: wenn wir auch Alles verkaufen müssen, wenn wir nur den armen Jungen behalten! Ja,« fuhr Vater kleine fort mit dem schmerzlichsten Seufzer, den er in seinem Leben ausgestoßen hatte, »es wäre besser gewesen, das Feld fort, als das Kind fort; aber selbst wenn ich alles verkaufe . . . leben Sie wohl, Herr Niguet und die ganze Gesellschaft. Ich bin doch auch dankbar, ich . . . ich weiß nicht mehr, was ich sage und . . . kann auch die Tür nicht finden. Du, mein Gott, Alles dreht sich, Herr Niguet, Alles dreht sich und es ist mir als müßte ich sterben, so wahr ich lebe, ich sterbe. Leben Sie wohl, Herr Niguet und die ganze Gesellschaft!«

Vater Kleine wankte und sank unter der Last seiner Trauer in die Arme des Herrn Niguet, der ihn auf einen Stuhl setzte und seine Frau zu Hilfe rief, eben als diese zu Ehrlich sagte:

»Mein Sohn, weißt Du gewiß, daß Dich Vater Kleine lieb hat?«

»Warum, Madame?«

»Weil ich glaube, er wird Dich enterben.«

Ehrlich aber schüttelte sanft den Kopf und ging fort, ohne etwas der Art zu fürchten. Er machte eben die Tür hinter sich und Mariechen zu, als Madame Niguet ihren Mann rufen Hörte.

Sie war auf diesen Gedanken gekommen, weil Vater Kleine seine Anwesenheit in dem Hause vor Ehrlich geheim halten wollte.

Vater Kleine aber war vom Schlage getroffen worden und wäre ihm gewiß erlegen, wenn man nicht sogleich zum Arzt geschickt und dieser ihm zur Aber gelassen hätte. Das Aderlassen war damals, vor der Erfindung der Homöopathie, das einzige Mittel gegen Schlaganfälle.

XIV.

Was Bastian in Soissons zu tun hatte.

Bastian hatte, wie wir gesehen haben, ein Pferd von dem Nachbar Mathieu geliehen und er ritt in scharfem Trabe auf der Straße nach Soissons hin.

Obgleich er aber nur dritthalb Stunden gebraucht, um die Strecke von sieben Stunden zurück zu legen, die ihn von der alten merovingischen Stadt trennte, war er doch erst gegen Abend und folglich nach dem Schlusse der Bureaux eingetroffen.

Er war deshalb in dem Gasthause zu den »drei Jungfern« abgestiegen und hatte auf den andern Tag gewartet.

Um andern Tage war er auf der Unterpräfektur erschienen und glücklich bis zu dem Herrn Unterpräfekten selbst, gelangt. Sobald dieser erfahren, daß Bastian wegen der Rekrutierung mit ihm zu sprechen wünsche, hatte er ihn, wie die Umstände waren, nicht abgewiesen, ja nicht einmal im Vorzimmer warten lassen, sondern Befehl gegeben, ihn sofort einzuführen.

Bastian trat ein, den Kalpak auf dem Ohr, den Dolman auf der Achsel, das Kreuz auf der Brust und ließ die Sporen klingen als Mann, der von seiner Wichtigkeit überzeugt ist.

Der Unterpräfekt stand vor dem Kamine, eine Hand zwischen zwei Westenknöpfen, den Kopf zurück geworfen, den Fuß vorgestreckt.

Man wußte, daß der Kaiser so zu empfangen pflegte, und Jedermann, namentlich die achtbare Classe der Staatsbeamten — eine zu jeder Zeit sehr unabhängige Classe — war so unabhängig ihn darin nachzuahmen.

Er musterte mit raschem Kennerblicke Bastian, sah in demselben einen Mann von 28 bis 30 Jahren, von kleinem, aber gutem Wuchse, der recht wohl für den Dienst von drei oder vier verschiedenen Waffengattungen taugte.

Bastian schien indes in dieser Hinsicht seine Wahl bereits getroffen zu haben, da er sich dem Unterpräfekten in seiner Husarenuniform vorstellte.

»Herr Unterpräfekt, « Tagte Bastian, indem er sich in den Hüften wiegte und die Hand an den Kalpak legte, ich bin so frei gewesen Sie zu belästigen, um Ihnen zu sagen . . . «

»Ich verstehe, lieber Freund, unterbrach ihn der Unterpräfekt, »um mir zu sagen, daß Sie einberufen worden sind und zu Ihrem Regimente zurück zu kehren wünschen, nicht wahr?«

»Nein, Herr Unterpräfekt, da schießen Sie daneben.«

»Sie werden Ihre Marschroute erhalten; mich geht das nicht an, aber Sie taten ganz wohl, das Sie sich an mich wendeten. Se. Majestät der Kaiser und König

braucht Soldaten und es ist unsere Pflicht, jedem Militär den Wiedereintritt in den Dienst zu erleichtern.«

»Bitte um Vergebung, bitte um Vergebung, mein Herr Unterpräfekt,« sagte Bastian; »es ist hier nicht von Einberufen die Rede; man hat seinen vollen Abschied mit Pension und dem Ehrenkreuz, wie Sie selbst sehen können, man hat folglich das Recht, zu Hause hinter den Ofen zu bleiben und die Beine übereinander zu schlagen. Da ist das Papier, ganz in der Ordnung, mit dem Vogel als Bild oben darauf und in Uniform komme ich zu Ihnen nur, weil die Uniform mir am besten steht.«

»Was wollen Sie dann? Was wünschen Sie? Sprechen Sie.«

»Was ich will, was ich wünsche, Herr Unterpräfekt, wollte ich Ihnen eben sagen, als Sie mich daran hinderten, indem Sie mir ungehörig ins Wort fielen.«

»Wie so ungehörig?« « wiederholte der Unterpräfekt, der die Stirn runzelte.

»Bitte um Vergebung, mein Herr Unterpräfekt, das Wort »ungehörig« war so eine Redensart bei uns im Regimente und hieß, ohne Grund, zu unrechter Zeit, mit einen Worte ungehörig.«

»So erklären Sie sich näher; was wollten Sie sagen, als ich Sie so ungehörig unterbrach, wie Sie sich auszudrücken belieben?«

Bastian sah den Unterpräfekten scharf an, um zu erkennen, ob nicht gar eine Beleidigung in den Worten

des Beamten liege.

»Ja, ja,« antwortete er dann, »beim Rrregimente sagten wir so. Ah, beim Rrregimente war's eine Luft!«

»Ich erwarte nun, Herr Husar,« entgegnete der Unterpräfekt, daß Sie mir mitzuteilen belieben, in welcher Absicht Sie mir das Vergnügen machten mich zu stören.«

»Wenn Sie mich hätten reden lassen, so wüßten Sie es bereits. Ich habe Sie gestört, um Ihnen zu melden, daß ich aus dem Dorfe Haramont bin.«

»Was ist das? das Dorf Haramont?«

»Wie? Sie wissen nicht, was das Dorf Haramont ist und sind Unterpräfekt des Departements Aigne? Das ist mir ein drolliger Unterpräfekt.«

Der Beamte hatte nicht übel Luft seinen beiden Dienern zu klingeln und Bastian hinauswerfen zu lassen; Bastian aber hatte den Säbel am Gurte und das Kreuz auf der Brust und damals, als die Säbel zu ernsten Schlachten gezogen wurden und es nicht alle Tage Ehrenkreuze im »Moniteur« regnete, wollte es etwas heißen, selbst vor einem so wichtigen Manne wie dem Unterpräfekten in der Unterpräfektur einen Säbel und ein Ehrenkreuz zu tragen.

Statt sich also mit Bastian in eine Polemik einzulassen, trat der Unterpräfekt an eine Tabelle, die an der Wand hing, suchte darauf mit den Augen und den Fingern und sagte dann:

»Hm! Hm! Haramont! Richtig, Kreis Villers-Cotterêts, 70 Feuerstellen, 400 Einwohner, — in diesem Jahre neun Mann zu stellen.«

»So,« entgegnete Bastian. »Nun wissen Sie, was Haramont ist und wir können weiter reden.«

»Neun Mann zu stellen,« wiederholte der Unterpräfekt. Hat Ihr Dorf die neun Mann gestellt?«

»Mein Dorf wird Alles stellen, was es zu stellen hat, entgegnete Bastian, den das Benehmen des Unterpräfekten verletzte. »Gestern hat es gelost und eben deshalb komme ich.«

»Warum kommen Sie?«

»Ich sage es Ihnen ja, wegen der Stellung.«

»Wie so deswegen? Sie haben sich doch nicht zu stellen, weil Sie Ihren Abschied haben.«

»Herr Unterpräfekt, Sie werden es zu nichts bringen; Sie sind viel zu hitzig, wie wir bei dem Rrregimente sagten.«

Der Unterpräfekt machte eine ungeduldige Bewegung.

»Nur ruhig, nur ruhig!« fiel Bastian ein; wenn ich sage, ich komme deshalb, so heißt das, ich will für Einen eintreten, der das Loos gezogen hat.«

»Sehr wohl. Sie kommen also, wie Sie sagen, um für einen einzutreten, der das Loos gezogen hat?«

»Ja.«

»Sie verkaufen sich? «

»Nein, Herr Unterpräfekt, ich schenke mich.«

»Sie schenken sich?« fragte der Unterpräfekt erstaunt.

»Habe ich etwa nicht das Recht dazu? «

»O gewiß.«

»Nun, wenn ich das Recht dazu habe, so sehe ich kein Aber. Also ich schenke mich, aber unter der Bedingung, daß der zurück bleibt, welchem und für welchen ich mich schenke.«

»Das ist in der Ordnung, da ja Sie für ihn gehen.«

»Für ihn und an seiner Stelle, so ist's. Schreiben Sie mich also ein und expedieren Sie mich, je eher desto lieber; da, wie Sie sagen, der kleine Geschorene so viele Soldaten braucht, darf man ihn nicht warten lassen.«

»Wie so der kleine Geschorene? «

»So nannten man ihn zu meiner Zeit. Vielleicht hört er es jetzt nicht gern; vielleicht ist er jetzt stolzer, als er es sonst war, das geht mich aber nichts an; wenn man ihm begegnet, nennt man ihn Em. Majestät. Aber wir streifen umher, kehren wir zu besagtem Hammel zurück.«

»Ist's denn Ihr Vater, Ihr Neffe, Ihr Bruder, für den Sie eintreten wollen?« fragte der Unterpräfekt.

»Nichts von allen dem.«

»Und Sie wollen einem Fremden dieses Opfer bringen?«

»Erstlich ist Ehrlich kein Fremder, er ist . . . Ehrlich, sehen Sie.«

»Ehrlich heißt er?«

»Darüber wundern Sie sich?«

»Die Bauern haben manchmal seltsame Namen.«

»Nicht wahr? Den Leuten in der Stadt gibt man freilich keine solchen.«

»Und Sie sind fest entschlossen, für den Ehrlich einzutreten?«

»Unwiderruflich.«

»Sie haben es wohl überlegt?

»Das will ich meinen.«

»So werde ich Ihnen ein paar Zeilen an den Arzt geben, damit er sich überzeugt, ob Sie nicht etwa ein Gebrechen an sich haben.«

»Sagen Sie einmal, Herr Unterpräfekt . . . «

»Nun?«

»Ich denke doch, daß ich nicht aussehe als hätte ich Gebrechen.«

»Gleichviel, es ist eine Förmlichkeit.«

»Wenn's nur eine Förmlichkeit ist, so mag's d'rum sein.«

Bastian wartete ruhig bis der Präfekt den Brief geschrieben hatte.

»Da,« sagte derselbe, als er ihn geschrieben und zugesiegelt hatte; »gehen Sie damit zu dem Doktor Aber was haben Sie da an der Hand?«

»Lassen Sie das gut sein,« entgegnete Bastian, indem er die rechte Hand zurück zog und mit der linken nach dem Briefe griff.

»Nein, nein,« sagte der Unterpräfekt, »nicht diese, sondern die andere. Es scheinen Ihnen da zwei Finger zu fehlen.

»Freilich fehlen sie. Wenn man sie mir weggeschnitten hat, können sie nicht mehr dran sein.«

Wenn Ihnen zwei Finger fehlen, sind Sie untauglich.«

»Wie so untauglich?«

»Gewiß, schon wenn nur Einer fehlt. Se. Majestät der Kaiser und König will vollständige Leute haben, wie Sie einsehen werden.«

»Herr Unterpräfekt, Sie scheinen sehr kleinlich zu sein.«

»Wenn Sie für sich selbst gingen, lieber Mann, würde man vielleicht nicht so genau hinsehen, da Sie aber für einen Andern eintreten wollen, der vielleicht alle seine Glieder besitzt, so können wir den Tausch nicht annehmen.«

»Sie weisen mich also ab?«

»Sie sind für den Kriegsdienst nicht mehr tauglich.«

»Donnerwetter, mit Leuten zu handeln wie ich Einer bin!«

»Lieber Mann, Sie Hätten mir Ihre Hand gleich zuerst zeigen sollen, dann würde man nicht gehandelt, sondern auf der Stelle gesagt haben: es geht nicht.«

»Sie wollen mich also nicht für den armen Ehrlich annehmen?«

»Es tut mir sehr leid, es Ihnen abschlagen zu müssen, lieber Mann, aber es geht nicht.«

»So muß der arme Ehrlich fort?«

»Höchst wahrscheinlich, wenn ihm nicht auch etwas fehlt wie Ihnen.«

»Wissen Sie, daß Sie eine ganze Familie in Verzweiflung stürzen? «

»Redensarten!«

»Daß die Mutter sich todt grämen wird?«

»Wenn alle Mütter sich todt gegrämt hätten, würde man nicht so viele in Trauer geben sehen.«

Bastian erschrak über diese entsetzlich kalte Antwort.

»Gut,« sagte er dann mit einer gewissen Würde, deren man ihn kaum für fähig gehalten hätte; »Gott ist mein Zeuge, daß ich alles getan habe, was ich tun konnte, um die armen Leute aus der Verzweiflung zu reißen, wie Sie alles taten, sie darin zu lassen, Gott wird uns richten, wie wir's verdienen. Adieu, Herr Unterpräfekt.«

Er ging hinaus, der Unterpräfekt aber, der ihm nach sah, sagte:

»Weiß denn der Mensch nicht, daß er, ehe drei Monate vergehen, selbst unter die Fahnen gerufen werden wird und daß ich die Regierung um einen Mann brächte, wenn ich sein Anerbieten annähme?«

XV.

Aufklärung.

Vater Kleine war durch den Laufburschen des Notars Niguet auf seinem Esel nach Haramont zurück gebracht worden und der neue Schmerz ließ die Familie auf kurze Zeit den ersten vergessen.

Der Doktor Lacosse hatte dem Alten ein Rezept mitgegeben, so wie Weisungen, wie er sich zu verhalten habe.

Trotz der Wirksamkeit der Behandlung im Allgemeinen drohte die linke Seite gelähmt zu bleiben und die Zunge des alten Mannes war so schwer, daß er kaum einige verständliche Töne Herausbringen konnte.

Eine Verbesserung des Zustandes glaubte der Arzt versprechen, eine vollständige Genesung indes nicht verbürgen zu können und so lag es deutlich auf der Hand, daß Vater Kleine unfähig wurde das Feld zu bestellen, gerade da Ehrlich fort sollte und daß demnach das Feld unbestellt bleiben mußte.

Das war indes ein Unglück in der Zukunft und außer dem Vater Kleine dachte wahrscheinlich Niemand in der Familie über das Unglück der Gegenwart hinaus.

Bastian kam zwei Stunden nach der Rückkehr des Vaters Kleine ebenfalls in dem Dorfe wieder an. Man sprach da von nichts als von dem Unglück, das den

Vater Kleine betroffen und so war es auch das Erste, was Bastian erfuhr.

»Nun,« sagte er, »weiter fehlte auch nichts.«

Er ging sogleich in das Häuschen linke, um sich nach dem Befinden des Vaters Kleine zu erkundigen, sagte aber von seinem Ritte nach Soissons gar nicht. Nur sah er von Zeit zu Zeit — was er früher stets mit Stolz getan hatte — mit Betrübnis auf seine verstümmelte Hand und sagte: »die verfluchte Hand!«

«Am nächsten Tage brachten Ehrlich und Mariechen wie gewöhnlich die Mild in die Stadt und kamen zur gewohnten Stunde von da zurück.

Als Ehrlich in das Stübchen trat, ging er, ohne auf seine Mutter, Frau Marie, Mariechen und Katharina zu achten, gerade auf das Bett des alten Vaters Kleine zu, kniete an demselben nieder, unterstützte ihn als er sich aufrichten und die Hände auf den Kopf des Enkels legen wollte und sagte dann:

»Mein guter Großvater, vergib mir, daß ich die Ursache des schrecklichen Unglücks bin, das Dich betroffen hat. Nur der liebe Gott weiß es, wie sehr ich Dir danke.«

Die Frauen sahen und hörten Ehrlich mit großer Verwunderung an; Mariechen aber flüsterte ihnen zu:

»Vater Kleine wollte sein Feld verkaufen, um einen Einsteher für Ehrlich bezahlen zu können. Herr Niguet hat es und gesagt.«

Die Frauen falteten die Hände und knieten ebenfalls an dem Bette des Alten nieder.

Das Feld des Vaters Kleine? Das war sein Herz mehr als sein Herz. Vater Kleine hatte also für Ehrlich mehr als sein Herz geben wollen.

Dieser Auftritt schien großen Eindruck auch auf Katharina zu machen, denn sie sagte mit einem Male:

»Der Einzige ist er doch nicht.«

»Wie so, Katharina « fragte Madelaine.

»Leute, die gar nicht einmal mit ihm verwandt sind, wollten für Ehrlich dasselbe tun wie Vater Kleine, der doch sein Großvater ist und da diese kein Feld bieten könnten, boten sie sich selbst an.«

Madelaine, Frau Marie und Mariechen sahen Katharina verwundert an.

Ehrlich hatte den Kopf auf das Bett des Alten gestützt und schien zu beten.

»Ja,« fuhr Katharina fort, »ein braver Bursch, gar nicht weit von hier, war in Soissons, um sich für Ehrlich anzubieten und wenn ihn der Unterpräfekt nicht der Hand wegen zurückgewiesen hätte, brauchte man sich jetzt hier nur noch um Vater Kleine Sorge zu machen.«

»Bastian!« riefen alle gleichzeitig aus.

»Was gibt's? Wer ruft den Bastian?« fragte der Husar, der in diesem Augenblicke in der Tür erschien.

»Ach, Bastian,« sagten Madelaine, Frau Marie und Mariechen gleichzeitig, das hast Du getan?«

Und alle drei begannen von Neuem zu schluchzen.

»Da hat die Katharina wieder einmal geschwatzt!« entgegnete Bastian. Daß doch die Frauenzimmer auch gar nichts verschweigen können!«

»Nun ja«, erwiderte Katharina, es drückte mir das Herz ab und da hab' ich gesagt, daß Du in Soissons gewesen bist.«

»Das ist nicht wahr.«

»Und mit dem Unterpräfekten geredet hast.«

»Ist auch nicht wahr.«

»Und daß er Dich wegen der Hand nicht annehmen wollte.«

»Nicht wahr! Nicht wahr! Nicht wahr!«

Madelaine ergriff die verstümmelte Hand Bastians und küßte sie, während Frau Marie die andere an ihr Herz drückte und Mariechen zwischen beiden dem Husaren ihre Stirn zum Kurse bot.

»Was soll denn das heißen?« fragte Bastian ganz verblüfft.

»Das siehst Du doch,« antwortete. Katharina, Du sollst Mariechen einen Kuß geben, Tölpel,«

»Mariechen auch!« sagte Bastian.

»Das hast Du getan, Bastian?« fragte diese.

»Es ist Alles nicht wahr . . . , aber meiner Seel', Mariechen, vor Dir kann ich nicht lügen. Bei Katharina geht's ganz gut.«

»Da hört Ihrs selbst«, fiel Katharina stolz ein.

»Wenn's nun auch wahr wäre, was ist's denn so viel? Hat mir Ehrlich nicht das Leben gerettet? Gehört ihm nicht das Leben, das er gerettet hat? Und was ist's denn für mich so Großes, wieder in's Feuer zu gehen? Das kennt mich schon. Ich habe sieben, acht Jahre lang alle Tage mit ihm Umgang gehabt; manchmal sahen wir einander früh und wieder Abends, manchmal auch noch in der Nacht . . . Aber sie mögen mich nicht; ich bin nicht Schuld daran, sondern die verdammte Hand. Reden wir also nicht mehr davon. Komm, Katharina, Du tatest sehr Unrecht, von der Sache zu reden, oder vielmehr nein, es war ganz gut von Dir, da es mir ja einen Kuß von Mariechen eingetragen hat.«

»Herr Husar!« fiel Katharina ein.

»Komm fort, komm, ich fühle, daß ich weich werde und wenn mir die Augen naß werden, bin ich der dümmste Kerl auf Gottes Erdboden. Komm, komm!«

Er zog Katharina mit sich fort, auf der Schwelle aber trat Ehrlich zu ihm.

»Nun, willst Du wohl auch anfangen?« sagte Katharina.

»Nein, antwortete Ehrlich, weil ich begreife, was Du getan hast, Bastian; ich wollte nur etwas mit Dir reden.«

»Mit mir? «

»Ja.«

»Mit mir allein?«

»Allein.«

»Auf der Stelle?«

»Nein, morgen, wenn Mariechen in der Stadt und der Doktor bei dem Großvater ist.«

»Gut. Wenn ich morgen die Pferde Mathieu's in die Schwemme reite, will ich Dich hinter dem Hause bei den drei Eichen warten.«

»Ich danke, Bastian.«

»Gott sein Dank, Ehrlich macht wenigstens kein großes Aufheben von der Geschichte,« sagte Katharina und Bastian antwortete:

»Es ist möglich, aber ich habe ein paarmal gesehen, daß nicht gerade die am meisten tun, welche am meisten reden.«

Der Tag verging für die arme Familie in der gewöhnlichen Weise, nur daß die Tränen und Besorgnisse um den Zustand des Vaters Kleine dazu gekommen waren. Wie Ehrlich die Sprache der Tiere zu verstehen schien, so hatte ihn Gott auch die Gabe erteilt, das unverständliche Stammeln des gelähmten Alten zu erraten. Kaum wünschte Vater Kleine etwas, so erhielt er es auch schon; kaum wendete sich sein glasiger Blick auf irgend einen Gegenstand, so hatte Ehrlich denselben auch schon in der Hand und gebrauchte ihn so, wie es der Kranke zu wünschen schien.

Am nächsten Morgen begleitete Ehrlich Mariechen nicht nach der Stadt, sondern sagte ihr, sie möge allein

gehen und den Doktor Lacosse bitten, sogleich nach Haramont zu kommen.

Mariechen fragte Ehrlich niemals, warum er etwas tue. Sie wußte bereits, daß in Folge der innern Erleuchtung, deren Licht sie aus seinen Augen glänzen sah, alles, was Ehrlich tat, seinen Grund in sich hatte. Sie brach also mit Bernhard auf, dem allerdings Ehrlich, dreimal befehlen mußte, ehe er sich entschloß, ihn zu verlassen und mit Mariechen zu geben.

Um neun Uhr Früh führte Bastian gewöhnlich die Pferde Mathieu's zur Schwemme und Tränke. An diesem Tage, da er Ehrlich einen Gefallen erzeigen sollte, war er noch vor dieser Zeit bei den drei Eichen.

Ehrlich lag unter einer derselben und stand auf, sobald er Bastian kommen sah, der seinerseits von dem Pferde sprang, auf dem er saß und die Tiere anbinden wollte.

»Das ist nicht nötig,« sagte Ehrlich; »ich habe nur ein paar Worte mit Dir zu reden, Bastian.«

»Nein, mein armer Ehrlich. Da wir nicht lange mehr mit einander plaudern können, dürfen wir uns jetzt wohl das Vergnügen gönnen.«

»Ich wollte Dich bitten, Bastian,« begann Ehrlich, »mir Wort für Wort zu erzählen, was zwischen Dir und dem Unterpräfekten vorgekommen ist.«

»Deshalb hältst Du mich auf das lohnt nicht die Mühe.«

Und er wollte sich mit seinen Pferden wieder entfernen.

»Es lohnt doch die Mühe, « entgegnete Ehrlich, denn es kommt mir sehr viel darauf an, Alles zu wissen, was er Dir gesagt hat.«

Ehrlich sprach so ernst, daß Bastian dieser sanften und festen Stimme gehorchen mußte, die ihn bat und ihm doch gleichzeitig gebot.

»Es kommt mir sehr viel darauf an, Bastian,« wiederholte er.

»Na meinetwegen. Du stehst ein — nimm's nicht übel — ich glaubte, Du hättest eben keinen großen Beruf für den Soldatenstand . . . «

»Da hast Du Recht«, antwortete Ehrlich.

»Obgleich ich behaupten kann, nach dem, was ich gesehen habe, daß es in der ganzen Armee, selbst unter den Knasterbärten, unter den Alten keinen gibt, der mehr Mut hat als Du.«

»Es ist kein Mut, Bastian,« entgegnete Ehrlich sanft, »es ist Vertrauen auf den lieben Gott.«

»Nun ja, so meine ich es. Also ich glaubte, Du hättest keinen großen Beruf zu dem Soldatenstande und als ich hörte, was die arme Julie zu Dir sagte, da sie ihr Kind zu Dir brachte und als ich alle meinen sah, kam ich auf den Gedanken, für Dich zu gehen.«

»Guter Bastian!«

»Es war ein Gedanke, der mir so kam. Ich liebe den Soldatenstand und tauge zu weiter nichts als zu einem Soldaten. Und dann, siehst Du, geht es bei den Soldaten auch nicht immer toll her. Es kommen Tage und Nächte, die gar nicht schlecht sind. Alles das weißt Du und verstehst Du nicht und Du hast also keinen Beruf zum Soldaten. Ich sagte also ganz fest zu dem Herrn Unterpräfekten: Herr Unterpräfekt, es muß hier Einer dem Andern beistehen. Ehrlich hat sich zur Armee gelost, er hat aber keinen Trieb dazu und so will ich für ihn gehen.«

»Gib mir deine Hand, Bastian.«

»Ja, die verwünschte Hand! die hat eben Alles verdorben. Es war schon alles abgemacht, er hatte den Brief an den Doktor geschrieben; er hält mir ihn hin und ich greife darnach. »I« sagte er da, »was haben Sie denn an Ihrer Hand?« Leugnen konnte ich natürlich nicht. — Was ich an der Hand habe? Eine Kleinigkeit, eine österreichische Kugel hat mir bei Wagram zwei Finger weggenommen; aber das schadet nichts, geben Sie nur her den Brief. — »Nein, nein, nein, antwortete er kopfschüttelnd, wenn nur ein Finger fehlte, wären Sie schon untauglich und müßten zurückgewiesen werden, um wie viel mehr — zwei. Se. Majestät der Kaiser und König will keine verstümmelten Soldaten.«

»Warum wird Einer nicht angenommen, dem ein Finger fehlt?

»Der, welchem ein Finger fehlt, wird nicht Soldat, antwortete Bastian, der eine wichtige Miene annahm, »weil, siehst Du, Ehrlich, wenn Du bei der Infanterie bist und es fehlt Dir der Zeigefinger, Du dein Gewehr nicht laden und auch nicht abdrücken kannst. Kommst Du aber zur Kavallerie, zu den Husaren z. B. und es fehlt Dir dieser Finger, so könntest Du den Säbel nicht handhaben, wie es sich gehört. Deshalb, siehst Du, muß der zurück gewiesen werben, welchem ein Finger fehlt.«

»Ich danke Dir, Bastian,«, antwortete Ehrlich, »das wollte ich wissen.«

»Weiter nichts? «

»Nein.«

»Wenn Du noch mehr wissen willst, stehe ich zu Diensten. Du gehst doch noch nicht fort?«

»Nein.«

»Und wir sehen einander noch, ehe Du gehst?«

»Gewiß. «

Bastian ritt weiter.

»Aber,« sagte er, indem er die Hand über die Augen hielt, »welcher Reiter kommt denn da von Villers-Cotterêts her? Er sieht aus wie der Doktor.«

»Er ist es auch,« antwortete Ehrlich; »er hatte versprochen, den Vater Kleine zu besuchen und er kommt . . . Führe nur deine Pferde ins Wasser.«

Ehrlich sprach diese Worte so ernst, daß Bastian ihn verwundert ansah.

»Was hast Du im Sinne?« fragte er ihn fast besorgt.

»Ich denke darüber nach, daß es doch vielleicht ein Mittel gibt, durch das es zu verhindern ist, daß Madelaine vor Kummer und Vater Kleine vor Hunger sterbe,« antwortete Ehrlich.

Bastian dachte einen Augenblick nach, da er aber nicht erraten konnte, was Ehrlich meine, antwortete er:

»Bei Dir darf man freilich an nichts verzweifeln. Hopp! Ah, beim Regimente war's eine Luft!«

Und er ritt nach der Tränke hin, während Ehrlich langsam durch die Hintertür in das Haus des Vaters Kleine zurückkehrte.

Der Doktor Lacosse kam wirklich auf seiner Stute, um dem Vater Kleine einen Besuch zu machen, den er seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen hatte.

Er wurde von der ganzen Familie mit Ungeduld erwartet. Der Kranke hatte eine sehr unruhige Nacht gehabt und das Fieber, welches sich gegen sieben Uhr Abends gesteigert, war kaum von dem Kranken gewichen, der in einem Alkoven lag, in welchen das Licht kaum eindrang.

Der Doktor ließ eine Lampe anzünden, damit er den Kranken deutlich sehe. Das Gesicht desselben war bleich und eingefallen, der Puls hatte sich zwar ein wenig erholt, die Zunge aber, die zitternd nur unverständliche Laute hervorbringen konnte, ließ sich

kaum bewegen. Eben so vermochte er den linken Arm nur wenig, das linke Bein dagegen gar nicht zu bewegen.

Trotz allem dem zeigte der Zustand des Kranken eine Besserung. Da ihm am Tage vorher ziemlich stark zur Ader gelassen worden rar, so wollte der Arzt keinen zweiten Aderlaß wagen, der in solchen Fällen immer gefährlich ist, namentlich bei den Bauern, d. h. bei Leuten, die ihrer schlechten Nahrung wegen an sich nicht viel Blut haben. Er ordnete deshalb nur Senfteige auf die Füße und kalte Wasserumschläge für den Kopf an, der immer gerade und hoch gehalten werden sollte.

Vater Kleine war gerettet, wahrscheinlich aber konnte er seine Arme nie wieder gebrauchen und vielleicht lernte er auch nur mit Anstrengung wieder gehen.

Schon dies war aber viel für die arme Familie, deren Seele zwar Ehrlich, deren Kopf Vater Kleine war, wenn dieser Kopf, obgleich etwas geschwächt, erhalten werden konnte.

Der Doktor verließ das Häuschen unter Segenswünschen der Frauen, setzte sich wieder auf sein Pferd und ritt auf dem Wege nach der Stadt fort.

Kaum hundert Schritte weit hin erblickte er Ehrlich, der leichenblaß da stand und seine Hand mit einem blutigen Tuche verbunden hatte.

»Mein Gott, fragte der Doktor, der sein Pferd anhielt, »was hast Du denn, mein armer Ehrlich?«

»Herr Doktor,« antwortete dieser mit seiner milden, aber immer ruhigen Stimme, »es ist mir ein großes Unglück widerfahren.«

XVI.

Der abgeschnittene Finger.

»Was ist Dir geschehen, mein Sohn?« fragte der Arzt teilnehmend.

»Ich habe mir beim Holzhacken im Hofe einen Finger von der Hand gehauen.«

Ehrlich wickelte, während er dies sagte, das Tuch ab und zeigte dem Doktor die verstümmelte Hand.

Der Zeigefinger, der unterhalb des zweiten Gliedes abgehackt war, fehlte ganz und das Blut quoll so stark aus der Wunde, daß sich wohl eine Verblutung befürchten ließ.

»Wann ist denn das Unglück geschehen?«

»Vor etwa zehn Minuten, Herr Doktor.«

»Warum kamst Du nicht sogleich in die Stube hinein zu mir?«

»Ich hätte die Mutter und Frau Marie zu sehr erschreckt und wollte darum lieber hier auf Sie warten.«

»Weißt Du denn nicht, daß ich da eine sehr schmerzliche Operation machen muß?«

»Ich dachte mir das wohl,« antwortete Ehrlich ruhig.

Der Arzt untersuchte die Wunde genauer und sagte, als wollte er den Mut Ehrlichs prüfen:

»Ich werde den Fingerstumpf bis zu dem Gelenke abnehmen müssen.«

»Thun Sie das, Herr Doktor,« antwortete Ehrlich, als wenn er diese schrecklichen Worte nicht gehört oder doch nicht begriffen hätte.

»Aber wo?« fragte der Doktor weiter.

»Wie so wo?« wiederholte Ehrlich.

»Wo soll ich die Operation vornehmen?«

»Unter den drei Bäumen da,« antwortete Ehrlich. »Sollte es da nicht ganz gut geben?«

Der Doktor sah den Jüngling erstaunt an und entgegnete sodann:

»Das wohl; aber wer soll mir dabei behilflich sein?«

»Ich, Herr Doktor,« antwortete Ehrlich.

»Du?«

»Ja ich.«

»Wenn Dir aber die Kräfte schwinden, wenn Du ohne mächtig wirst?«

Ehrlich lächelte, wie wahrscheinlich die Märtyrer in der alten Zeit gelächelt haben.

»Damit hat es keine Gefahr, Herr Doktor, sagte er:

»Gleichviel,« antwortete der Doktor. »Ich brauche Beistand, wenn Du keinen bedürfen solltest. Ich habe die Ader zu unterbinden und es muß Jemand unter der Bindestelle sie stark zusammendrücken. Stütze einmal deinen linken Daumen in die hohle Hand daher, damit Du so wenig Blut als möglich verlierst; ich will unterdes Jemanden aus dem Dorfe holen.

»Das ist nicht nötig, Herr Doktor«, fiel Ehrlich ein, »da kommt eben Einer, wie wir ihn brauchen.«

Er deutete auf Bastian, der mit seinen Pferden zurückkam.

»Ja wohl, der Bastian,« sagte der Doktor, »ein ehemaliger Soldat.«

Und er winkte Bastian noch schneller zu kommen.

Bastian sah den Wink, unterbrach sich im Singen seines Husarenliedes und kam im Galopp heran.

»Was gibt's? « fragte er, als er das blutige Tuch da liegen und Ehrlich die verstümmelte Hand drücken sah.

»Der Herr Doktor hat eine Operation zu machen und brauchte Dich dazu, lieber Bastian,« antwortete Ehrlich.

Die Blicke Bastians und Ehrliche begegneten einander ohne Zweifel in diesem Augenblicke und der Erstere erinnerte sich des Gespräche, das er eine Viertelstunde vorher mit Ehrlich geführt hatte.

»Der Unglückliche!« murmelte er.

Nun, wollen Sie uns beistehen?« fragte der Doktor, »Dann ist keine Zeit zu verlieren.«

Bastian sprang vom Pferde und band die Tiere an, während der Doktor seine fromme Stute unterdes grasen ließ.

»Ah ha!« sagte Bastian, indem er zu dem Doktor trat, welcher sein Instrument hervorgeholt und das beste Messer ausgesucht hatte. »Es ist also gefährlich?«

»Eine chirurgische Operation ist immer gefährlich, mein lieber Herr Husar,« sagte der Doktor. »Sie haben sich ja auch einer ähnlichen unterziehen müssen.«

»Ja wohl.«

»Und Sie werden als Soldat viele andere gesehen haben.«

»Gewiß habe ich viele gesehen und darum stehe ich Ihnen zu Diensten. Ich werde nicht weichen und wanken. Mut, Ehrlich, es wird Alles überstanden.«

Man konnte leicht sehen, daß Bastian sich selbst den Mut zu machen suchte, den er dem Ehrlich zusprach, denn es war ihm nicht ganz behaglich. Ehrlich seinerseits lächelte sanft wie gewöhnlich und sagte einfach:

»Ich warte.«

Es schien als schwebe diese reine Seele über den Dingen dieser Welt und als vermöge selbst der Schmerz sie nicht zu erreichen.

Der Arzt fürchtete gleichwohl, daß Ehrlich während der Operation ohnmächtig werde und forderte deshalb Bastian auf, die Hand zu halten, an welcher er die Operation machen sollte, so wie die Pulsader zusammenzudrücken.

Alles war nun bereit und der Arzt trat zu Ehrlich.

»Setze Dich nun da her an den Graben,« sagte er.

»Warum das, Herr Doktor?« fragte Ehrlich. »Es wäre Ihnen gewiß bequemer, wenn ich stehen bliebe.«

»Ja wohl, aber wirst Du stehen können?«

»Ich werde ganz ruhig sein.«

»So lehne Dich wenigstens an einen Baum.«

»Recht gern.«

»Mir wird das auch bequemer sein«, fiel Bastian ein

Ehrlich lehnte sich an den Baumstamm, während Bastian den Baum mit dem rechten Arme umfaßte und mit der linken Hand die Hand Ehrliche hielt.

»Nun rasch ans Werk!« sagte er.

»Es ist in zwei Minuten getan,« antwortete der Doktor.

Und zwei Minuten vergehen schnell,« setzte Ehrlich hinzu.

Der Doktor streifte den Ärmel auf und machte mit einer Sicherheit, welche den ehemaligen Regimentsarzt verriet, mit einer einzigen Handbewegung einen runden Schnitt einige Linien oberhalb des Fingergelenkes an der Hand, zog die Haut empor, um die Muskeln bloß zu legen, trennte dann diese und die Bänder ab und löste den Finger aus dem Gelenke, ohne daß Ehrlich eine Klage oder nur einen Seufzer hören ließ.

Der Arm schien durch übermenschliche Kraft aufrecht gehalten zu werden.

Nicht so war es, das müssen wir auch gestehen, trotz seinen Versprechungen mit Bastian. Er hatte, wie er selbst gesagt, gar manchen Arm und manches Bein auf den Schlachtfeldern abschneiden sehen, aber er hustete,

er stieß mancherlei Töne aus und drückte die Hand Ehrliche wahrhaft krampfhaft zusammen. Als es an das Ablösen des Fingers aus dem Gelenk ging, konnte er es nicht länger aushalten, er wurde entsetzlich bleich, murmelte einige uns verständliche Worte und sank an dem Baume nieder.

»Herr Doktor, Herr Doktor,« sagte Ehrlich, ich glaube, der arme Bastian fällt in Ohnmacht.«

»Laß ihn fallen, « antwortete der Doktor, »jetzt haben wir es mit Dir zu tun. Fasse die Hand wieder so, wie er sie hielt und halte still; es ist sogleich vorbei.«

»Schon?« fragte Ehrlich, welcher von Neuem die Pulsader zusammendrückte, wie er es vorher getan hatte. »Es dauerte nicht lange, Herr Doktor.«

»Ja,« dachte der Doktor bei sich, »wenn ich nicht am Sonntage die Unterredung mit dem Burschen gehabt hätte, würde ich ihn blödsinnig nennen bis zur Unempfindlichkeit.«

»Ist es vorbei?« fragte Bastian, der wieder zu sich kam.

»Ja, augenblicklich, antwortete der Arzt, der bereits den Verband umlegte.

Ehrlich stand ruhig da, die Augen gegen Himmel gerichtet und schien aus der Betrachtung von Dingen, die gewöhnlichen Blicken nicht sichtbar waren, jene fast übernatürliche Kraft zu schöpfen, von welcher er eben einen Beweis abgelegt hatte.

Während der Doktor die rechte Hand Ehrliche vollends verband, reichte dieser die linke Bastian, der sich langsam aufrichtete.

»Sie brauchen mich nicht mehr, Doktor?« fragte er.

»Nein,« antwortete der Arzt, »auch werde ich mich schwerlich wieder an Sie wenden, wenn ich bei einer Operation Hilfe brauchen sollte.«

»Da haben Sie ganz Recht, Doktor, « antwortete Bastian kopfschüttelnd, »besonders wenn Sie eine Operation an Ehrlich machen.«

»Warum das?« fragte der Doktor. »Ehrlich hat sich gerade sehr gut Dabei benommen.«

»Eben deshalb, « antwortete Bastian. »Auf den Schlachtfeldern, wo ich Beine und Arme wegschneiden sah, schrien, brüllten und fluchten die Operierten, wenn man auch zu ihnen sagte: so haltet doch die Mäuler. Ehrlich aber stand mit seinem sanften Blicke, mit seinem ewigen Lächeln da . . . das brachte mich aus der Contenance, das Herz wendete sich in mir um, es drehte sich Alles um mich her und — gute Nacht! Jetzt ists vorbei. Ich bringe nur die Pferde nach Hause und stehe dann zu Diensten, Ehrlich.«

Er setzte sich auf und entfernte sich, während er vor sich hinmurmelte:

»Die waren mir doch lieber, welche recht schrien. Ah, beim Regimente war's eine Luft.«

Kaum hatte sich Bastian fünfzig Schritte entfernt, so hörte man von dem Häuschen her ein wehklagendes

Heulen.

»Was ist das?« fragte der Doktor, der unwillkürlich erschrak.

»O nichts, « antwortete Ehrlich, »Bernhard kommt mit Mariechen aus der Stadt und da er weiß, daß mir etwas widerfahren ist, so jammert er . . . «

»Er weiß, daß Dir etwas widerfahren ist?« fragte Der Doktor, indem er den Verband zulegt mit einer Stecknadel feststeckte. »Woher weiß er das?«

»Da fragen Sie mich mehr als ich beantworten kann. Er weiß es, und daß er es weiß — hören Sie!«

Man hörte eben ein noch kläglicheres Geheul.

»Warum kommt er aber nicht zu Dir?«

Ehrlich lächelte.

»Sobald er abgespannt ist, wird er schon kommen, sagte er; »ich fürchte nur, daß er auch meine Mutter mitbringt. Da . . . was habe ich gesagt?«

Man sah wirklich um das Häuschen herum Bernhard kommen, der so schnell als er laufen konnte, auf die drei Eichen zukam

»Es ist wunderbar,« entgegnete Doktor Lacosse, der dem Hunde erstaunt zusah.

Aber der Blick Ehrlichs war stier geworben; er erwartete offenbar etwas Anderes.

Gleich darauf erschienen auch Madelaine und Mariechen an der Ecke des Häuschens.

»Sie sehen, Herr Doktor, daß ich recht hatte, « sagte Ehrlich.

Erkläre mir nur . . . «

»»Das ist leichter,« antwortete Ehrlich. Meine Mutter glaubte, ich sein wie gewöhnlich mit Mariechen in der Stadt. Da sie Mariechen allein kommen sah, wurde sie besorgt. Der Hund merkte den Unfall, der mir zugestoßen ist, er heulte, daß machte meine Mutter aufmerksam und sie sagte:

es ist dem Ehrlich etwas widerfahren. Als Bernhard abgespannt war, lief er heulend dahin wo ich war und meine Mutter mit Mariechen folgte ihm.«

Während Ehrlich so sprach, war Bernhard erschienen, der halb traurig, halb freudig um ihn her sprang und seine rechte Hand suchte, um sie zu lecken, während Ehrlich mit der linken Hand seiner Mutter und Verlobten beruhigend zuwinkte.

Trotzdem kam die arme Mutter bleich und erschrocken heran, denn sie sah das blutige Tuch liegen und das Bindezeug des Doktors.

Dieser ging ihr einige Schritte entgegen.

»Mein Gott, mein Gott!« rief sie. »Was ist meinem armen Ehrlich geschehen?«

»Nichts,« sagte der Doktor, »oder vielmehr ein unbedeutender Unfall.«

»Fürchte nichts, Mutter,« sagte auch Ehrlich.

»Er hat nur noch vier Finger!«, rief jetzt Mariechen aus.

»Das ist ja ein großes Glück«, entgegnete der Doktor, »Denn wegen dieses Unfalls, der nicht gefährlich ist, muß Ehrlich vom Militärdienst loskommen.«

»Ich verlasse Euch also nicht,« sagte er zur Mutter und Braut.

Madelaine sank, als sie dies hörte, auf ihre Knie nieder, hob die beiden Hände gen Himmel und betete:

»Herr, mein Gott, was Du tust, ist wohl getan, dein Name werde geheiligt im Himmel wie auf Erden.«

»Ehrlich! Ehrlich!« flüsterte Mariechen, ließest Du mich deshalb heute allein in die Stadt gehen?«

»Still!« rief ihr Ehrlich zu.

In diesem Augenblicke kam Bastian zu Fuße und zwar so schnell als möglich zurück. Der Doktor aber setzte sich auf Tein Pferd und sagte:

»Beruhigt Such, Leute. Morgen komme ich wieder und ich hoffe, daß Alles gut geht.«

»Es, ging wirklich Alles gut, wenigstens im Anfange.

Wie es fast bei allen Lähmungen der Fall ist, so geschah es auch bei dem Vater Kleine, dessen Verstand in den ersten Tagen sich so umnebelte, daß man ihm von dem Unfalle nichts sagen konnte, welcher Ehrlich betroffen hatte, und daß er auch nichts davon bemerkte.

Der Doktor kam, wie er versprochen hatte, am nächsten Tage wieder. Es ging mit den beiden Patienten

so gut als möglich. Ehrlich hatte bedeutende Schmerzen und starkes Fieber, aber er ertrug auch dies so ruhig und gelassen, daß man den Schmerz nur in seinen Augen bemerkte, die ungewöhnlich blitzten.

Doch war mitten in dem Unglücke, welches die beiden Häuschen betraf, eine Hoffnung erstanden, die Hoffnung, welche der Arzt durch die Worte hervorgerufen hatte, Ehrlich sein zum Militär untauglich und Werde bei der Untersuchung zurückgewiesen werden.

Diese Untersuchung sollte, wie man sich erinnert, am nächsten Sonntage stattfinden.

Von dem Dorfe Haramont bis zur Unterpräfektur war es sieben Stunden, und diejenigen, welche ein Loos gezogen hatten, sollten in der Sonnabendnacht aufbrechen, um früh um zehn Uhr in Soissons zu sein. Obgleich nun Ehrlich behauptete, stark genug zu sein, um den Weg mit den Andern zu Fuß machen zu können, so wollte doch Bastian, auf den Rat des Doktors, davon nichts hören und am Sonntage früh um sechs Uhr befand er sich vor dem Häußchen des Vaters Kleine mit einem Wagen, den ihm Nachbar Mathieu geliehen hatte.

Die Frauen wollten sich nicht also von Ehrlich trennen. Zuerst hatte Mariechen die Milch nach Villers-Cotterêts zu bringen und das war eine gute Gelegenheit, eine Stunde mit dem Geliebten länger beisammen zu bleiben; Madelaine wollte von dieser Gelegenheit auch

Gebrauch machen und so blieb nur Frau Marie bei dem Vater Kleine zurück.

Bernhard sollte mit dem Milchwagen den andern Wagen folgen, aber er sträubte sich diesmal sehr gegen das Angespanntwerden. Er schien einzusehen, daß man eine Reise vorhabe, zu der man ihn wahrscheinlich nicht mitnehme und aus Erfahrung wußte er schon, daß seinem Herrn ein Unglück widerfahre, wenn er denselben nur auf zwei Stunden verlasse. Darum fürchtete er wohl, es möge ihm ein noch größeres Unglück zustoßen, wenn er noch länger von ihm fern sein.

Vater Kleine sah alle diese Vorbereitungen, wie man im Schlafe und Traume steht, das heißt undeutlich und nicht mit klarem Bewusstsein. Man sagte ihm nur, Ehrlich mache eine kleine Reise und damit begnügte er sich.

Madelaine und Mariechen nahmen Platz auf dem Wagen; Ehrlich setzte sich auf die andere Bank und Bastian, der neben ihm Platz nahm, trieb das Pferd an.

Bernhard heulte und folgte.

Im Dorfe war man an diesem Tage zeitiger auf als sonst. Diejenigen, welche sich zur Untersuchung nach Soissons begeben sollten, waren früh um drei Uhr aufgebrochen und die Türen der Häuser, gleichsam damit der Schmerz darin Allen offenbar werde, offen geblieben, so das man hinein blicken und drinnen weinen sehen konnte.

Hätte der Lob selbst an diese Türen geklopft, es wäre die Trauer kaum größer gewesen.

Diejenigen, welche gute Nummern gezogen hatten, mußten sich gleich den Andern stellen, denn obgleich man nicht leicht einen jungen Mann zurückwies, konnte man doch diejenigen nicht zu Soldaten nehmen, welche unter dem Maße waren oder ein Gebrechen an sich hatten. Für jeden so Zurückgewiesenen mußte natürlich ein Anderer eintreten, der eine höhere Nummer gezogen hatte.

Mit Tagesanbruch war man in Villers-Cotterêts, um sieben Uhr. Um zehn Uhr sollte man in Soissons sein; man hatte noch sechs Stunden zu machen, also keine Zeit zu verlieren. Es mußte endlich geschieden sein.

Es war die erste Trennung. Niemals seit seiner Geburt hatte Ehrlich die Mutter einen ganzen Tag lang verlassen.

Wer weiß, auf wie viele Tage man sich jetzt trennen sollte?

XVII.

Die Untersuchung.

Die Hoffnung, daß Ehrlich zurückgewiesen werden würde, die Hoffnung, mit der man gelebt, die man genährt, gehegt und gepflegt hatte, ehe der Trennungstag erschien, die Hoffnung, an welche man wie an eine Wirklichkeit geglaubt, die man jetzt herbeirief, entschlüpfte den Armen, welche sie festhalten wollten, wie der Rauch verfliegt, wie eine Wolke vorüberzieht, wie ein Trugbild schwindet.

Der Abschied währte lange und war schmerzensreich. Ehrlich konnte Mariechen nicht umarmen und küssen wie seine Mutter, darum drückte er die Mutter mit seiner verstümmelten Hand an sich, während er die andere Mariechen reichte, die sich weinend auf diese Hand beugte.

Bernhard, als erkenne er seine niedrige Stellung, stierte die weinende Gruppe an und suchte nicht einmal seinen Anteil an der allgemeinen Liebe; hätte man ihn aber angesehen, würde man leicht erkannt haben, welch tiefen Schmerz er empfand.

Es schlug halb acht Uhr und es blieben nur noch dritthalb Stunden für den Weg von sechs Stunden übrig. Bastian wischte deshalb mit dem Rockärmel eine Träne aus seinem Auge und fing an mit der Peitsche zu klatschen, um daran zu erinnern, daß es Zeit sein, um

sich zu trennen. Da wurden die stillen Tränen zu lautem Schluchzen, zwischen Küsse hindurch drängten sich einzelne Worte und — so schied man endlich.

Da traf ein Klagelaut, der menschlichen Schmerz auszudrücken schien, das Ohr und Herz Ehrliche, als er eben auf den Wagen steigen wollte.

»Ach, Bastian,« sagte er, »der arme Bernhard! Ihn hatte ich vergessen!«

Und er lief zu Bernhard, der bescheiden in der Ferne stand, jetzt aber, da er sah, daß Ehrlich an ihn denke und zu ihm komme, so schnell ihm entgegen lief, daß er die Milchkannen aus dem Wägelchen fast heraus warf.

Man lache nicht. Der Abschied zwischen dem Herrn und dem Hunde war ein zärtlicher. Ehrlich flüsterte ihm einige Worte zu, auf die der Hund durch Bellen zu antworten schien, das freilich Niemanden außer Ehrlich verständlich war. Dennoch war ein Versprechen zwischen den beiden Freunden ausgetauscht worden. Ehrlich gab den Bernhard an Mariechen für die Zeit, in welcher er abwesend sein würde, und Bernhard versprach ihr zu dienen und sie zu verteidigen.

Ein letzter Gruß, flüchtig wie ein Morgenhauch und gleich diesem von Tränenthau benetzt, auf die Wangen Madelaine's, auf die Wangen Mariechens und — Ehrlich stieg auf den Wagen wieder hinauf.

Fort ging es, aber fünf Minuten lang konnte Ehrlich das Nicken und Handwinken seiner Mutter und

Mariechens erwidern und erst als die Straße eine Krümmung machte, verschwand Alles.

Da setzte sich Madelaine am Graben nieder und ließ den Kopf auf beide Knie sinken, Mariechen sah sie mit gesenktem Haupte, das Gesicht von Tränen überströmt, lange an, sie ehrte aber den gewaltigen Mutterschmerz, der neben jedem Schmerze stets der tiefste ist, und begab sich mit Bernhard in die Stadt in der Überzeugung, daß sie bei ihrer Rückkehr Madelainen an derselben Stelle wiederfinden werde.

Der Wagen mit Bastian und Ehrlich rollte auf dem Wege nach Soissons weiter.

Mit dem Schlage der zehnten Stunde hielt er an der Tür der Unterpräfektur, und da die Untersuchung eben so vor sich gehen sollte wie die Loosziehung, d. h. in alphabetischer Ordnung, so konnte der Kreis Villers-Cotterêts vor vier Uhr nicht an die Reihe kommen.

So langsam auch die Stunden hinschleichen, sie laufen doch endlich ab und versinken in den Abgrund der Vergangenheit, welchen man die Zeit nennt. So kam auch die Reihe an das Dorf Haramont und die jungen Männer daher, welche sich zu dem Militärdienste gelost hatten, traten mit den andern, die hohe Nummern gezogen, in den Saal.

Dieser hatte ein sehr ernstes Aussehen. Auf einer Erhöhung saßen der Unterpräfekt, der Maire und die städtischen Behörden; zwei Ärzte aus der Stadt und zwei Militärärzte standen dagegen in dem Halbkreise,

in welchen die zu Untersuchenden traten. An den Wänden hin waren etwa zwölf Gensdarmen aufgestellt.

Die jungen Leute wurden nach der Nummer aufgerufen, die sie gezogen hatten, so daß also zunächst 1 kam und dann die andern folgten. Ehrlich hatte also als der achtzehnte zu erscheinen, da er Nr. 18 gezogen.

Diejenigen, welche zurückgewiesen wurden, erhielten die Erlaubnis fortzugehen und sogleich nach Hause zurückzukehren; jene aber, welche man für tüchtig erklärte, mußten bleiben und in einen andern Saal treten, wo sie in die Regimenter verteilt und dann in eine provisorische Caserne geschickt wurden, von wo sie nach zwei oder drei Tagen sich zu ihren Regimentern zu begeben hatten.

Unter den siebzehn ersten wurden bei der Untersuchung nur drei zurückgewiesen, Einer, weil er unter dem erforderlichen Maße war, der Zweite, weil er als Dachdecker gefallen war und das Bein gebrochen hatte, das steif geblieben, und der Dritte, weil er offenbar an der Schwindsucht litt. Dann kam die Reihe an Ehrlich.

Sein Name wurde aufgerufen, die Tür öffnete sich und er trat ein. Sie sollte sich hinter ihm schließen, aber sie blieb halb offen und der Kopf Bastians sah herein.

Ein Gensdarme wollte diesen Kopf zwingen sich zu entfernen, als er aber sah, daß derselbe einem Soldaten angehörte, sogar einen Soldaten mit dem Kreuze, so

nahm er etwas mehr Rücksicht, als er gegen einen andern genommen haben würde.

»Kamerad,« sagte er, »der Befehl lautet ganz bestimmt, es darf Niemand herein, der nicht zu den Behörden gehört, Arzt, Rekrut oder Gensdarme ist.«

»So lautet wirklich der Befehl?« fragte Bastian.

»Gegen einen Mann wie Sie werde ich doch wohl nicht lügen.«

»So darf ich nicht hinein?«

»Es ist nicht erlaubt.«

»Auch nicht, daß ich den Kopf so hineinstecke?«

»Auch dies darf nicht geschehen,« sagte der Gensdarme und machte eine Bewegung als wollte er die Tür mit Gewalt zumachen.

Warten Sie einmal, fiel Bastian ein; wenn der Befehl lautet, es soll Niemand hineingehen, soll Niemand den Kopf hineinstecken . . . «

»So lautet er.«

»Gut . . . er verbietet aber nicht, daß Ihr aus Versehen, ohne darauf zu achten, um einem alten Soldaten einen Gefallen zu tun, einem ehemaligen Kameraden eine Freude zu machen, die Tür nur angelehnt lasset . . . so etwa . . . daß ich abwechselnd das Auge und das Ohr herhalten kann, je nachdem ich sehen oder hören will. Es liegt mir sehr viel daran zu sehen und zu hören, was vorgeht, da ich an dem

Rekruten, der eben untersucht wird, großen Anteil nehme.«

Der Gensdarme drehte sich zu seinem Kameraden mit der Frage herum:

»Hörst Du?«

»Ja wohl.«

»Was meinst Du?«

»Ich meine, es kann kein großes Verbrechen sein, das zu tun, was er wünscht.«

»Es ist gut, Kamerad,« sagte der Gensdarme darauf zu Bastian; »wir sind auch keine Türken. Aber sprechen Sie kein Wort, sonst klemme ich Ihnen das Ohr oder die Nase mit der Tür ein.«

»Sie können unbesorgt sein.«

»Still, die Behörde spricht,« sagte der Gensdarme; »da müssen wir schweigen.«

»Nicht mehr als billig,« entgegnete Bastian und er horchte.

Während dieses Zweigespräches hatte man Ehrlich vor die Erhöhung gerufen, auf welcher der Herr Unterpräfekt faß, ihn nach seinem Namen und Vornamen gefragt und sich erkundigte, ob er Gründe vorzubringen habe, nach denen er freigelassen zu werden erwarte.

Ehrlich zog seine verstümmelte Hand aus dem Tuche und sofort traten zwei Chirurgen zu ihm, nahmen den Verband ab und besichtigten die Wunde, die für sie so

charakteristisch war, daß sie Blicke mit dem Unterpräfekten wechselten und dann lächelten.

»Mein Sohn,« sagte einer der beiden Chirurgen in höhnisch teilnehmendem Tone, »wann ist Dir der Unfall zugestoßen?«

»Am vorigen Dienstage, « antwortete Ehrlich.

»Zwei Tage nach der Loosung?«

»Ja.«

»Nun?« fragte der Unterpräfekt.

»Der Fall ist nicht neu,« entgegnete der Chirurg. « Die alten Römer schon taten bisweilen, was der Bursch da getan hat; da aber zu jener Zeit die Flinte noch nicht erfunden war, schnitten sie sich den Daumen ab; ein abgeschnittener Daumen — pollex truncatus — war so häufig und so bedeutungsvoll, daß in der französischen Sprache das Wort poltron (Memme, Hasenfuß) daraus entstanden ist.

Nachdem der Chirurg diesen Beweis von Gelehrsamkeit abgelegt hatte, verbeugte er sich zierlich vor dem Unterpräfekten.

»Der Tausend! der Tausend!« murmelte Bastian. »Das scheint schlecht abzulaufen.«

»Still!« fielen die beiden Gensdarmen gleichzeitig ein.—

»Sie haben Recht,« antwortete Bastian, »ich schweige.«

»Du wolltest also nicht zu dem Militär? « fragte der Unterpräfekt.

»Nein, ich wollte das nicht.

»Und zwar nicht aus Feigheit?«

»Nein.«

»Warum sonst nicht? «

»Weil ich«, antwortete Ehrlich mit seiner sanften Stimme, einen alten kranken Großvater und eine arme trauernde Mutter habe, die es nicht überleben werden, daß ich fortgehe.«

Der Ton, in welchem Ehrlich diese Worte sprach, machte selbst auf die Behörde Eindruck.

»Das war gut geantwortet,« brummte Bastian.

»Sie haben hier nicht zu reden,« fielen die Gensdarmer ein.

Der Unterpräfekt setzte sein Verhör fort.

»Wer aber hat Dich auf den unglückseligen Gedanken gebracht, Dir einen Finger abzuhacken?«

«Sie selbst, Herr Unterpräfekt,« antwortete Ehrlich.

»Ich? Wie so? Ich sehe Dich ja zum ersten Mal im meinem Leben.«

»Allerdings, aber ein Freund von mir war am vorigen Montage hier und hatte die Ehre, mit Ihnen zu sprechen.«.

»Mit mir? Ein Freund von Dir?«

Bastian drängte die Tür auf, steckte den Kopf in den Saal hinein und sagte:

»Das war ich, Herr Unterpräfekt; kennen Sie mich noch?«

»Was soll das?« fielen die beiden Gensdarmen ein, die beide Bastian am Kragen packten und die Tür wieder andrückten.

»So seht Euch doch etwas vor,« entgegnete Bastian. »Ihr erwürgt mich ja.«

Dabei drängte er die Tür ganz auf und trat zwischen den beiden Gensdarmen in den Saal.

Der Unterpräfekt fühlte sich gedrungen, Bastian hinauswerfen zu lassen, die Uniform und das Kreuz aber hatte die gewohnte Wirkung und so winkte der Beamte den Gensdarmer zu, den Husaren da zu lassen, wo er war.

Dies ermutigte Bastian, das Wort zu nehmen und eine Erklärung zu geben.

Ehrlich lächelte ihm freundlich zu.

»Die Sache ist nämlich so, Herr Unterpräfekt,« sagte Bastian. »Ich war, wie Sie wissen, bei Ihnen, um mich für Ehrlich anzubieten.«

»Ja, ich erkenne Sie wieder.«

»Wenn Sie mich auch nicht wieder erkenneten, so wäre es doch wahr. Sie wiesen mich ab, weil mir zwei Finger fehlten und wie Sie sehen, meine Herren,« setzte er hinzu, indem er seine verstümmelte Hand empor hielt, die Finger fehlen wirklich.«

»Was kann das mit dem vorliegenden Falle zu schaffen haben?«

»Vorliegenden Fall? Der Fall ist der. Ehrlich hier erfuhr von einem Frauenzimmer — die Frauenzimmer können den Mund nicht halten, wie Sie wissen, Herr Unterpräfekt — er erfuhr also von einem Frauenzimmer — Katharinen nämlich, der Tochter des alten Pinot — daß ich in Soissons gewesen wäre. Ich war so unvorsichtig gewesen, der Katharina dies anzuvertrauen. Er erfuhr also, daß ich hier gewesen wäre, um mich für ihn anzubieten und daß Sie gesagt hätten: mein lieber Herr Bastian, es tut mir sehr leid, aber ich kann Sie nicht für den Ehrlich eintreten lassen, weil Ihnen zwei Finger fehlen. Sie setzten sogar hinzu: ich müßte Sie zurückweisen, wenn nur einer fehlte. Sie werden das nicht vergessen haben, Herr Unterpräfekt.«

»Ich habe dies allerdings gesagt.«

»Nun sehen Sie, darin liegt die Unvorsichtigkeit, denn der Ehrlich hat Alles das erfahren. Am Dienstag früh, als ich die Pferde zur Tränke führte, kam er zu mir, um mich auszufragen, wie man zu sagen pflegt. Ich hätte etwas merken können, aber er steht auf als könne er kein Wässerchen trüben und führte damit wohl Einen an, der gescheiter ist als ich. Ich sagte ihm alles, daß der Kaiser keinen Soldaten haben wolle, dem zwei Finger fehlten, ja nur einer. Gut, antwortete er. Ich danke, Bastian. Dann ging er in das Haus und wird sich da den

Finger abgehackt haben., Nicht wahr, Ehrlich, so ist's gewesen?«

»Ja.«

»Eine Viertelstunde darauf sah ich ihn wieder. Da war's schon vorbei und der Doktor machte eben die Amputation. Ich war dabei und ich muß gestehen — wenn es auch eine Schande ist für einen ehemaligen Husaren wurde mir sogar unwohl. Bis dahin hatte ich mich für einen Mann gehalten, — ich war aber auf dem Holzwege gewesen, — ein Kind bin ich, ein Weibsbild, ein — ich weiß selbst nicht was. So viel aber steht fest, daß Sie sich an mich zu halten haben, wenn ein Vergehen vorgekommen sein sollte, nicht an Ehrlich. Also, Ehrlich, sein guten Mute, der Herr Unterpräfekt sieht sein Unrecht ein. Komm mit mir; der Kaiser mag keine verstümmelten Soldaten. Ihr ergebener Diener, Herr Unterpräfekt,

»Einen Augenblick!« sagte der Unterpräfekt.

»Wie so?«

»Gendarmen, schafft Ruhe!«

»Aber Donnerwetter . . . « fluchte Bastian.

»Ruhe!« geboten die Gensdarmen und zogen den Husaren zurück.

Bastian sah ein, daß er die Sache nur schlimmer machen werde, wenn er sich nicht füge und so schwieg er.

»Rekrut, wendete sich der Unterpräfekt an Ehrlich, »Was Du getan hast, ist ein Verbrechen, das das

Gesetzbuch mit Strafe belegt; es wäre also nur gerecht, daß Du diese Strafe erlittest.«

»Wie so daß?« fiel Bastian ein. »Ehrlich hat ja . . . « Ruhe!« geboten die beiden Gensdarmen.

»Aber,« fuhr der Unterpräfekt fort, dein Geständnis entwaffnet deine Richter. Die Herren Ärzte mögen erklären, in welcher Waffe der Rekrut trotz seiner Verstümmlung dienen kann.«

»In welcher Waffe?« fiel Bastian ein. »In keiner hoffentlich; sonst ging ich an seiner Stelle.«

»Man bringe den Husaren hinaus!« befahl der Unterpräfekt, der die Geduld verlor.

»Nein, nein, Herr Unterpräfekt! So wahr ich Bastian heiße, ich sage kein Wort mehr. Lassen Sie mich nur bis zu Ende da bleiben.«

Nachdem die Herzte sich untereinander besprochen hatten, sagten sie:

»Trotz der verstümmelten Hand kann der Rekrut einen guten Pionier oder einen vortrefflichen Trainsoldaten abgeben.«

»Gut,« sagte der Unterpräfekt. »So lasse man den Rekruten auf die rechte Seite treten und schreibe ihn zum Fuhrwesen.«

Ehrlich wurde todtenbleich, denn er dachte an den Schmerz seiner beiden Mütter und seiner Verlobten; aber er gehorchte nichts desto weniger, während er Bastian einen wehmütig dankenden Abschiedsblick zuwarf.

»Mein armer Ehrlich!« rief Bastian mit Tränen in den Augen aus. »Unter den Train! Welche Demütigung!«

Und nahe an Verzweiflung ging er fort, nicht darüber, daß Ehrlich nicht zurückgewiesen worden sein, sondern daß er als Trainsoldat dienen soll.

Ende der ersten Abteilung.

Zweite Abteilung.
Die Verbündeten in Frankreich.

I.

Was vom 10. November 1813 bis zum 6. April 1814 in Frankreich geschah.

Nicht ohne guten Grund verlangte der Unterpräfekt von Soissons, welcher Präfekt zu werden wünschte, so dringend Soldaten für Napoleon. Dieser bedurfte dieselben wirklich sehr.

Seine Worte, die er am 10. November 1813 im Senat sprach, waren keine Übertreibung:

»Ganz Europa marschierte vor einem Jahre mit uns; jetzt marschiert ganz Europa gegen uns.«

Zum zweiten Male täuschte sich Europa in Bezug auf Frankreich. Das erste Mal war es 1792 geschehen, als man, statt die Revolution in dem Paris genannten großen Krater sich konzentrieren zu lassen, Paris zwang, über die Welt jene Revolutionslava zu verbreiten, die sie in Brand setzte. Die zweite Täuschung erfolgte 1813, als man, statt Napoleon den Frieden zu gewähren, den er suchte, statt ihn in den ehemaligen Grenzen des Landes einzuschließen und dafür zu sorgen, daß er dieselben nicht wiederum überschreite, ihn wie einen angeschossenen Eber hetzte,

ihn auf die Insel Elba trieb, ihm die schönste Rückkehr bereitete, welche jemals mit einer Feuerspur durch die Geschichte leuchtete, ihn auf St. Helena kreuzigte und ihm den glänzendsten Märtyrertod gab, den die Welt gesehen.

Da man selbst gegen Genies gerecht sein muß, so gestehen wir, daß er den Frieden, welchen man ihm damals antrug, nicht annehmen konnte.

Am 5. November erklärt der Prinz-Regent von England in dem Parlamente, daß es weder in der Absicht Englands noch in der der verbündeten Mächte liege, von Frankreich ein mit dessen Ehre und Rechten unverträgliches Opfer zu verlangen.

Das war ganz gut berechnet; denn wenn nach einer solchen Erklärung der Krieg fortdauerte, so konnte man das Verharren auf dem Blutwege nur der Zerstörungssucht und Kriegslust des Kaisers zuschreiben.

Ja, ja, England berechnet gut.

Am 14. November kam Herr von Saint-Aignan in Paris an, ein Mann von vielem Geiste, der in großer Gunst bei Napoleon stand, welche er sich durch seine gewandte Schmeichelei zu erwerben gewußt hatte.

Als er Präfekt der Ober-Alpen, glaube ich, war, besuchte der Kaiser mit ihm sein Departement und fragte ihn in seiner gewohnten abgebrochenen Weise über allerlei. Napoleon liebte auf solche Fragen rasche

Antworten. Es kam weniger darauf an, richtig zu antworten, als bei der Antwort nicht zu stocken.

An Herrn von Saint-Aignan richtete er nun viele solcher Fragen und auf jede folgte blitzschnell die Antwort.

»Wie viel Einwohner, Herr Präfekt? «

»So und so viel, Sire.«

»Wie viel Acker Wald?«

So und so viel.«

»Wie viel Feld?«

»So und so viel.«

»Wie viele Zugvögel?«

»Einen einzigen, Sire, einen Adler.«

Der Kaiser, dem die raschen Antworten, welche er doch so gern hatte, endlich langweilig geworden waren, hatte durch die legte Frage den Präfekten in Verlegenheit bringen wollen und dafür jene Schmeichelei als Antwort erhalten.

Napoleon gab sich für überwunden und belohnte den Sieger dadurch, daß er ihn zunächst in den Staatsrat berief, dann zu seinem Stallmeister ernannte und endlich als Gesandten nach Weimar schickte.

Von da mußte er nach der Niederlage des französischen Heeres in Deutschland nach Paris zurückkehren und Fürst Metternich benutzte die Abreise dieses Gesandten, um dem Kaiser neue Friedensvorschläge machen zu lassen.

Am 9. November, am Tage der Rückkehr Napoleons in die Tuilerien, erhielt Herr von Saint-Aignan in Frankfurt von dem Fürsten Metternich, von dem Grafen von Nesselrode und Lord Aberdeen folgendes Ultimatum:

»Die Verbündeten gewähren der Frieden unter der Bedingung, daß Frankreich Deutschland, Spanien, Holland und Italien aufgibt, und sich hinter seine natürlichen Grenzen der Alpen, der Pyrenäen und der Rheines zurückzieht. Eine Stadt am Rheine soll zur Abhaltung eines Kongresses bestimmt werden, aber die Unterhandlungen können in keiner Weise die Kriegsoperationen unterbrechen.«

Die Bedingungen waren hart, namentlich für einen Mann, der gewöhnt war, Bedingungen zu stellen, nicht sich stellen zu lassen. Deutschland freilich mußte er wohl aufgeben, da es ihm von den Verbündeten bereits abgenommen war. Spanien aufzugeben, stand bei ihm auch bereits fest, denn der erbitterte Widerstand der Spanier, die durch England unterstützt wurden, hatte ihn ermüdet. Aber Holland aufzugeben, das für Frankreich so nutzbar war, von dem aus England bedroht werden konnte; Italien aufzugeben, das noch gänzlich unter Murat und Eugen stand, gehörte zu den schrecklichen Opfern, die man nur einem sofortigen Frieden bringen konnte, war einer jener grausamen Schritte, die man nur in der Hoffnung auf gänzliche Heilung vornimmt.

Aber dies Alles war nichts weniger als gewiß, da die Unterhandlungen in keiner Weise die Kriegsoperationen unterbrechen sollten.

Gänzlich wurden indes diese unannehmbaren Anträge nicht zurückgewiesen; aber er bereitete sich vor, sein Geschick bis zu Ende zu bestehen.

Darum die strengen Befehle an die Präfekten und Unterpräfekten in Bezug auf die Aushebungen zum Militär.

Gleichzeitig wurde alles Andere getan, um den Invasionskrieg zurückzuschlagen, mit dem Frankreich bedroht war und zwar in beunruhigenderer Weise als 1792. Damals hatte es nur Preußen und Österreich gegen sich, während 1813 ganz Europa Frankreich bedrohte; im Jahre 1792 handelte es sich um Sein oder Nichtsein, 1813 aber, ob Napoleon bleibe oder nicht.

Es gab also jetzt nur das Genie des Einzelnen, statt des Nationalenthusiasmus sonst.

Leider aber ist die Geschichte der Großen dieser Welt so innig mit jener der Kleinen verbunden, daß wir uns zu unserem Bedauern mit den Mächtigen beschäftigen müssen, während wir nur von den Kleinen erzählen möchten.

Die durch Herrn von Saint-Aignan überbrachten Anträge waren dem gesetzgebenden Körper vorgelegt worden und Napoleon hatte erklärt, so hart auch die Bedingungen wären, er sein bereit dieselben anzunehmen, wenn sie den Frieden herbeiführten.

Leider fand Napoleon jene Körperschaft gerade bei übler Laune. Er hatte ihr während seiner letzten Reise nach Paris einen Präsidenten gegeben, ohne daß ein Kandidat vorgeschlagen worden war.

Wir hegen eben keine große Bewunderung für Baour-Lormian, aber in seiner Tragödie »Mahomed II.« hat er einen schönen Vers. Es handelt sich dort um das Corps der Janitscharen, daß die Sultane so verachteten, und Mahomed II. sagt:

»Sobald der Thron nur wankt, murren sie.«

Die Gesetzgeber machten es wie die Janitscharen. Der Thron wankte, — sie murrten.

Es wurde ein Ausschuß von Fünfen ernannt, die sämtlich dem kaiserlichen Systeme abhold waren, und er entwarf eine Adresse, in die er das seit zwölf Jahren vergessene Wort »Freiheit« schüchtern einfließen ließ.

Napoleon zerriß die Adresse und vertagte die Gesetzgeber.

Am 2. Dezember schrieb der Herzog von Vicenza, welcher an der Stelle des Herzogs von Bassano das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, an Herrn von Metternich, daß Napoleon die allgemeinen Grundlagen der Vorschläge annehme.

Am 10. Dezember erhielt man von dem Fürsten Metternich die unerwartete Nachricht, die Verbündeten könnten ohne die Mitwirkung Englands keinen

Entschluß fassen, hätten aber an das Kabinett von St. James berichtet und erwarteten die Antwort.

Die Hoffnung auf eine ergiebige Unterhandlung, war damit verschwunden und Napoleon mußte sein Heil in dem Kriege suchen.

Übrigens hatten die Verbündeten ununterbrochen ihren Marsch fortgesetzt und erschienen nun an den östlichen, nördlichen und südlichen Grenzen Frankreichs.

Die Engländer waren über die Bidassoa gegangen und wollten die Pyrenäen übersteigen.

Der Fürst von Schwarzenberg schickte sich an mit der großen Armee von hundertundfünfzigtausend Mann in die Schweiz zu rücken.

Blücher war mit hundertunddreißigtausend Preußen in Frankfurt erschienen.

Bernadotte hatte Holland und Belgien mit hunderttausend Schweden und Sachsen besetzt.

Kurz siebenmal-hunderttausend Mann, die durch ihre Niederlagen in der großen Napoleonischen Kriegsschule gebildet waren, schickten sich an, die Grenzen Frankreichs zu überschreiten, ohne sich um die Festungen zu kümmern.

Am 21. Dezember endlich erließen die verbündeten Souveraine die Proklamationen, welche das Signal zu den Feindseligkeiten gaben.

Frankreich war nun nur noch durch Unterwerfung oder durch Energie zu retten.

Napoleon war für die Energie, die gesetzgebende Versammlung schon aus diesem Grunde für die Unterwerfung.

Napoleon löste sie auf.

Eine Unglücksnachricht drängte die andere.

Am 28. Dezember hatte der General Bubna Genf genommen.

Am 30. hatte der Fürst Schwarzenberg seine Kolonnen nach Vesoul und Besançon geschoben.

Am 4. Jänner 1814 rückte der Feind in Vesoul ein.

Am 9. war Besançon eingeschlossen.

Auch Blücher ging in der Nacht vom 1. Jänner auf drei Punkten über den Rhein. Im Zentrum nämlich überschritten die Corps des General: Langeron und des Generals York den Fluß bei Caub. Der rechte Flügel, das Corps des Generals Saint-Priest, ging über den Rhein bei Neuwied, der linke, die Corps von Sacken und Kleist, bei Mannheim.

Der Herzog von Belluno räumte Straßburg mit einer Armee von kaum zehntausend Mann, aber er erhielt Befehl von Napoleon, jeden Fuß breit in den Vogesen zu verteidigen. Der Herzog von Treviso sein mit einer Division der Garde unterwegs, um ihn zu unterstützen.

Der Herzog von Ragusa, der sich mit 20,000 Mann hatte zurückziehen müssen, sollte sich so lange als möglich auf die Festungen Lothringens stützen und der Herzog von Castiglione Lyon verteidigen, die zweite Stadt des Reiches, wobei ihn der General Deschamps,

welcher für die Sicherheit Chambery's sorgt, und der General Desaix unterstützt, welcher den Masseaufstand in der Dauphiné zu leiten hat.

Der Herzog von Tarent war in Lüttich und hatte den Befehl, durch die Ardennen nach Frankreich zurückzukommen.

Der Herzog von Dalmatien hatte nach einem viertägigen Kampfe und trotz dem Abfalle der deutschen Truppen in Bayonne Halt gemacht.

Der Herzog von Albusera, der aus dem Innern Spaniens zurück gewichen, hatte sein Hauptquartier in Katalonien genommen.

Eugen in Italien verteidigte den Übergang über die Etsch.

So hatte die ganze Linie, welche Frankreich von den Scheldemündungen bis zu den Mündungen der Garonne umschloß, einen Augenblick Halt gemacht; so kurz derselbe aber auch war, reichte er doch für Napoleon hin, sein Schachbrett zu überschauen.

Der Feind rückte allerdings mit 700,000 Mann heran, aber er konnte jetzt seine Operationen nur mit 250,000 Mann anfangen. Auch hoffte Napoleon, derselbe werde sich mit der Belagerung der Festungen aufhalten und dadurch seine verwendbaren Streitkräfte mindern.

Er seinerseits besaß noch 250,000 Mann; wenn er sie bei sich gehabt hätte, wäre er Herr der Ereignisse gewesen, aber
fünfzigtausend Mann standen an der Elbe

hunderttausend Mann am Fuße der Pyrenäen,
fünfzigtausend Mann jenseits der Alpen.

Die übrigen fünfzigtausend Mann waren bei ihm selbst, bei den Herzogen von Ragusa, Castiglione und. Tarent. Er konnte also eigentlich nur auf fünfzig- bis sechzigtausend Mann alter Truppen und auf die Neuausgehobenen rechnen. Wie tätig er ferner auch war, vermochte er doch vor dem Ende des Januars nicht in das Feld zu rücken.

Auf der andern Seite gab ihm diese Verzögerung Zeit, Truppen von seiner spanischen und italienischen Armee an sich zu ziehen. Um dies im Stande zu sein, opferte er die Ansprüche, welche seit vier Jahren der Gegenstand seines Streites mit Spanien und Rom gewesen waren.

In den ersten Tagen des Dezembers erhielt Ferdinand von Spanien die Freiheit und am 11. wurde ein Vertrag mit ihm unterzeichnet.

Gegen den 15. desselben Monate wurde dem Papst Italien wiedergegeben und im Anfange des Jänners befand er sich auf dem Wege nach Rom.

Seine Rückkehr in die ewige Stadt sollte, so hoffte Napoleon wenigstens, Italien vor dem Einfalle der Österreicher bewahren, wie die Restauration Ferdinands dem Einflusse Wellington's in Madrid ein Ende machen. Aber von allen Seiten wurden die Verteidigungslinien durchbrochen, da sie zum Widerstande zu schwach waren.

Schwarzenberg hatte den Durchgang durch die Vogesen erzwungen, Blücher war in Lothringen, York vor Metz.

Am 14. Jänner räumte der Fürst von der Moskwa Nancy.

Am 16. zog sich der Herzog von Treviso aus Langres zurück.

Am 19. war der Herzog von Ragusa im Rückzuge nach Verdun begriffen.

Napoleon hatte keinen Augenblick mehr zu verlieren.

Bereits hatte er im Anfange des Monats in die Departements außerordentliche Commissäre gesandt, welche den Aufstand in Masse und die Vertheidigungemaßregeln leiten sollten.

»Franzosen,« sagte er in der Proklamation, die sie überbrachten, »Franzosen, noch eine legte Anstrengung. Ich rufe die von Paris, von der Bretagne, von der Normandie, von der Champagne, von Burgund und den Departements ihren Brüdern in Lothringen und dem Elsaß zu Hilfe. Bei dem Anblick aller dieser Völker in Waffen werden die Fremden fliegen oder den Frieden unterzeichnen.«

Gleichzeitig erhielten alle Truppen den Befehl, sich nach der Champagne zurückzuziehen, nach welcher sich auch diejenigen richten sollten, welche aus dem Innern Frankreichs kamen, so wie die Neuausgehobenen.

Am 20. Jänner reiste der Fürst von Neuschatel von Paris ab, um den Truppen die nahe Ankunft des Kaiser zu melden.

Am 23. unterzeichnete Napoleon das Patent, welches der Kaiserin die Regentschaft übertrug.

Am 24. gab er ihr den Prinzen Joseph mit dem Titel eines Generalreichsstatthalters bei.

Am 25., um zwei Uhr früh, verbrannte er seine geheimen Papiere; um drei Uhr umarmte er seine Gemahlin und seinen Sohn und zehn Minuten später stieg er mit dem Grafen Bertrand in den Wagen.

Sehen wir nun, was aus Ehrlich geworden ist, dem armen Atom in der großen Bewegung, welche die Welt ergriffen hatte.

Während Bastian nach Haramont die schreckliche Nachricht brachte, welche das Herz dreier Frauen mit Verzweiflung erfüllen sollte, wurde Ehrlich, der Artillerie der jungen Garbe zugeteilt, nach Fismes gesandt, wo man einen bedeutenden Geschützpark sammelte.

Die militärische Ausbildung Ehrlichs erfolgte mit der Schnelligkeit, in welcher damals alles geschah. Durch achtstündiges Exerzieren täglich erlernte er in kaum einen Monate einen doppelten Dienst als Führer und Verteidiger eines Pulverwagens. Sein Exerziermeister, ein alter Soldat, dem von den guten und schlechten Anlagen seiner Zöglinge nichts entging, bemerkte recht bald jene Art von Verwandtschaft, welche zwischen

Ehrlich und den Tieren bestand, mit denen er umging. Deshalb übergab man ihm auch bald die besondere Aufsicht über die Pferde seiner Batterie, die alsbald an der Fürsorge, die er ihnen schenkte, einen Freund erkannten und ihrerseits ihre Dankbarkeit durch verdoppelten Eifer kundgaben.

Aber nicht bloß unter den Tieren hatte Ehrlich sich Freunde erworben, sondern auch unter seinen Kameraden, jungen Männern mit traurigen Herzen und Tränen in den Augen, welche von allen Punkten Frankreichs daher gekommen waren, gar keine große Begeisterung für den Stand hatten, zu welchem man sie zwang und trotz den achtstündigen Exerzierens täglich keineswegs genügende Fortschritte machten.

Ehrlich wurde ihr Tröster; er hielt ihren guten Mut aufrecht und nachdem er einen Monat mit ihnen zusammengewesen war, machte sich sein Einfluß wie auf die Tiere, so auch auf die Mannschaft geltend, die ihm wenigstens Ergebung in ihr Schicksal, wenn auch nicht gerade Mut verdankte.

Am 20. Jänner gab der Fürst von Neuschatel Befehl, die Streitkräfte auf Chalons zu concentriren.

Zwei Stunden später befand sich die Batterie unterwegs, zu welcher Ehrlich gehörte. An dem nächsten Abende machten sie in Rheims Halt und in der Nacht, nach vier Stunden der Ruhe, brach sie von Neuem auf, so daß sie am 21. Abends in Chalons ankam.

Hier merkte man, daß man dem Feinde nahe kam und der Anblick des Unglücks auswärtiger feindlicher Truppen im Lande zeigte sich Ehrlich zum ersten Mal. Arme Landleute aus der Gegend von Bar-le-Duc, Bassy und Saint-Dizier flohen und nahmen auf Wagen oder Karren ihr Hausgeräte mit sich; bisweilen saß oben auf einem solchen Karren eine Mutter, vorgebeugt, gleichsam um besser noch das an ihre Brust gedrückte Kind zu schützen, daß sie stillte und nach einer so langsamen und eintönigen Melodie wiegte, daß sie mehr einer Klage als einem Liede glich. Dieser traurige Zug, der sich ziellos dahin bewegt, flieht um zu fliehen, und hält auf öffentlichen Plätzen an, weil er zu arm ist, um Wirtshäuser aufsuchen zu können; da lebt er von der Mildtätigkeit, von den Weine, den ihm mitleidige Mädchen bringen, von dem Brote, das die Soldaten mit ihm teilen.

Ehrlich, der kaum ist, der noch an seiner Wunde leidet, gibt diesen Unglücklichen all seinen Wein und drei Vierteile seines Brotes und wenn sie ihm mit gefalteten Händen danken, antwortet er ihnen:

»Wenn Ihr mir einigen Dank schuldig zu sein glaubt, so lasset eure Kinder beten für die fromme Frauen, Madelaine, Marie und Mariechen. Der Herr kennt sie hoffentlich und wird wissen, daß Ihr für sie betet.«

Fragt man ihn, warum er die drei Frauen dem Gebete der Kinder empfehle, so sagt er:

»Weil das Gebet der Kinder reiner und darum dem Herrn angenehmer ist.«

Bisweilen denkt er auch mit Schrecken daran, daß, wenn der Feind noch weiter vorrückt, wenn ihn Napoleon, von dem man viel spricht, den man aber noch nicht sieht, nicht aufhält, auch die drei armen Frauen vielleicht einmal auf einem von den Grauen gezogenen Wagen entfliehen müssen, wie die Unglücklichen, die er fliehen sieht und mit denen er sein Brot und seinen Wein teilt..

Er hofft dann, daß Andere tun werden: was er selbst tut und daß sie auf ihrem Wege das Brot der Mildtätigkeit finden.

Von Stunde zu Stunde werden die Flüchtigen zahlreicher, denn von Stunde zu Stunde rückt der Feind näher.

Am 21. ist er nur noch fünfzehn Stunden entfernt; seine Vorposten haben sich in Bar-le-Duc gezeigt. Am 22. ist er nur noch zehn Stunden weit, denn es sind Russen und Preußen in Vitry-le-Français erschienen.

Es rücken gleichzeitig die große russische, österreichische und bairische Armee unter Schwarzenberg und die preußische unter Blücher heran.

Die erstere, welche auf verschiedenen Wegen von den Vogesen herabgestiegen ist, sendet ihre stärkste Kolonne nach Troyes.

Die alte Garde, unter dem Herzoge von Treviso, wird vor ihm hergetrieben und ob sie gleich jeden Fußbreit

Boden verteidigt, füllt doch ihr Rückzug die Straßen von Vitry und treibt sie nach Chalons.

Die zweite hat Saint-Dizier besetzt und wendet sich nach der Aube.

Wenn Napoleon nicht binnen zwei Tagen ankommt, werden die Truppen in Chalons, die keine Befehle haben, nach Paris sich zurückziehen müssen.

II.

Der Brief Ehrlichs.

Um 25. früh beginnen die Flüchtigen in Chalons sich zu zeigen und bringen mit sich einen Rest von Landleuten, die ihre brennenden Häuser verlassen haben und da der liebe Gott trotz ihrer Gebete sie vor dem Unglücke nicht bewahrte, jenen Napoleon anrufen, den man seit zwölf Jahren zu ihrem zweiten Gott gemacht hat.

Aber in den Straßen von Chalons selbst treffen diese Fliehenden mit den ersten Kolonnen der Truppen zusammen, welche aus Paris ankommen und den Kaiser anmelden. Drei Tage vorher hat er im Hofe der Tuilerien Musterung über sie gehalten und gesagt: »geht, ich folge euch.«

Gegen fünf Uhr Nachmittags endlich, als man eben mit Besorgnis auf die näher und näher kommenden Kanonenschüsse hörte, ließ sich plötzlich in der Pariser Vorstadt der Ruf vernehmen: *Es lebe der Kaiser!* Fünf Wagen, der erste mit sechs Pferden bespannt, die andern mit vier, rasseln durch die Stadt und halten vor der Präfektur. Aus dem ersten steigt Napoleon.

Er ist ruhig und kalt wie gewöhnlich, aber an seinen leicht gerunzelten Augenbrauen und an dem Kopfe, der sich, nicht auf die Seite wie der Alexanders, sondern vor nach der Brust senkt, wie jener Friedrichs des

Großen, erkennt man, daß die Last dieser Welt, die er trägt, ihn zu ermüden beginnt.

Augenblicklich hallt ein unermeßlicher Zuruf durch die ganze Stadt, als habe sein Adler mit den raschen Schwingen die Nachricht von seiner Ankunft selbst verbreitet.

Er steigt aus dem Wagen, macht eine Bewegung mit der Hand als Antwort auf den tausendfach wiederholten Ruf: *es lebe der Kaiser!* geht leise die sechs Stufen vor dem Präfecturgebäude hinauf und tritt in die für ihn bereitgehaltenen Gemächer.

»Man berufe den Fürsten von Neuschatel, den Herzog von Valmy und den Herzog von Reggio zu mir.«

Darauf läßt er sich in einen Sessel nieder und wartet auf die Männer mit den Hochtönenden Titeln, die er rufen ließ und die gehorsam herbeieilen.

Zuerst erscheint der Fürst von Neuschatel. Er kommt von den Vorposten und hat seit vier Tagen Zeit gehabt Erkundigungen einzuziehen.

Der Herzog von Belluno und der Fürst von der Moskwa haben Nancy geräumt und sich über Void, Ligny und Bar auf Vitry-le-Français zurückgezogen.

Der Herzog von Ragusa steht hinter der Maas zwischen Saint-Michel und Vitry.

Der Herzog von Treviso ist im Rückzuge auf Troyes begriffen, macht jeden Zoll breit Boden dem Feinde streitig und hält an, wenn er zu sehr bedrängt wird. Die

Kanonen, welche man gehört hat, sind die seinigen und bezeichnen die beiden Gefechte von Colombey-les-beux-églises und Bar-sur-Aube. Die Geschichte berichtet, daß die alte Garde da ihrem Rufe treu geblieben ist.

Man meldet den Herzog von Valmy.

Kommen Sie, kommen Sie, Kellermann,« sagte Napoleon, vor zweiundzwanzig Jahren haben Sie den Titel erworben, unter dem man Sie mir eben anmeldete und zwar in denselben Ebenen, in denen wir gegen die Preußen manövrieren wollen. Sie wissen, was zu tun ist, um sie zu schlagen und Sie werden mir mit Ihrem Rate beistehen.«

Kellermann verbeugt sich, ohne zu antworten.

Was hätte er auch antworten sollen? Sollte er sagen:

»Ja, Sire, vor zwanzig Jahren habe ich hier die Preußen geschlagen, aber vor zwanzig Jahren erschien ich unter meinem gewöhnlichen einfachen Damen Kellermann als Vertreter de revolutionären Frankreichs, daß um jedem Preis frei sein wollte, während der Herzog von Valmy heute nur ein an Blut und Begeisterung erschöpftes Frankreich vertritt, das Ruhe und Frieden verlangt, selbst um den Preis seiner Schande.«

Dann erscheint seinerseits Dubinot.

»Ah, da sind Sie ja!« sagt Napoleon; ich erwartete Sie mit Ungeduld. Sie sind hier geboren, nicht wahr?«

»In Bar-sur-Ornain; Sire.«

»Vortrefflich. Wir wollen den Abend über die Gegend mustern.«

Dann wendet er sich an seine Ordonnanzoffiziere Gourgaud und Mortemart und sagt:

»Sie lassen alle diejenigen zu mir, welche mir wichtige Nachrichten geben können.«

Und den ganzen Abend bezeichnet Napoleon auf einer Karte der Departements Aube, Marne und Haute-Marne mit rotköpfigen Stecknadeln die wahrscheinlichen Positionen jenes Feindes, den er durch seine Eilmärsche und seine kräftigen Bewegungen zu überrumpeln hofft.

Während dieser Zeit schrieb ein junger Mann in der Uniform der Trainsoldaten mit Bleistift und auf seinen Knien nachstehenden Brief an einem Wachfeuer auf dem Marktplatze, zwanzig Schritte von dem Geschützparke, den zahlreiche Schildwachen gegen dieses Feuer bewachten.

»Meine gute liebe Mutter.

Du wirst schon einen Brief von mir aus Fismes erhalten haben, wo ich stand. Wir waren da nur sechzehn Stunden etwa auseinander und doch so ganz getrennt, als wärst Du an dem einen Ende der Welt, ich an dem andern.

»Du hast viel gelitten, meine gute Mutter, Du hast viel geweint, hoffentlich aber hat Gott Dir die Kraft

gegeben, nicht nur deinen Schmerz zu ertragen, sondern auch Dich zu trösten, sobald Du meinen ersten Brief erhieltest, den ich Dir schrieb, sobald es meine Hand gestattete.

»Diesmal schreibe ich Dir von Chalons, d. h. achtzehn Stunden weiter als das erste Mal. Ich schreibe Dir am Wachfeuer, als es eben zehn Uhr auf einer kleinen Kirche schlägt, deren Glocke mich an die in Haramont erinnert, jetzt Jedermann schläft außer Du, meine gute, liebe Mutter, denn unter der Obhut des Herrn stehst Du gewiß am Bett des Großvaters, mit dem es besser und besser geht, nicht wahr? und denkst an deinen Sohn, der Dich liebt und verehrt.

»Hier dagegen sind alle Türen offen und alle Fenster erleuchtet; Niemand schläft, denn der Kaiser Napoleon ist gegen fünf Uhr angekommen.

»Ich habe ihn gesehen, meine liebe Mutter, den Mann, der uns trennt und der Dich so viele Tränen kostet. Ich erwartete ein hartes Gesicht und ein widerliches Aussehen bei ihm zu finden; ach, er sieht auch traurig aus, trauriger sogar als ein gewöhnlicher Mensch und man sagt hier, was man bei Euch nicht glaubt, was man nirgends glaubt, er bedaure, Krieg führen zu müssen und er habe Paris

erst verlassen, nachdem er alle Mittel aufgeboten, um den Frieden zu erhalten.

»Wenn es so wäre, meine gute, liebe Mutter, müßte man ihn beklagen, nicht verwünschen, für ihn beten, nicht ihm fluchen.

»Als er ankam, hat man viel geschrien: es lebe Napoleon! Aber ich weiß nicht, ob aus Liebe zu ihm oder aus Haß gegen die Preußen und Russen. Der Herr, vor dem nichts verborgen ist, wird es wissen.

»Ich schreibe Dir diesen langen Brief, weil ich jetzt nicht weiß, wann und wie ich Dir wieder werde schreiben können, denn wahrscheinlich rücken wir noch diese Nacht vorwärts, entweder auf St. Menehoud oder auf Vitry-le-Français. Der Kaiser bestimmt dies jetzt mit seinen Marschällen. Von der Stelle aus, wo ich jetzt bin, sehe ich die Fenster des Präfecturgebäudes, die so hell erleuchtet sind, als brenne das Haus inwendig und manchmal bewegt sich sein Schatten hinter den Vorhängen. Auch er schläft also nicht und in der Armee sagt man, er habe in acht Tagen nicht geschlafen.

»Es scheint, daß wir nach Vitry rücken, denn ein Ordonnanzoffizier hat eben von den Stufen vor dem Hause herunter laut den Leuten des Kaisers den Befehl zugerufen, sich nach Vitry zu wenden. Die Garde soll folgen. Wenn wir dann der Garde

nachmarschieren, wird eine Entfernung von weiteren sechs Stunden uns von einander trennen, meine gute Mutter,

»Sage doch Bastian, wenn er noch in Haramont ist, was ich aber bezweifle, da nach den neuesten Nachrichten alle verabschiedeten Soldaten zu ihren Regimentern zurückkehren müssen, sage also Bastian, ich danke ihm für alle seine Liebe und Güte gegen mich, ich gewöhne mich an den Traindienst, der nicht so unangenehm ist, als er sagte, und habe ein paar Freunde gefunden, von denen ich mich selten trenne, die beiden Pferde, die meinen Munitionswagen ziehen. Obgleich wir erst etwa vierzehn Tage zusammen sind, verstehen wir einander doch schon fast so gut, wie ich und der Graue und der Faule uns vorstanden, die beiden alten Freunde, die ich eben so wenig vergessen habe wie die schwarze Kuh, die hoffentlich noch immer gute Milch gibt, so alt sie auch ist.

Endlich, meine gute, liebe Mutter, sage doch Mariechen, nach welcher ich mich nächst Dir am meisten sehne, wie ich nächst Dir Frau Marie am höchsten verehre; sage Mariechen, daß ich in Flames nur noch zwölf Stunden von unserer lieben Frau von Liesse entfernt war, die hier in noch größerem Ansehen steht als bei uns. Ich weiß, daß Mariechen das Gelübde getan hatte, dahin zu

wallfahrten, wenn ich mich freiloste. Ich wäre gern selbst in ihrem Namen dahin gegangen, um ihr Gelübde zu erfüllen und dann auch um die gütige Jungfrau zu bitten, welche viele Wunder tun soll, mich von Mariechen immer lieben zu lassen. Wenn ich zurückkomme — eine Gnade, welche der liebe Gott hoffentlich uns Allen gewährt — gehen wir mit einander dahin, um ihm nicht nur für diese letzte Gnade zu danken, sondern für Alles, das er seit meiner Geburt an mir getan hat, besondere daß mich drei so fromme Frauen lieb haben.

»Lebe nun wohl, meine gute, liebe Mutter, wir erhalten eben den Befehl zum Aufbruche. Adjutanten sind auf die Straße von Arcis-sur-Aube geschickt worden, um dem Herzog von Treviso die Ankunft Napoleons zu melden und ihm zu befehlen, vor dem Feinde sich zu halten. Wir werden also in Kampf mit der sogenannten großen Armee kommen und ich werde leider mit meinen eigenen Augen sehen wie schrecklich der Krieg ist.

»Ein Kind von zehn oder zwölf Jahren, daß aus seinem Dorfe fortgelaufen ist und das ich weinend über den Verlust seiner Eltern aufgenommen habe, will den Brief auf die Post tragen, da ich sogleich aufsitzen muß; ich gebe ihm die Hälfte meines Brotes für den Dienst, den er mir leistet.

»Sage Gott in deinem Gebete, das Brot, das ich ihn gegeben, möge für das arme Kind ausreichen, bis es seine Eltern wieder gefunden.

»Ich grüße und küsse Dich von ganzem Herzen, meine gute, liebe Mutter, wie die gute Frau Marie und mein liebes Mariechen.

Dein Sohn

Ehrlich.«

»Grüße auch den Großvater, der gewiß recht betrübt darüber ist, daß er sein Feld nicht besuchen kann.«

Und wirklich als der junge Soldat dem Kinde den Brief übergab, der nicht zugesiegelt war, bliesen die Trompeten zum Aufbruche und Ehrlich, eine schwache Eins in der Zahl von fünfzigtausend Mann, die Napoleon mit der Kühnheit des Genies den Feindesmassen entgegenstellen wollte, schlug, der zweite an seinem Pulverwagen, die Straße nach Vitry-le-Français ein.

Da unsere Personen dem Leser bereits bekannt sind, brauchen wir keinen Versuch zu machen, um den Schmerz zu schildern, als Bastian zurück kam und die schlimme Nachricht brachte, daß Ehrlich trog dem Unfalle, der ihn betroffen, für den Kriegsdienst tauglich befunden worden sein. Nicht die Waffengattung, in

welcher Ehrlich dienen sollte, erhöhte den Schmerz der Familie wie in den Augen Bastians. Da Ehrlich das Dorf verließ, was kam auf die Waffengattung an, in welcher er diente? Mußten nicht alle Waffengattungen in jenen Tagen der Vernichtung gleich gefahrvoll sein?

Seltsam! Madelaine, die arme Mutter, welche der Schlag am schmerzlichsten traf, wurde in ihrem Unglück durch ein anderes Unglück aufrecht erhalten, denn sie fühlte, daß sie nicht allein ihrem Sohne angehöre, sondern daß auch der arme Großvater, den der Schlag ebenfalls so hart getroffen, Ansprüche an sie habe.

Den Vater Kleine peinigte, wie Ehrlich richtig voraussah, vorzugsweise der Gedanke, daß sein armes Feld vernachlässigt werde. Bastian, der viele Freistunden hatte, hätte sich ihm gern zur Verfügung gestellt, aber Bastian verstand wenig von der Feldwirtschaft und unmöglich konnte man ihm das Feld überlassen, welches bis dahin so gepflegt und gehätschelt worden war, daß es sicherlich gleich an der plumpen Behandlung durch Bastian merken mußte, es werde nicht mehr von seinem geduldigen und zärtlichen Herrn bestellt.

Zum Glück war der Nachbar Mathieu da. Er bewirtschaftete hundert bis hundertundfünfzig Morgen und ging also sicherlich nicht zu liebevoll und schonend mit dem Felde um wie Vater Kleine, aber er verstand die Sache doch. Er war ein tüchtiger Kämpe, der es

oftmals mit widerspenstigem Boden zu tun gehabt, aber durch Willenskraft, durch Gewalt, man könnte fast sagen durch Drohungen, jeden Widerstand gebrochen hatte.

Was also das Feld des Vaters Kleine dieses Jahr nicht gutwillig geben wollte, mußte es hergeben und man hatte sich um nichts zu grämen, als etwa darum, daß das arme Feld so roh und plump behandelt werde.

Die Zeit war vergangen. Sobald die verstümmelte Hand Ehrliche gestattet hatte, zu schreiben, war ein erster Brief von ihm aus Fismes angelangt. Die arme Madelaine, die ihren Sohn schon für todt gehalten, so lange sie seine Nachricht von ihm erhalten, hatte mit großer Freude dieses Schreiben empfangen. Als erkenne sie aber, daß die Liebe Ehrlichs zu ihr so groß sein, daß sie noch auf andere überfließe, daß sie folglich nicht das Recht habe, sie allein zu behalten, teilte sie zunächst. dem Vater Kleine die Nachricht mit und dann rief sie von der Tür ihres Häuschens aus Frau Marie und Mariechen herbei, während sie den Brief emporhielt, damit sie sähen, zu welchem Feste sie gerufen würden.

Frau Marie und Mariechen eilten herbei und ihnen folgte Bernhard, denn wie dieser verstanden zu haben schien, daß er Marien geschenkt worden, schien er auch zu glauben, daß er wie diese ein Recht auf seinen Anteil von den Nachrichten von seinem ehemaligen Herrn habe.

Nach dem zweiten Briefe, den wir den Lesern mitgeteilt haben, können sie wohl so ziemlich erraten, wie der erste war.

Man ließ Bastian rufen, der Alles kannte; man fragte ihn, ob er Fismes kenne, denn man wollte sich eine Vorstellung von dem Orte machen, an welchem Ehrlich sich befand.

Die geographischen Kenntnisse der drei Frauen erstreckten sich im Westen nicht über die Besitzung Vez, im Osten nicht über Villers-Cotterêts, im Norden nicht über Paille-Fontaine und im Süden nicht über Boursonnes hinaus.

Leider kannte auch Bastian Fismes nicht.

Allerdings erbot er sich, sobald er erfahren, daß der Ort nur achtzehn oder zwanzig Stunden von Haramont entfernt sein, sofort dahin sich zu begeben, um sich nach dem Befinden Ehrlich zu erkundigen und bei seiner Rückkehr die Stadt zu beschreiben.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Anerbieten nicht angenommen wurde. Die drei Frauen wußten, daß Ehrlich lebte; sie wußten, wo er sich befand; sie wußten, daß er gesund war und an sie dachte; mehr wagten sie vor der Hand von dem lieben Gott nicht zu erbitten.

Übrigens hatte Bastian, wie es Ehrlich in seinem zweiten Briefe vorausgesehen, eines Tages ein Einberufungsschreiben erhalten, da alle ehemaligen Soldaten sich wieder stellen mußten, sobald sie nicht an

einem Gebrechen litten, daß sie für den Militärdienst völlig unbrauchbar machte.

Am Tage nach der Abreise Bastians hatte Madelaine von ihren Sohne den Brief erhalten, den wir ihn in Chalons schreiben sahen.

Diesmal mischte sich in die Freude eine gewisse Angst, denn Ehrlich befand sich zwar wohl, aber er ließ seinen Brief zur Post geben, als er eben zur Schlacht aufbrach. Als man ihn las, war die Schlacht geschlagen und wer konnte wissen, was geschehen war.

Man war einstimmig der Meinung, daß man antworten und von Allem Nachricht geben müsse. Freilich war das Schreiben eine schwere Aufgabe.

Vater Kleine hatte nie mehr als seinen Namen schreiben können; Madelaine und Frau Marie machten ein Kreuz unter Actenstücke, wenn es sein mußte; nur Mariechen als Tochter des Schulmeisters hatte sonst schreiben gelernt, aber später so wenig Gelegenheit gehabt, dies Talent zu üben, daß sie es so ziemlich verlernt.

Jetzt mußte sie wohl oder übel als Sekretär dienen.

Schnell mußte geantwortet werden, denn man hoffte, wenn man den Brief nach Vitry-le-Français schicke, könne Ehrlich ihn vielleicht noch erhalten.

Mariechen holte also bei dem Krämer Papier, Tinte und eine geschnittene Feder.

Sie traf da Katharine, die dasselbe kaufte.

»Für Bastian?« fragte Mariechen.

»Für Ehrlich?« fragte Katharine.
Und Beide antworteten: »Ja!«

III.

Der Brief Mariechens.

Als Mariechen in das Häuschen zurück kam, fand sie den Tisch am Bette des Vaters Kleine bereit gestellt; die beiden Frauen saßen daran, die Eine spinnend, die Andere strickend; der kleine Peter machte in einer Ecke mit einem Fingerhute Sandhäufchen; Bernhard hatte den Kopf auf den für Mariechen bereit gestellten Stuhl gelegt, als müsse er denselben bewachen.

Kaum saß das Mädchen als auch der kleine Peter von seinem Spiele herbeikam, um zuzusehen, was seine Schwester tun werde, da er in seinem Leben noch nicht hatte schreiben sehen.

»Peter,« sagte Mariechen, »nimm Dich in Acht und rüttle nicht an dem Tische; das Schreiben wird mir immer sauer genug, wenn mich auch nichts stört.«

»Ich störe Dich nicht, ich sehe Dir nur zu.«

»Nun,« antwortete Mariechen, nachdem sie die Feder in die Tinte getaucht hatte, »da stelle Dich wenigstens etwas weiter hin.«

Der kleine Peter aber war verdrießlich darüber, daß man ihn weit fortschickte, und er stieß bei dem Fortgehen so stark an den Tisch, daß die Erschütterung sich auf den Arm Mariechens übertrug und ein großer Tintenklecks mitten auf das Papier fiel.

»Da sieh, was Du gemacht hast,« sagte Mariechen und wendete zunächst das in solchen Fällen gewöhnliche Verfahren an, — sie versuchte den Fleck abzulecken, und statt eines kleinen schwarzen entstand nun ein großer grauer Fleck. Glücklicherweise hatte das Mädchen einen solchen Vorfall vorausgesehen und mehre Bogen Papier mit sich genommen.

Sie nahm also einen andern und fragte:

»Wie fange ich den Brief an?«

»Was meint Ihr, Vater?« fragte Madelaine den Vater Kleine.

Vater Kleine befand sich auf dem Wege der Besserung und fing an zu sprechen, wenn ihm auch die Zunge noch schwer war.

»Sage ihm,« antwortete er, »gleich im Anfange, daß wir alle gesund sind. So fangen die Briefe immer an.«

»Aber, Großvater,« fiel Mariechen ein, wie kann ich denn schreiben, daß wir alle gesund sind, da Ihr doch noch im Bette liegt und gestern nicht aufstehen konntet, als Ihr es versuchtet?«

»Da hast Du Recht,« antwortete der alte Mann mit einem Seufzer. »Schreib ihm, wir wären alle gesund bis auf mich; ich wäre so krank, daß ich nicht aufstehen könnte.«

»Aber, Großvater, warum wollen wir mit etwas ans fangen, das ihm weh tun wird?« fiel Mariechen ein.

»Ja wohl,« fiel Madelaine ein, der Arme hat so schon Leid genug.«

»So schreib nun zuerst seinen Namen oben darüber,« sagte der Großvater.

»Ehrlich? « fragte Mariechen.

»Ja.«

»So ganz kurzweg?«

»Da hast Du wieder Recht,« sagte Madelaine; EhrIich kurzweg klingt sehr kalt; schreibe: liebes Kind oder mein lieber Sohn.

Mariechen machte ein Schmollgesicht, denn wenn sie so schrieb, war der Brief nur von Madelaine, da sie, Mariechen, Ehrlich doch nicht ihr »liebes Kind« ober ihren »lieben Sohn« nennen konnte.

Frau Marie erkannte das.

Wenn wir nun schrieben: lieber Freund?« meinte sie.

Dagegen sträubte sich das Herz Madelaine's.

»So schreibt man an einen einen Fremden, erwiderte sie.

»Wenn wir nun setzten: lieber Ehrlich? « fragte Mariechen.

»Das ist gut,« stimmten Vater Kleine, Mutter Madelaine und Frau Marie ein.

»Nun, so rückt etwas vom Tische ab und gebt Acht auf den kleinen Peter, damit er mich nicht stößt.«

Sie schrieb mit etwas unsicherer Hand, aber doch recht leserlich:

»Lieber Ehrlich.«

»Nun?« fragte sie.

Alle sahen einander an, denn die Herzen waren voll. Die Engel hätten sich über das freuen können, was die drei Frauen über Ehrlich fühlten, aber dies auszusprechen, verlangte eine geistige Tätigkeit.

Der Großvater unterbrach das Schweigen zuerst.

»Schreibe, Du nahmst die Feder, um ihn zu fragen, wie er sich befinde.«

Aber, Großvater, fiel Mariechen ein, da ich ihm schreibe, muß ich doch wohl die Feder in der Hand haben, und daß er sich wohl befindet, Gott sein Dank, wissen wir auch, da wir auf den Brief antworten, in dem er und seine Gesundheit meldet.«

»So schreibe, was Du willst,« antwortete der Großvater, der sich sichtbar schämte, zweimal mit vollem Rechte mit seinen Vorschlägen abgewiesen worden zu sein.

»Ich glaube auch, das wird das Beste sein;« stimmte Madelaine bei, deren Mutterherz dem Herzen des Mädchen vertraute.

»Wollt Ihr das?«' fragte Mariechen in Freude und Stolz darüber, daß sie ihren Zweck erreicht hatte.

»Ja,« antworteten alle Mitglieder des Schreiberathes.

»So will ich drüben bei uns schreiben, damit ich nicht gestört werde wie hier. Wenn der Brief fertig ist, bringe ich ihn Euch und Ihr laßt ausstreichen oder dazusetzen, was Ihr wollt.«

»So gehe.«

Mariechen, der nur Bernhard folgte, ging in das Häuschen an der andern Seite der Straße, nahm Papier, Tinte und Feder mit dahin und schloß die Tür zu.

Nach einer halben Stunde. kam sie wieder, die vier Seiten des Papiers waren voll beschrieben, allerdings weil manche Buchstaben sehr groß geraten, weil sie viele Absätze gemacht und auch keineswegs immer in gerader Linie geblieben war.

Alle standen auf, als sie eintrat und alle riefen: »lies vor!«

Mariechen las mit unsicherer Stimme und wie ein Schriftsteller, der deß Erfolges nicht sicher ist:

»Lieber Ehrlich!

»Wir Frauen freuten uns alle sehr über deinen Brief . . . «

»Und ich?« fiel Vater Kleine ein; habe ich mich denn nicht auch gefreut? Sie vergessen mich, als wäre ich schon todt.«

Mariechen strich das Wort »Frauen« aus und las:

»Lieber Ehrlich!

»Wir freuten uns alle sehr über deinen Brief, zuerst weil wir daraus erfuhren, daß Du Dich wohl befindest und dann, weil Du und noch so lieb hast, wie wir Dich lieb haben. Es war der zweite Brief von Dir, aber da im Hause Niemand schreiben kann

als ich ein klein Bisschen, wie Du stehst, getrauten wir uns nicht, Dir auf den ersten zu antworten. Heute aber, damit Du nicht etwa glaubst, wir antworteten aus Gleichgültigkeit nicht, schreibe ich Dir, um Dir zu sagen und zu wiederholen, lieber Ehrlich, daß wir Dich von ganzem Herzen lieb haben.«

Mariechen hielt ganz bewegt inne.

»Ist es so recht?« fragte sie.

»Ja, ja,« antworteten Alle und Mariechen fuhr ermutigt fort:

»Du hast ganz Recht, wenn Du glaubst, lieber Ehrlich, daß wir viel gelitten und viel geweint haben; da Du aber sagst, wir sollten auf den lieben Gott vertrauen, so wollen wir versuchen, nur an den glücklichen Augenblick Deiner Rückkunft zu denken.

»Bastian ist, wie Du vermutetest, gestern abgereist und auch nach Chalons. Wenn wir gewußt hätten, daß Du in dieser Stadt wärst, würden wir ihm einen Brief oder doch Grüße an dich mitgegeben haben; aber wir wußten gar nichts von der Stadt, nicht einmal den Namen. Wer weiß auch, ob er sich unter so vielen Leuten gefunden hätte.

»Es freut mich sehr, daß Du nicht allein in unserer Lieben Frau von Liesse gewesen bist; mit ist's jetzt, als könnten wir jetzt nur zusammen zu der

heiligen Jungfrau gehen und wir wollen auch gleich geben, wenn Du wieder zu uns gekommen bist.

»Wenn Du meinst, Du wolltest dahin gehen, um sie zu bitten, daß ich dich immer lieb hätte, so ist das nicht nötig, mein lieber Ehrlich; ich werde dich auch so immer lieb haben.«

Mariechen hielt zum zweiten Male an, aber ohne die Augen aufzuschlagen, denn sie fand, daß das, was sie geschrieben, sehr keck sein.

Da Niemand lesen konnte, hätte sie diesen Satz übergehen können, als sein er gar nicht da, aber das Mädchen war eines solchen Betruges nicht fähig.

Übrigens hatten in den beiden Häuschen Ehrlich alle so lieb, daß Niemand sich darüber verwunderte, daß Mariechen versprach, ihre Liebe werde kein Ende haben.

Alle schenkten also auch diesem Teile des Briefes ihren Beifall und Mariechen las weiter:

»Das Ende deines Briefes beunruhigt uns sehr, wie Du denken kannst, da es uns meldest, Du zögest auch in die Schlacht. Als ich bei den Krämer Tinte, Papier und eine Feder holte, begegnete ich dem Kirchendiener und empfahl ihm eine Messe für morgen, ohne daß ich Mutter Madelaine und Mutter Marie etwas davon gesagt.«

»Liebes Mariechen!« riefen die beiden Frauen ihr zu.

»Ach, mein Gott,« fiel diese ein, und da habe ich geschrieben, ich hätte Euch nichts davon gesagt!«

»Es schadet nicht, denn Du hast nur getan, was ich tun wollte,« sagte Madelaine.

Mariechen las weiter:

»Wir hoffen auch, daß Du Dich recht schonen wirst, und übrigens haben wir uns bei Bastian erkundigt, der uns sagte, die Trainsoldaten wären nicht so ausgesetzt wie die Grenadiere und Husaren, welche gewöhnlich jeden Sieg entschieden; deshalb, meinte er, wären sie auch in der Armee weniger geachtet als die Grenadiere und besonders die Husaren. Aber das ist uns sehr gleichgültig, lieber Ehrlich, wenn Du nur gesund und wohl zu uns zurückkommst.

»Das wünschen wir Alle vom Grunde des Herzens und wir wünschen Dir auch wohl zu leben, besonders aber Dich bald wieder zu sehen.

»Für den Großvater, für Mutter Madelaine, für Mutter Marie und für den kleinen Peter

dein Mariechen, die Dich lieb hat.«

»Mein Gott,« sagte Frau Marie mit Tränen, in den Augen, wo hat das Mädchen das her?«

»Ich weiß es,« antwortete Madelaine, indem sie die Hand auf das Herz legte.

»Wartet, es sind noch ein paar Zeilen«, sagte Mariechen.

»Bernhard befindet sich wohl; er hebt den Kopf empor und wedelt mit dem Schwanze, so oft dein Name ausgesprochen wird; er weiß also, daß man von Dir spricht.

»Der Graue und der Faule scheinen sich sehr zu wundern, daß sie Dich nicht sehen und Niemanden mehr haben, mit dem sie sprechen können. Manchmal geben sie so traurige Töne von sich, daß sie einem in das Herz schneiden.

»Die schwarze Kuh hat ein scheckiges Kalb gebracht, daß wir an den Metzger in die Stadt verkauft haben für 30 Francs. Darum konnte ich auch sechs Wochen lang nicht alle unsere Kunden befriedigen. Alle aber, die keine Milch von und bekamen, versprachen mir wieder zu kommen, sobald ich wieder genug brachte, weil unsere Milch die beste wäre.

»Morgen, wenn ich in die Stadt gehe, nehme ich den Brief mit zur Post.

»Auf Wiedersehen, noch einmal, lieber Ehrlich, und der liebe Gott behüte Dich.

»Amen!« wiederholten Vater Kleine, Madelaine und Frau Marie.

Während der Brief Mariechens, den sie am nächsten Tage zur Post gab, Ehrlich nachgeschickt wurde, den er nicht einholen sollte, kam Napoleon mit Tagesanbruch in Vitry-le-Français an, begann den Kampf zwischen dieser Stadt und Saint-Dizier, trieb drei Stunden lang den Feind vor sich her und zog gegen zehn Uhr Vormittags in Saint-Dizier ein, das schon zwei Tage vom Feinde besetzt gewesen war.

Das Staunen der Einwohner war groß, denn seit drei Tagen hörten sie die Russen in französischer Sprache versichern, Napoleon sein verloren, binnen acht Tagen würden die verbündeten Heere unter den Mauern von Paris lagern; Frankreich würde geteilt, wie sonst England nach den sächsischen und bretagnischen Eroberungen, und mit einem Mal sahen sie mitten unter Fliehenden, in einer Rauchwolke, welche das Donnern der Kanonen und das Knattern des Kleingewehrfeuers zerriß, ruhig und unbeweglich auf seinem Schimmel den Mann erscheinen, den sie bereits für gefangen, besiegt, todt hielten und der dann mit seiner Stimme sagte, die nie ein Gefühl seines Herzens verriet:

»Seid ruhig, Kinder, ich bin da.«

Und die Leute, welche wie Vieh vor den Lanzen der Kosaken hergejagt worden waren, erhoben nicht bloß ein Freudengeschrei, sondern enthusiastische Ausrufungen. Selbst Ehrlich, der hinter dem Retter

ankam, selbst Ehrlich, der sonst immer das Wahre und Richtige sah, empfand jene glühende Bewunderung, welche selbst die Gegner dieses Manne8 zwang, sich vor ihm zu beugen.

Zwischen Vitry und Dizier hatte Ehrlich zum ersten Male das Pfeifen der Kugeln gehört und bei diesem ersten eisernen Hagel sich bekreuzigt und leise gebetet, was das Lachen seines Kameraden erregte, der auf dem Sattelpferde des vorderen Gespannes ritt. In den Augenblicke aber, als derselbe lachte, riß ihn eine Kanonenkugel in zwei Stücke, und ein anderer Soldat, der nichts gesehen hatte, als den Sturz seines Kameraden, nahm dessen Platz ein, ohne im mindesten Lust zum Lachen zu haben.

Ehrlich hatte bloß gesagt:

»Herr, mein Gott, nimm seine Seele auf!«

Bald aber hatten sich Fälle gleich dem, welcher Ehrlich in das Soldatenleben einweihte, so zahlreich und schnell hinter einander wiederholt, daß er keine Zeit hatte, etwas darüber zu sagen und sich begnügen mußte, Todte und Verwundete mit Staunen fallen zu sehen, das freilich so groß war, daß er nicht daran dachte, auch ihm könne etwas Ähnliches geschehen.

Was er anfangs dem Staunen verdankte, bewirkte bald ein Mut oder vielmehr sein Vertrauen auf Gott.

Napoleon seinerseits hatte den ganzen Tag damit verbracht, an Ort und Stelle genauere Erkundigungen

einzuziehen, als es ihm in Chalons möglich geworden war.

Das feindliche Corps, mit dem man sich geschlagen hatte, gehörte zu der preußischen Armee unter Blücher. Das russische Corps, das weiter vorne war, mußte sich in diesem Augenblicke bei Brienne befinden und auf Troyes marschieren, um den Österreichern die Hand zu reichen.

Napoleon begann an sein Glück nicht mehr zu glauben und an seinem Genie zu zweifeln.

IV.

Was Ehrlich, widerfuhr, als er den Kaiser zum dritten Male sah.

Der Name Brienne klang angenehm in dem Ohre Napoleons. Da war seine Jugend ungekannt vergangen, da hatte er seine ersten Studien gemacht. Da, wo der Adler aufgeflogen, soll er wieder herabkommen. Nach so vielen Unfällen ist ihm das Geschick eine Entschädigung schuldig. Von Brienne will er seinen ersten Sieg von 1814 datieren.

Napoleon befiehlt durch den Wald von Montier-en-Der nach Brienne zu marschieren.

Man hofft den Feind da zu überrumpeln.

Ein Offizier aber, den Napoleon an Mortier schickt, um ihm Befehl zu geben, sich ihm zu nähern, wird von den Preußen gefangen und seine Depeschen melden Blücher die Ankunft Napoleons.

Der Feind, den man zu überrumpeln hofft, erwartet die Franzosen und man schlägt sich zwei Tage.

Der erste Tag wirft ohne Erfolg auf jeder Seite dreitausend Mann auf dem Schlachtfelde nieder.

Am zweiten muß sich Napoleon zurückziehen und viertausend Todte mehr in jener Ebene liegen lassen, dem Schauplatze seiner Jugend, und verliert, von dem

Schicksale verlassen wie von dem Glücke und seinen Genie, dreitausend Gefangene wie 54 Geschütze.

Wegen des Einflusses, den unser junger Soldat über die Tiere erlangt, scheinen die Pferde, die Ehrlich lenkt, unermüdlich zu sein und die Batterie, zu welcher er gehört, ist eine von denen, welche dem Rückzuge nach Troyes folgen kann.

Ehrlich wird in dem Wirbel mit fortgerissen. Napoleon verschwindet von Zeit zu Zeit, dann plötzlich erscheint er an einem unerwarteten Punkte wieder, die Kanonen donnern und ein Siegesruf erschallt.

Champaubert! Montmirail! Chateau-Thierry! Montereau! In zehn Tagen hat Napoleon dem Feinde 90,000 Mann getötet.

Aber überall, wo Napoleon nicht selbst ist, fehlt auch das Glück; hinter ihm sammelt sich der Feind wieder und obgleich immer besiegt, rückt er doch immer vor. Die Engländer sind in Bordeaux eingerückt, die Österreicher haben Lyon und die Überreste der Armeen, welche er geschlagen, vereinigen sich zu Heeren, die dreimal stärker sind als das seinige. Dreimal entschlüpfen ihm die Preußen, die er in seiner Gewalt zu haben glaubt; das erste Mal am linken Ufer der Marne, weil ein plötzlicher Frost den Schmutz härtet, in dem sie stecken bleiben sollten; das zweite Mal bei Soissons, das ihnen einen Durchgang in dem Augenblick öffnet, als er sie an die Mauern zu drängen glaubt; das dritte Mal in Montereau durch den Fehler

Victor's, der eine Stunde zu spät kommt und ihnen die Brücke überläßt, welche er halten sollte. Alles das entgeht ihm nicht. Er fühlt, daß trotz seinen Anstrengungen Frankreich seinen Händen entgleitet. Wenn er aber auch nicht mehr hofft, einen Thron da sich zu erhalten, will er wenigstens ein Grab daselbst erlangen. In Montereau wird er wieder gemeiner Artillerist, richtet die Kanonen, bleibt unter den Kanonen und hofft immer, aber vergebens, es werde eine darunter für ihn sein, wie es eine für Lannes, für Duroc, für Bessières gegeben. Bei Arcis-sur-Aube fällt eine Bombe vor ihn nieder und treibt sein unter ihm zitternde Pferd zurück, die Bombe platzt, bestreut ihn mit Erde und zerreißt sein Pferd, ohne ihn zu berühren. Bei Laon endlich, wo er hunderttausend Mann mit dreißigtausend angreift, gelangt er bis zu halber Kanonenschußweite vor den Feind mit einer fliegenden Batterie, stellt sie unter dem Feindlichen Feuer selbst auf und als er hinzutritt; um mit einem jungen Soldaten zu sprechen, dessen Gesicht ihm bekannt ist, den er schon mehrmals ruhig und lächelnd in der Gefahr gesehen hat, fällt eine Bombe in den Pulverwagen, den der junge Soldat führt, gerade in dem Augenblicke, als derselbe angestiegen ist, um den Wagen zu öffnen. Der Pulverwagen fliegt auf und umhüllt ihn und sein Pferd mit einem Krater von Flammen und Rauch, der alles umher verzehrt und ihn allein verschont.

Der Tod will ihn offenbar nicht.

Endlich, nachdem er Löwensprünge von Meru-sur-Seine nach Craone und Reims und von Reims nach Saint-Dizier gemacht hat, meldet man ihm in Troyes, daß die Preußen und Russen, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, gegen Paris rücken.

Alsbald bricht er auf; am 1. April kommt er in Fontainebleau an, er setzt die Reise fort und erfährt bei dem Pferdewechsel in Fromenteau, daß seit dem Morgen der Feind die Hauptstadt inne bat.

Nun blieben ihm drei Wege übrig.

Er hat unter seinem Befehle noch fünfzigtausend Soldaten, die tapfersten und ergebensten von der Welt, die dicht gedrängt um ihn stehen. Nicht um ihrer sicher zu sein, sondern um von ihrem Mute und ihrer Ergebenheit Früchte zu ziehen, mußten die alten Generale, die Alles zu verlieren hatten, durch junge Oberste ersetzt werden, die alles zu gewinnen hatten. Auf seinen noch mächtigen Ruf konnte das Volk aufstehen, aber dann war Paris geopfert, denn aller Wahrscheinlichkeit nach steckten die Verbündeten bei ihrem Abzuge Paris in Brand, und eine Zerstörung dieser Hauptstadt, des großen Mittelpunktes der Intelligenz, der Aufklärung, der Zivilisation, war die Enthauptung Frankreichs.

Nur die Russen vermochten sich durch ein solches Mittel zu retten. Moskau war ohne Nachtheil verbrannt worden, denn Moskau war eben nur — Stein und Holz.

Oder Napoleon erreichte mit den ihm gebliebenen 50,000 Mann Italien, das Land seiner alten republikanischen Siege und zog die 25,000 Mann Augereau's, die 18,000 Mann des Generals Grenier, die 13,000 Mann des Marschalls Guichet und die 29,000 Mann des Marschalls Soult an sich. In Italien fand er Eugen mit etwa auch 50,000 Mann, und so blieben ihm noch immer fast 200,000 Mann. Freilich blieb Frankreich unterdes besetzt; es bildeten sich neue Interessen und die alten schwanden. Nach drei Monaten und drei Monate wenigstens brauchte er zu dieser Operation mußte es gewiß fast erobert werden.

Es blieb also übrig sich hinter die Loire zurückzuziehen und einen Parteigängerkrieg zu beginnen, eine kaiserliche Vendée zu schaffen. Freilich sehr armselig nach den Feldzügen in Italien, Preußen und Österreich.

Es erschien eine Proklamation der Verbündeten, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hindernis des allgemeinen Frieden sein.

Diese Erklärung Iieß dem Manne, welcher deren Gegenstand war, nur zweierlei übrig:

entweder aus dem Leben zu gehen wie Hannibal oder —

von dem Throne zu steigen wie Sylla.

Er entschied sich für das Erstere.

Aber das Gift von Cabanis war wirkungslos, der letzte Verrat, dessen Opfer er sein sollte. Der Tod

verriet ihn wie einer seiner Diplomaten oder Marschälle.

Da griff er denn nach dem zweiten Auswege und schrieb auf ein (jetzt verloren gegangenes) Stückchen Papier die folgenden Zeilen, die wichtigsten vielleicht, welche eine Menschenhand jemals geschrieben hat:

»Da die verbündeten Mächte erklärt haben, der Kaiser Napoleon allein stehe der Wiederherstellung des Friedens in Europa hindernd entgegen, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Schwure getreu, daß er für sich und seine Erben dem Throne Frankreichs und Italiens entsagt, weil er jedes persönliche Opfer, selbst das seines Lebens, für Frankreich bereitwillig bringt.«

Es lag in dieser Entsagung allerdings etwas Großartiges, — vielleicht war es aber auch einfach bloß Überdruss und Ermattung.

Die Kunde von allen diesen Ereignissen, welche für die Bewohner unserer beiden Häuschen keine andere Wichtigkeit hatten als nach ihrem Einflusse auf das Schicksal Ehrlichs, war ihnen geschwächt und verstellt zugekommen. Einmal aber hatten sie die Kanonen in Neuilly-Saint-Front, ein anderes Mal in Chateau-Thierry, dann in la Ferté-sous-Jouarre und endlich in Maux gehört und die Kanonen zogen weiter und weiter gegen Paris.

Jeder dieser Kanonenschüsse hatte ein Echo in ihrem Herzen gefunden, denn ein jeder konnte der Tod Ehrlich sein.

Eines Tages hatten sie das ganze Armeecorps des Herzogs von Treviso auf der Flucht vorüberziehen sehen.

Sie hatten gehört, der Marschall habe sich in Villers-Cotterêts seine Geschütze nehmen lassen.

Seine Geschütze! Vielleicht war Ehrlich auch bis daher gekommen! Vielleicht war er einmal nur eine Stunde von Haramont entfernt gewesen? Vielleicht war er gar in die Hände der Feindes gefallen!

Zweimal hatten sie Nachricht von ihm erhalten, einmal von Montereau, nach der Schlacht. Er war einer jener unerschrockenen Soldaten gewesen, welche die Geschütze bedient, mit denen der Kaiser, der auch wieder Soldat geworden, die Würtemberger auf der Brücke und in den Straßen von Montereau niedergeschmettert hatte.

Da hatte er ihn Halblaut jene charakteristischen Worte sprechen hören, während er die Kanonen richtete, die Tod und Verderben unter dem Feinde verbreiteten:

»Bonaparte, rette Napoleon!«

Bonaparte aber, der stark genug gewesen war, 1796 Frankreich zu retten, war zu schwach, um 1814 Napoleon zu retten.

Ein anderer Brief war von Chateau-Thierry gekommen. Ehrlich war bis dahin, wie durch ein Wunder, verschont geblieben; alle seine Kameraden um ihn her waren verwundet oder gar getötet worden und

drei Pferde unter ihm selbst gefallen. Napoleon hatte ihn bemerkt und zu ihm gesagt:

»Zweimal nun finde ich Dich mitten im Feuer ruhig und gelassen wie einen alten Soldaten. Treffe ich Dich zum dritten Male, so erinnere mich daran, daß ich Dir das Kreuz schuldig bin.«

Das war ein schönes Versprechen und Ehrlich hatte es stolz noch denselben Abend nach Hause gemeldet. Alle in den beiden Häuschen hatten sich in dem Gedanken gefreut, daß Ehrlich wohl mit dem Ehrenkreuze zurückkommen könne, wenn er den Kaiser zum dritten Male sähe. Nur Madelaine mit ihrem von traurigen Ahnungen erfüllten Mutters herzen hatte den Kopf geschüttelt und gesagt:

»Ach, sie sehen einander nur unter Kugeln! Was wird geschehen, wenn sie einander zum dritten Male treffen?

Dann hatte man nichts mehr von Ehrlich gehört.

Einige Tage nach dem Briefe aus Chateau-Thierry, den Madelaine erhalten, empfing aber Katharine einen Brief von Bastian, den ein Kamerad desselben geschrieben hatte, weil Bastian unter dem Vorwande, daß ihm ja an der rechten Hand zwei Finger fehlten, nie selbst schrieb, obgleich er, seiner Behauptung nach, vor den Kugeln von Wagram beinahe so gut wie der ehemalige Schulmeister von Haramont geschrieben hatte.

Bastian hatte Ehrlich zweimal gesehen, einmal in Troyes in der Champagne, und einmal in Craone.

Sie hatten einander herzlich die Hand gereicht, aber bald sich trennen müssen, da Husaren und Trainsoldaten gewöhnlich nicht bei einander sind.

Der Brief Bastians war vom 7. März Abends datiert.

Seit dieser Zeit hatte man nichts wieder von Bastian oder von Ehrlich gehört.

Man hatte die Absicht gehabt, einen zweiten Brief an Ehrlich zu schreiben, der aber wahrscheinlich nicht einmal den ersten empfangen, der nach Vitry geschickt worden war, so gab man diese große Geistes- und Herzendanstrengung als doch wohl nutzlos auf.

Später war das geschlagene ganze Corps des General Mortier durch Villers-Cotterêts und Bauciennes gezogen.

Noch später hatte man fremde Uniformen gesehen und eine fremde Sprache gehört.

Eines Tages donnerten die Kanonen im Westen und am Tage darauf riefen die Fremden freudig: Paris! Paris!

Darauf hatten die Zeitungen gemeldet, daß das *corsische Ungetüm* endlich von dem Throne gestürzt sein, daß er eigentlich nie Napoleon, sondern Nicolaus geheißen und daß man ihm aus besonderer Gnade eine kleine Insel im Mittelmeere als Aufenthalt angewiesen habe.

Diese Insel war die Insel Elba.

Die Bourbons folgten ihm auf dem Throne und unsere guten Freunde, die Russen, die Preußen, die

Österreicher, die Würtemberger, die Sachsen, sollten drei oder vier Monate in Frankreich bleiben, das heißt, so lange als man zur Befestigung des neuen oder vielmehr des alten Thrones für nötig hielt.

Alles die war, wie bereits erzählt, den Bewohnern der beiden Häuschen nur undeutlich zu Ohren und zu Gesicht gekommen.

Sie kümmerten sich wenig darum, ob der ehemalige Kaiser Napoleon oder Nicolaus, der Löwe der Wüste oder der Besieger der Völker genannt werde.

Was die Insel Elba sein, wußten sie gar nicht.

Sie wußten kaum, was die Bourbons waren.

Pater Kleine wußte, daß die Russen auf seinem von dem Nachbar Mathieu wohlbestellten Felde ein Lager gehabt hatten und auf eine Ernte in diesem Jahre nicht zu rechnen war.

Madelaine, Frau Marie und Mariechen wußten, daß sie seit länger als einem Monate keine Nachricht von Ehrlich erhalten hatten.

Auch von Bastian war alles still. Freilich war die Post etwa vierzehn Tage lang ganz unterbrochen gewesen, und seit kaum acht Tagen erst wieder im Gange. Die Ruhe und Ordnung kehrte allmählich überall wieder zurück, aber Mariechen hatte es doch noch nicht gewagt, wieder mit Milch in die Stadt zu fahren. Es schickte sich nicht für ein junges und schönes Mädchen, sich in die Bivouaks zu wagen, welche die Ebene bedeckten, und in die Stadt zu geben,

die voll von Soldaten war, abgleich der General Sacken, der Kommandant des unermeßlichen Armeecorps, das sich von Laon bis zu den westlichen Grenzen des Departements Aisne erstreckte, die strengsten Befehle gegeben hatte.

An Bernhard hatte man etwas bemerken können, daß er nämlich am Vormittage des 8. März sehr unruhig gewesen war, gegen ein Uhr etwas zu wittern geschienen, sich nach Osten hin gewendet und dreimal geheult hatte, was die armen Frauen an das fast ähnliche Geheul erinnerte, welches er an dem Tage ausgestoßen, als Ehrlich sich den Finger abgeschnitten hatte.

Der Faule, der Graue und die schwarze Kuh hatten auf dieses Geheul geantwortet, jedes in seiner Weise.

Den ganzen Tag über war man sehr besorgt gewesen, Bernhard dagegen an diesem Tage so wie an den folgenden traurig, wenn auch ruhig.

Madelaine schüttelte traurig den Kopf.

»Es ist dem Ehrlich ein Unglück widerfahren,« sagte sie; er leidet und Bernhard weiß es.

Frau Marie und Mariechen suchten sie zu beruhigen, aber ihre Tröstungen blieben um so wirkungsloser, als sie im Grunde dasselbe fürchteten.

Eines Morgens endlich, am 3. Mai, stand Mariechen gedankenvoll auf der Türschwelle, als sie den Briefboten von dem Dorfe her kommen sah.

Kam er zu den beiden Häuschen oder ging er nach dem kleinen Schlosse des Fossés?

Das Herz des Mädchens klopfte ungestüm.

Aber ihre Ungewißheit währte nicht lange; der Briefbote sah sie und hielt ihr einen Brief entgegen.

Mariechen stieß da einen Freudenschrei aus und lief dem Boten entgegen.

»Ein Brief! Ein Brief von Ehrlich,« rief sie aus, »nicht wahr?«

»Ob er von Ehrlich ist, weiß ich nicht, « sagte der Bote, »aber er kommt von Laon.«

»Geben Sie Her!«

»Da. Ich bekomme zehn Sous.«

Mariechen suchte in ihrer Tasche die zehn Sous zusammen, gab sie dem Boten und besah dann die Aufschrift des Briefes.

Sie war von einer fremden Hand geschrieben.

Da indes in dem Briefe noch ein anderer zu liegen schien, sie auch allein lesen konnte und jedenfalls den Auftrag erhielt, ihn vorzulesen, so erbrach sie ihn.

In dem ersten Briefe lag wirklich ein zweiter mit der Aufschrift:

Für Mariechen allein.

Diese drei Worte waren von der Hand Ehrliche, aber so seltsam geschrieben, sogar nicht in einer Linie, daß sie Mariechen keineswegs beruhigten, sondern erschreckten.

In diesem Augenblicke erschien Madelaine auf der Schwelle.

»Ein Brief! Ein Brief, nicht wahr?« fragte die arme Mutter.

Mariechen versteckte geschwind den für sie allein bestimmten Brief in ihrem Busen, dann trat sie rasch hinzu und antwortete:

»Ja, ein Brief! Aber ich weiß nicht, ob er von Ehrlich ist.«

»Ist er schwarz gesiegelt?« fragte die arme Mutter. »Nein, rot,« sagte Mariechen.

»Gott sein Dank!« entgegnete Madelaine. »So meldet er mir doch gewiß nicht den Tod meines Sohnes.«

Beide gingen in das Häuschen hinein und man fand da den Großvater so weit aus dem Bett herausgebeugt, daß. er fast herausfallen mußte.

Er hatte auch den Ruf gehört: »ein Brief! ein Brief!

Auch Frau Marie hatte ihn von ihrem Garten aus gehört, und da sie auch mit dem kleinen Peter herbei kam, so war die ganze Familie beisammen, um den Brief vorlesen zu hören.

Mariechen begann:

»Meine gute; liebe Mutter . . . «

Ach,« sagte Madelaine, wenn der Brief auch nicht von ihm geschrieben, er ist doch von ihm.«

»Warum schreibt er nicht selbst?« fragte Frau Marie.

»Das werden wir wohl erfahren,« antwortete Mariechen und sie las:

»Meine gute, liebe Mutter!

»Erschrecke nicht zu sehr, wenn Du siehst, daß der Brief, den Du bekommst, nicht von mir selbst geschrieben ist. Ich leihe mir die Hand eines Freundes, um Dir und Euch Allen Nachricht von mir zu geben und Euch zu sagen, daß in der Schlacht von Laon in dem Augenblicke, als der Kaiser auf mich zukam, wahrscheinlich weil er sich an sein Versprechen erinnerte, wenn er mich das dritte Mal sähe, eine Bombe meinen Pulverwagen in die Luft sprengte. In einer Wolke von Feuer und Rauch fiel ich ohnmächtig und wie todt nieder. In einem Augenblicke verschwand Alles vor meinen Augen und ich sah und hörte nichts mehr.«

»Mein Gott, mein Gott!« jammerte Madelaine.

»Armer Ehrlich!« sagte Mariechen, indem sie sich die Tränen abwischte, welche ihre Augen benetzten, so daß sie nicht lesen konnte.

»Ließ nur weiter,« sagte Vater Kleine und Mariechen fuhr fort:

»In der Abendkühle kam ich wieder zu mir; man begrub die Toten und schaffte die Verwundeten fort. An meinem Wehklagen hörte man, daß ich nicht todt war und man brachte mich in das Hospital. Erst da

bemerkte ich, daß das Feuer besonders meine Augen beschädigt hatte, und ich der Gefahr ausgesetzt war, blind zu werben.

»Blind zu werden? Mein armes Kind!« rief Madelaine aus.

»Warten Sie doch, « fiel Mariechen aus. »Er ist's ja nicht geworden, es war nur zu fürchten.«

»Du hast Recht. Lies weiter.«

»Ja, lies weiter!« wiederholten alle in ängstlicher Spannung.

»Seit dieser Zeit hat man mir die Augen verbunden, denn der Arzt sagt, das sein zu meiner Heilung nötig, aber trotz seinem Zureden fürchte ich sehr, nie wieder so zu sehen wie vorher. —

Blind! Blind! Mein armes Kind ist blind!« jammerte Madelaine händeringend.

»Aber um Gottes Willen«, entgegnete Mariechen. »Fassen Sie doch Mut, Mutter Madelaine; ich weiß wohl, daß er sagt, er fürchte, nie wieder so gut zu sehen wie sonst, aber er sagt doch nicht, daß er blind sein.«

Aber während sie die Mutter zu trösten suchte, brach sie selbst in Tränen und Schluchzen aus.

Frau Marie war auf einen Stuhl gesunken, Mariechen aber las weiter:

»Aber, meine gute, liebe Mutter, verzweifle nicht, denn es kommt mir vor, als gehe es besser und wenn

Ihr für mich betet, wenn es dem Herrn gefällt, werde ich genesen.«

»Ich möchte Euch auch von Bastian Nachricht geben können, aber die, welche ich erhalten habe, sind sehr traurig. Ein Husar, der wie ich im Hospital ist und zu dem Regimente Bastians gehörte, hat ihn bei einem Angriffe nach einem Hiebe an den Kopf fallen sehen. Nach dem vielen Blute, das über sein Gesicht gelaufen, glaubt er, die Stirne möge ihm zerhauen worden sein.«

»Man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist.«

»Wenn er todt sein sollte, so gibt es einen tapferen Soldaten und braven Menschen weniger. Da er uns wirkliche Dienste geleistet hat, so hoffe ich, meine gute, liebe Mutter, Ihr Alle werdet ihn in eurem Gebete nicht vergessen.

»Lebe wohl, meine gute, liebe Mutter, und laß mir durch Mariechen in das Hospital zu Laon schreiben. Der Brief wird zu mir kommen und mir große Freude machen, wenn ich ihn auch nicht selbst lesen kann.

»Ich küsse Dich liebevoll in Gedanken und bitte Dich, in meinem Namen auch Frau Marie;

Mariechen und den kleinen Peter zu küssen, den Großvater aber um seinen Segen für mich zu bitten.

»Dein Sohn,

»Ehrlich.«

Nach dem Namen, den Ehrlich selbst geschrieben hatte, folgten als Nachschrift zwei Zeilen von der Hand, die den Brief geschrieben. Sie lauteten:

»Du siehst, meine gute, liebe Mutter, daß ich selbst unterschreiben konnte, daß also noch nicht Alles verloren ist.«

Der in Angst und Besorgnis begonnene Brief endigte mit Tränen. Die drei Frauen weinten und der Großvater hatte sich wieder in sein Bett zurück gelegt.

Am meisten aber weinte Mariechen, obgleich sie die Tränen verbarg, denn sie dachte mit Schrecken an den zweiten Brief gegen den ihr Herz schlug und der aller Wahrscheinlichkeit nach die Wahrheit enthielt, welche Ehrlich seiner Mutter zu melden nicht gewagt hatte.

Da sie also sobald als möglich die Wahrheit erfahren wollte, wie sie auch lauten mochte, sagte sie zu Madelaine:

»Nun, guten Mut, Mutter Madelaine. Da Ehrlich den Brief unterschrieben hat, kann er nicht ganz blind sein. Wenn er es nicht ist, wird er es auch nicht werden. Ich,« — und sie versuchte zu lächeln — ich habe gute Hoffnung und um es Euch zu beweisen« — sie suchte

einen Vorwand, um sich zu entfernen — »will ich Gras für unsere Kuh holen. Beten Sie für ihn, wie er bittet. Ich will arbeiten, da der Herr Pfarrer sagt, arbeiten sein auch beten.«

Sie heuchelte eine Heiterkeit, die gar fern von ihrem Herzen war, nahm die Sichel, ging so schnell als möglich nach dem nächsten Punkte des Waldes, wo sie gewöhnlich das Gras für ihre Kuh holte, und schob ihr Wägelchen mit der Kraft vor sich her, welche große Aufregung gewöhnlich gibt.

Kaum hatte sie die ersten Bäume erreicht, so nahm sie zitternd den Brief aus dem Busen und erbrach das Siegel . . .

V.

Der Passierschein.

Nachdem sie sich umgesehen, ob sie auch ganz allein sein, las Mariechen:

»Diesen Brief wollte ich ganz selbst schreiben, mein liebes Mariechen, wie schwer es Dir auch werden wird, ihn zu lesen, denn ich habe Dir Dinge zu sagen, die nicht durch die Feder eines Andern gehen dürfen.«

Diese Zeilen sowie die folgenden waren wirklich kaum zu lesen, da die Buchstaben und die Zeilen untereinander liefen.

»Armer Ehrlich!« flüsterte Mariechen, die bei dem Anblick dieser traurigen Anordnung Alles erriet.

Seufzend las sie weiter:

»Mariechen, ich habe es meiner Mutter nicht zu schreiben gewagt, weil es gar zu traurig ist, Mariechen, ich bin blind.«

Mariechen stieß einen Schmerzensschrei aus; die Tränen stürzten ihr aus den Augen und obgleich sie dieselben unablässig abwischte, um weiter lesen zu können, flossen sie doch so reichlich, daß sie durch den nassen Schleier hindurch, der sich fortwährend erneuerte, nicht lesen konnte.

Endlich, durch Aufbieten ihrer ganzen Willenskraft, gelang es ihr die Tränen wenigstens in etwas

zurückzuhalten und sie las:

»Die Explosion hat meine Augen verbrannt. Ich bin blind für mein ganzes Leben. Mit den körperlichen Augen werde ich also niemals Dich, meine Mutter, Frau Marie und den Großvater wiedersehen.

»Ach, Mariechen, ich sterbe daran gewiß.«

Mariechen bemerkte nicht, daß sie laut las und bei dem Lesen schluchzte.

»Vergebens rufe ich die Ergebung herbei, die ich bei großem Unglücke in meiner Seele zu finden glaubte; es ist unmöglich und ich wiederhole immer: Unglücklicher, Du bist blind! Unglücklicher, Du wirft nie wieder sehen, nie, nie!

»Glaube aber nicht etwa nach dem, was ich Dir da sage, ich sein so selbstsüchtig, um von Dir zu verlangen, Du solltest noch an mich denken und Dich an mich gebunden glauben. Nein, Mariechen, der Frühling kommt wieder, wenn ich auch die kleinen grünen Blätter an den Bäumen und die leichten Wölkchen am Himmel nicht sehe; nein, ich fühle nur, daß die Luft lauer und duftig ist und mir Düfte zuträgt wie damals, wenn Du mir mit einem großen Blumenstrauße entgegenkamst.

»Mit den Blättern der Bäume, mit den leichten Wölkchen am Himmel, mit der milden lauen Luft kehren die Feste in unsern Dörfern zurück. Diese Feste, Mariechen, sind noch für Dich, die schönen Feste, bei denen Du so vergnügt tanztest; Du wirft wieder zu

diesen Festen gehen, Mariechen, und deine junge schöne Zeit benutzen, denn wenn Du um meinetwillen leiden und entbehren solltest, so würde ich wünschen, eine Kugel hätte mich in das Herz getroffen und man hätte auch mich in die große Grube gelegt; in welche man meine armen tobten Kameraden warf, während man mich halb ohnmächtig forttrug.

»Aber, Mariechen, eine Bitte habe ich an Dich und darum besonders schreibe ich, nicht um Dir Schmerz zu machen. Mariechen, bereite allmählich meine gute Mutter auf das Unglück vor, das uns betrifft, und sorge dafür, daß sie nicht verzweifelt. Ach mein geliebtes Mariechen,

dein armer Ehrlich

»Der Dir deine Liebe zurück gibt, aber die seinige bewahren wird bis zum Tode.«

»N. S. Wenn Du eine Gelegenheit findest, schicke mir den Bernhard; ich werde ihn brauchen, wenn ich anfange auszugehen.«

»Mein Gott, das ist des Schmerzes zu viel!« jammerte das Mädchen. Mein Gott, mein Gott, erbarme dich unser!«

Sie versuchte auf ihre Knie zu fallen, aber die Kräfte verließen sie und sie brach ohnmächtig zusammen.

Aber die warme liebliche Frühlingsluft und die Strahlen der Maimorgensonne brachten sie wieder zu sich; das Blut rann wieder durch ihre Adern; sie richtete sich auf, suchte ihre Gedanken zu sammeln, erinnerte

sich des gräßlichen Unglückes, hob den Brief auf, der ihr entfallen war, barg ihn, nachdem sie ihn geküßt, von Neuem in ihrem Busen, nahm die Sichel und hatte nach zehn Minuten ihren kleinen Wagen mit Gras gefüllt.

Sie schlug nun den Rückweg ein. Ihr Auge war stier, ihre Stirn gefalten, der Mund etwas geöffnet. Das Gras teilte sie und gab die eine Hälfte der schwarzen Kuh, die andere dem Faulen drüben in dem Häuschen des Vaters Kleine.

In dem Stübchen da waren noch alle beisammen, bis auf den kleinen Peter, der hinausgelaufen war zu Spielcameraden.

»Mutter,« sagte Mariechen, als sie in der Stube erschien, »morgen besuche ich Ehrlich.«

Frau Marie erschrak und fragte:

»Was sagst Du, mein Kind?«

Madelaine glaubte nicht recht gehört zu haben.

Vater Kleine rückte im Bette wieder vor.

»Ich sage,« wiederholte Mariechen mit derselben Festigkeit, daß ich morgen früh fortgehe, um Ehrlich zu besuchen.«

»Aber, mein Kind,« sagte Frau Marie, Laon ist sehr weit, am Ende des Departements, wie man sagt.«

»Und wär's am Ende der Welt, ich gehe.«

»Du kennst ja den Weg nicht.«

»Zu Allen, denen ich begegne, sage ich, ich will einen armen Blinden besuchen, der im Hospital zu Laon

ist, zeigt mir den Weg dahin. Und sie werden mir ihn zeigen.«

»Er ist also wirklich blind?« rief Madelaine in Verzweiflung aus.

»Ja,« antwortete Mariechen fast irrsinnig, »er ist es.«

Da fiel Madelaine vor dem Mädchen auf die Knie, faltete die Hände und sagte:

»Mariechen, wenn Du dies für meinen Sohn tust, werde ich es selbst auf meinem Sterbebette nicht vergessen.«

»Ob ich es tun werde!« entgegnete Mariechen. »Ich werde es tun, denn ich habe es vor Gott gelobt. Mutter, Madelaine, ich werbe Ehrlich wieder sehen, ich werde ihn zurückbringen oder ich sterbe bei dem Versuche.«

»Und Du bringst ihm meinen Segen, den er erbittet, der fromme Sohn,« fiel Vater Kleine ein, der mit übergroßer Anstrengung die Hände nach dem Mädchen hin ausstreckte.

Zum ersten Mal, seit er von der Lähmung betroffen war, fand der linke Arm des Vaters Kleine Leben und Bewegung wieder.

Sobald die Reise Mariechens beschlossen war — und sie war es — mußte zunächst ein russischer Passierschein erlangt werden.

Die Straßen waren mit verbündeten Truppen bedeckt und selbst mit einem Passe blieb dem Mädchen bei ihrer Schönheit noch manche Gefahr zu bestehen.

Allerdings hatte sie einen Beschützer bei sich, der Keinem gestattete, sie nur anzurühren Bernhard; aber wenn dieser auch gegen Einen, wohl auch gegen zwei auf der Straße etwas vermochte, so war er doch machtlos gegen eine Schildwache an einem Posten, gegen ein Verbot, das den Eintritt in eine Stadt untersagte, gegen ein Regiment, das aufgestellt war und den Weg versperrte.

Solche Hindernisse vermochte nur ein russischer Paß zu beseitigen.

Zum Glück befand sich der Oberbefehlshaber, Sacken, in Villers-Cotterêts, wo er eine große Musterung abgehalten hatte, und er wohnte bei den Forstinspektor, den Mariechen kannte.

Es war vier Uhr Nachmittags. Mariechen winkte Bernhard und machte sich mit ihm auf den Weg nach der Stadt.

Drei Viertelstunden später klingelte sie an der Tür des Inspektors.

Alle kannten und liebten das schöne Milchmädchen und da man sie seit länger als einem Monate nicht gesehen hatte, freute sich Jedermann ihrer Ankunft.

Nachdem sie auf alle Fragen mit traurigem Lächeln geantwortet hatte, bat sie, man möge sie zu dem russischen Generale führen.

Diese Bitte erschien so seltsam, daß die Dienstleute sich unter einander ansahen, lachten und fragten, was sie denn bei der russischen Exzellenz zu suchen habe.

»Etwas, von dem mein Leben abhängt,« antwortete Mariechen so ernsthaft, daß das Lachen sofort schwieg und einer der Leute sagte:

»So wollen wir es der Madame melden.«

»Sie ist ja bei Tische mit der Exzellenz und dem ganzen Stabe,« fiel die Köchin ein. »Mariechen wegen steht sie gewiß nicht von dem Tische auf.«

Die Köchin war schlechter Laune, denn man hatte ihr eine Sauce getadelt.

»Doch,« antwortete der Diener, welcher sich Mariechens angenommen; »sie wird aufstehen, wenn man ihr sagt; wer mit ihr sprechen will, denn sie hat das hübsche Milchmädchen gern und hat sich erst gestern nach ihr erkundigte.«

»Wenn Sie so freundlich sein wollten . . . «

»Ja, mein Kind, ja, ich gehe sogleich. Man soll von mir nicht sagen, auf Furcht vor einem Paar Scheltworten hätte ich nicht tun mögen, was ein so hübscher Mund so freundlich gebeten . . . «

Er ging wirklich in den Speisesaal und sagte leise einige Worte zu der Frau vom Hause, die sofort aufstand und hinaus ging.

»Du bist es, mein Mariechen?« sagte sie, sobald sie das Mädchen erblickte. »hast Du uns denn einen ganzen Monat lang vergessen?«

»Sie sehen, Madame, daß ich Sie nicht vergessen habe,« antwortete Mariechen, da ich in unserm großen Kummer zu Ihnen komme.«

»Welchen großen Kummer?« fragte die Frau.

»Ach, es würde zu lange dauern, Ihnen alles dies zu erzählen, denn ich muß noch heute Abende oder spätestens morgen Früh eine Reise antreten, die mich bis an das Ende des Departements führt; aber wenn Sie mich mit dem russischen Generale sprechen lassen wollten, den ich um eine Gnade bitten will, so werden Sie hören, wie unglücklich wir sind, denn ihm muß ich doch alles erzählen.«

»Mit dem russischen General, Du, Kind?« fragte die Frau ganz verwundert.

»Ja«, antwortete Mariechen fest, »mit dem russischen General. Wenn ich jetzt nicht mit ihm sprechen kann, so erlauben Sie, daß ich in der Küche oder im Hofe oder im Garten bleibe und da warte.«

»Nein, mein Kind,« sagte die Frau des Forstinspektors, die sich über diesen traurigen Ernst verwunderte. »Wenn daß, worüber Du mit dem General zu sprechen hast, so bringend ist, so mußt Du sogleich mit ihm reden. Komm mit mir.«

»Ah, Madame, wie gütig sind Sie und wie danke ich Ihnen! « sagte das Mädchen, das der Frau vom Hause in das Zimmer folgte, in welchem etwa zehn russische Offiziere bei Tische saßen.

»Herr General,« sagte die Frau vom Hause zu dem Offiziere, welcher den Mittelplatz inne hatte, »das junge Mädchen hat Sie um eine Gnade zu bitten und ich erlaube mir, sie Ihnen zu empfehlen.«

»Mit einer solchen Empfehlung«, antwortete der General, »ist sie willkommen!«

Er schob dabei seinen Stuhl zurück und sagte:

»Nur näher, schönes Kind.«

Mariechen trat mit niedergeschlagenen Augen und sehr verlegen vor den Mann, der für sie der Stellvertreter der Vorsehung war; da er ihr den Weg zu Ehrlich öffnen konnte.

»Wie heißest Du?«

»Mariechen.

»Sie ist wahrhaftig sehr hübsch,« sagte der General, indem er sie am Kinne faßte. Aber Mariechen ergriff mit unglaublicher Würde diese Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll, wie es vor einem Mächtigen ein armes Mädchen tut, das geachtet sein will.

Der General fühlte, was das Mädchen damit jagen wollte, zog die Hand zurück und fragte:

»Was wünschest Du?«

»Einen Paß nach Laon.«

»Für Dich ganz allein?«

»Bernhard begleitet mich.«

»Wer ist dieser Bernhard?« fragte der General.

Bernhard, der bescheiden draußen geblieben war, mochte wohl glauben, nachdem er zweimal seinen Namen gehört, er dürfe auch eintreten; er drängte sich also herein und stellte sich neben Mariechen.

»Das ist Bernhard,« sagte diese.

Der General betrachtete das prächtige Tier, das seine funkelnden Augen auf ihm ruhen ließ.

»Ein tüchtiger Begleiter,« sagte er. Aber was hast Du in Laon zu schaffen?«

»Ich will einen armen Soldaten holen, der im Hospital ist.

»Verwundet in einer Schlacht?«

»Geblendet durch einen aufgesprungenen Pulverwagen.«

»Und dieser Soldat ist dein Bruder, dein Verwandter?«

»Es ist Ehrlich.«

»Dein Geliebter?«

»Der Mann, den ich am meisten liebe und den ich heiraten soll.«

»Du bist so jung und so hübsch und willst einen blinden verstümmelten Soldaten heiraten?«

»Ich liebe ihn, wie ich schon sagte.«

»Ja, ehe ihn das Unglück traf.«

»Ach, Herr General, nach seinem Unglücke liebe ich ihn noch viel mehr,« antwortete Mariechen weinend.

»Das ist wirklich interessant,« sagte der General halb lachend, halb gerührt, »und ich bin nicht abgeneigt, dem schönen Kinde nicht nur den Paß, sondern auch meinen Wagen und eine Kosakenbedeckung zu geben.«

»Herr General, spotten Sie nicht über mich, denn ich spreche im Namen Gottes, unseres Herrn, der mir

geboten hat unser Dorf und meine Mutter zu verlassen, um Ehrlich zu holen. Ich brauche keinen Wagen, denn ich bin gut zu Fuße; ich brauche auch keine Bedeckung, denn ich habe Bernhard, der mich begleitet. Ich brauche nichts als einen Paß, damit mich unterwegs Niemand aufhält.«

»Es ist gut, mein Kind,« sagte der General, den diese Einfachheit rührte; ich will deiner Aufopferung kein Teilchen von ihrem Verdienste oder ihrer Größe nehmen und für Dich eben nur tun, was Du verlangst, nicht mehr und nicht weniger. «

Dann wendete er sich an einen jungen Mann, seinen Adjutanten, und sagte:

»Schreiben Sie für das junge Mädchen einen Paß in drei Sprachen, russisch, deutsch und französisch, drücken Sie mein Siegel darauf und bringen Sie mir das Papier zur Unterschrift.«

»Ich danke, Herr General. Gott wird Ihnen lohnen für Ihre Güte,« sagte Mariechen, indem sie bescheiden an die Wand zurücktrat, um auf die Rückkehr des Adjutanten zu warten.

Nach fünf Minuten kam dieser wieder und hielt in der einen Hand das beschriebene Blatt, in der andern eine in Tinte getauchte Feder, damit der General sogleich unterschreiben könne.

Dieser nahm das Papier mit der linken, die Feder mit der rechten Hand und las:

»Den russischen und französischen Behörden, Offizieren und Soldaten wird hierdurch befohlen, die Inhaberin dieses Passes im ganzen Departement Aisne ungehindert passieren, ja ihr im Notfalle Schutz und Beistand angedeihen zu lassen.«

Nachdem der General gelesen hatte, nickte er zustimmend und schrieb unter diesen in drei Sprachen abgefaßten Paß:

»Der General en Chef, Kommandant in Departement Aigne.

Sacken.«

Dann reichte er das Papier dem Mädchen, das ihn nochmal die Hand küssen wollte, aber er stand auf, küßte sie väterlich auf die Stirn und sagte:

»Gehe, mein Kind, und der Heilige Nicolaus schütze Dich!«

Mariechen wurde rot wie eine Kirsche, küßte dann die Hand der Forstinspektorin und sagte:

»Ach, wie sehr danke ich Ihnen!«

Dann eilte sie hinaus.

Bernhard folgte ihr, die Offiziere aber setzten sich wieder an den Tisch und man sprach noch lange von dem Mädchen, denn ihr Erscheinen und Benehmen hatte ungewöhnlichen Eindruck gemacht.

Drei Viertelstunden später trat Mariechen_triumphierend in das Häuschen am Wege in

Haramont und hielt den Paß empor

Nichts stand ihrer Reise mehr im Wege.

Vater Kleine zog einen alten Lederbeutel aus seinem Bette, in dem leider nur noch ein Goldstück war.

»Da, meine Tochter,« sagte er, und er bot ihr mit einem Seufzer das Goldstück; »nimm es und bringe uns Ehrlich.«

Mariechen aber wußte recht wohl, daß die Familie seit der Krankheit des Vaters Kleine und der Abreise Ehrlichs in Not geraten sein; sie schüttelte den Kopf und sagte:

»Ich danke, Großvater. Behaltet euer Goldstück; ich habe was ich brauche.«

Dann wendete sie sich zu ihrer Mutter und sagte leise:

»Nicht wahr, Du erlaubst, daß ich mir morgen in der Stadt von dem Metzger die dreißig Francs gehen lasse, die er uns für das Kalb schuldig ist, welches wir ihm vor acht Wochen verkauft haben?«

»Tue was Du willst, mein Kind«, antwortete Frau Marie. »Gibt Dir nicht alles Gott der Herr ein? Man würde gegen ihn sündigen, wenn man Dich hindern wollte?«

VI.

Die Reise.

Um andern Morgen, mit Tagesanbruche, nahm Mariechen von Allen Abschied und machte sich traurig und vergnügt zugleich auf den Weg; traurig über das Unglück, das Ehrlich widerfahren war, vergnügt, daß sie ihn bald wiedersehen sollte.

Der Himmel hatte jene Morgenklarheit, welche einen schönen Tag verheißt.

Auf der einen Seite flimmerten die letzten Sterne im Westen, auf der andern begann der Himmel unter den ersten Strahlen der Sonne sich zu färben und ging von dem blassesten Rosenrot zu dem dunkelsten Purpur über. Mit der Morgenröte erwachte Alles, die Bewohner der Ebene und jene des Waldes. Die Lerche stieg gerade nach dem Himmel empor und begrüßte die ersten Flammen des Lichtes mit ihrem Hellen heitern Gesange; die Grillen hüpften im Grase, die Vögel im Busche, das Eichhörnchen wiegte sich auf den thaubenetzten Zweigen und nur einige Fledermäuse, die sich verspätet hatten und die dunkelsten Stellen des Waldes aufsuchten, protestierten gegen das Umsichgreifen der Helle.

Man fühlte, daß man einen jener ersten Frühlingstage antrat, die in dem bethauten Grase von den Bergen

herabsteigen, um die erstarrte Natur mit ihren lauen duftigen Atem zu erwecken.

Obwohl Mariechen daran gewöhnt war, in der Frühe durch den Wald zu gehen, blieb sie doch nicht unempfindlich gegen die Veränderungen, die um sie her vorgingen. Das Herz war ihr an diesem Tage leichter als an andern und gewiß war es die gute Tat, die sie verrichten wollte, welche ihre Stimmung und ihr Gesicht aufheiterte.

Aber wenn ihr Herz leicht war, so waren ihre Füße doch noch leichter. Sie durchwanderte den Wald in weniger als einer Viertelstunde, erreichte den Park und hielt sich in der Stadt nur so lange auf, um bei dem Metzger die dreißig Francs in Empfang zu nehmen, mit denen sie ihre Reisekosten bestreiten wollte.

Am zweiten Lage darauf gedachte sie in Laon zu sein. Sie wußte wohl, daß sie vierzehn bis fünfzehn Stunden zu gehen hatte und wollte an jedem der zwei ersten Lage sieben machen, am dritten nur eine, denn wenn sie Abends in Laon ankäme, dachte sie, werde sie Ehrlich erst am nächsten Tage sehen können. Sie wollte deshalb lieber in einem Dorfe vor der Stadt als in dieser selbst schlafen.

Gegen sieben Uhr früh verließ Mariechen Villers-Cotterêts wieder. Die Frühlingssonne der vorhergegangenen Tage hatte die Erde abgetrocknet und der Weg für die Fußgänger an der breiten Straße war glatt und eben. Bernhard lief vor ihr her, kam fröhlich

zurück und lief schnell wieder voraus als müsse er jeden Baum, jeden Stein, jeden Busch mustern.

Aus seiner Freude hätte man fast schließen können, er wisse, daß Mariechen ihn zu Ehrlich führe. Er wußte es auch gewiß, sonst wäre er nicht so vergnügt gewesen.

Mariechen hatte bereits etwa eine halbe Stunde zurückgelegt und nicht schien ihr so leicht zu sein, als den ganzen Tag so fort zu gehen, als Jemand hinter ihr rief:

»Mariechen!«

Sie drehte sich um und erblickte einen Wagen, den sie schon eine Zeit lang hatte heranrollen hören. Er gehörte dem Kutscher, welcher in jener Zeit, als die Posten noch selten waren, zwischen Villers-Cotterêts und Soissons zu fahren pflegte.

»Ach, Sie sind es, Martineau,« sagte Mariechen.

»Ja ich bin's und wohin willst Du?«

Mariechen trat an den Wagen, hielt sich an demselben an und erzählte dem Kutscher wie den vier Reisenden drinnen die Veranlassung und das Ziel ihrer Reise.

Die Reifenden hörten anfangs ungeduldig auf das Mädchen, daß sie aufhielt, aber bald empfanden sie Teilnahme. Übrigens war Martineau, vorn auf seinem Sitze eben so unumschränkter Herr und Gebieter wie ein Capitän auf dein Schiffe, und wie auch die Reisenden brummten, Martineau ließ sein Pferd im

Schritt gehen, so daß er die sechs Poststunden bis Soissons in etwa vier Stunden zurück legte.

Martineau fühlte, wie es schien, noch größere Teilnahme als die Reisenden im Wagen, denn kaum hatte Mariechen ihre Erzählung beendigt, so sagte er:

»Du brauchst Dich aber nicht so müde zu gehen.«

»Ich muß doch gehen, Martineau« antwortete sie lächelnd, »da ich keinen Wagen habe.«

»Du hast ja doch einen.«

»Welchen?«

»Nun den meinigen da.«

«Sie spotten, Herr Martineau, denn Sie wissen recht gut, daß ich nicht so reich bin, um fahren zu können. Vielleicht muß Ehrlich fahren, ich kann also für mich nichts ausgeben. Überdies ist Ihr Wagen auch voll.«

»Wer spricht vom Bezahlen? davon ist, Gott sein Dank! die Rede nicht und wenn im Wagen kein Platz ist, so habe ich einen hier neben mir. Ich will schon zurücken. Es ist gar hübsch, so nahe bei einem hübschen Mädchen zu sitzen, setzte er galant hinzu.

»Ich danke, Herr Martineau«, sagte Mariechen und trat zurück.

»Steige doch auf und mache keine Umstände. Du willst doch so bald als möglich zu Ehrlich kommen?«

»Ach ja.«

»Nun mit meinem Wagen kommst Du spätestens um elf Uhr in Soissons an; er ist weich und Du wirst gar

nicht müde. Du brauchst in Soissons nicht zu bleiben, issest ein paar Bissen mit mir und wanderst weiter. Vielleicht schläfst Du in Chavignon oder gar in Etonvelles, so daß Du morgen früh deinen Ehrlich siehst, statt übermorgen. Da wären vierundzwanzig Stunden gewonnen. Was meinst Du dazu?«

»Nehmen Sie das Anerbieten doch an,« sagten die Reisenden teils aus wirklicher Teilnahme, teils weil der Wagen jedenfalls wieder in raschere Bewegung kam, so bald Mariechen sich aufgesetzt hatte.

»Nun, antwortete das Mädchen, »Sie bieten mir es so freundlich an, daß ich es wohl annehmen möchte.«

»So komm!« sagte der Kutscher, der ihr die Hand hinhielt, um ihr bei dem hinaufsteigen behilflich zu sein.

Im nächsten Augenblick saß Mariechen neben dem Kutscher, der sein Pferd zur Eile antrieb und richtig, wie er gesagt hatte, um elf Uhr am Thore von Soissons ankam. Das Thor war von russischen Soldaten besetzt Martineau aber hatte einen Paß und Mariechen brauchte also nicht einmal den ihrigen vorzuzeigen.

Eine so große Stadt hatte sie nie gesehen; das verschlossene Thor, das Fallgitter, die Kanonen auf den Wallen, die Schildwachen, alles dies hatte sie bei dem ersten Anblicke sehr erschreckt, und wenn sie bedachte, daß sie solche Hindernisse allein hätte überwinden sollen, freute sie sich, das Anerbieten Martineau's angenommen zu haben.

Der Kutscher kehrte in dem Wirtshaus »zu den drei Jungfern« ein. Man kannte die Zeit seiner Ankunft und so stand sein Frühstück schon bereit.

Ein altes Sprichwort, dem jedoch von echter Essern ernstlich widersprochen wird, behauptet, wo Einer esse, könnten auch zwei satt werden.

Den Kutscher versorgte man in dem Wirtshaus so gut, daß sein Frühstück nicht nur für zwei, sondern sogar für drei Personen hinreichte. Er lud Mariechen dazu ein, sie machte anfangs einige Schwierigkeiten, bald gab sie aber nach, setzte sich und aß mit gutem Appetite. Dasselbe tat Bernhard.

Dann sagte der Kutscher:

»Bleibe nun da, mein schönes Kind, ich werde etwas für Dich tun.«

Und er ging fort. Nach einer Viertelstunde kam er vergnügt zurück.

»Es ist abgemacht,« sagte er, »Du wirst deinen Ehrlich morgen sehen.«

»Wie so?« fragte Mariechen hoch erfreut.

»Sehr einfach, antwortete der Kutscher. »Ich habe mit einem braven Manne, einem alten Bekannten von Chavignon gesprochen, der Gemüse nach Soissons bringt und leer zurück fährt. Er wird ein paar Schütten Stroh auf seinen Wagen werfen und Dich mitnehmen. Um drei Uhr bist Du in Chavignon, schläfst dort in einem guten Bette und machst Dich früh frisch und

munter auf der Weg; Du hast dann nur etwa vier oder fünf Stunden zu gehen.«

»Ach, Martineau, wie dankbar bin ich Ihnen!« sagte Mariechen mit Tränen in den Augen.

»Hat gar nichts zu sagen,« entgegnete der Kutscher. Wenn es für die guten Menschen keinen lieben Gott gäbe, für wen wäre er denn?«

»Und wann brechen wir auf?« fragte Mariechen.

»Sogleich. Er hält da in der »roten Kugel.«

»So wollen wir gehen.«

Und sie gingen, während Bernhard luftig voraussprang.

Der Freund Martineau's war ein dicker Gemüsehändler, der Mariechen freundlich empfing, und eben so eilig war nach Hause zu kommen, als das Mädchen nur immer wünschen konnte, vier oder fünf Stunden weiter zu gelangen.

Der dicke Carl, wie der Gemüsehändler wegen seiner Wohlbeleibtheit und seiner dicken Backen hieß, forderte Mariechen ohne Weiteres auf, sich auf den Wagen zu setzen, weil Lisette ihn erwarte und er selbst um des hübschesten Mädchens willen Lisetten nicht warten lassen möchte.

Mariechen ließ sich nicht lange bitten und stieg leicht auf den Wagen hinauf, während Bernhard an demselben sich empor richtete, als wolle er sich überzeugen, ob seine Herrin auch gut da aufgehoben sein.

Die Musterung schien ihn befriedigt zu haben, denn er ließ sich bald auf alle vier Beine fallen und bellte luftig.

»Der Tausend! sagte der dicke Carl; Du hast da einen Reisegefährten, mit dem wohl nicht zu spaßen wäre, wenn man etwas Unrechtes zu Dir sagte.«

»Ach, entgegnete Mariechen, wer sollte auch ein armes Mädchen beleidigen?«

»Hm! hm!« meinte der Gemüsehändler, indem er sie ansah. »Es ist doch nicht so recht zu trauen auf der Landstraße Abends da sich jetzt Gesindel aus aller Herren Ländern umher treibt.«

»Sollten wir etwas zu fürchten haben?«

»Ach nein; wir kommen bei guter Zeit an, aber in der Dämmerung Abende und Früh möchte ich doch nicht trauen.«

»Ich habe«, antwortete Mariechen, »einen Paß in drei Sprachen von dem russischen General, der in Villers-Cotterêts ist.«

»Nun ja,« sagte der dicke Carl lachend, »ein Paß ist für die, welche lesen können; aber die, welche nicht lesen können?

»Sie machen mich ängstlich, « entgegnete Mariechen.

»Ich spaße nur, « erwiderte der dicke Carl. »Nun, lebe wohl, Martineau, und habe Dank für die gute Gesellschaft, die Du mir gebracht hast. Sitzest Du gut, mein Kind?«

»Ganz gut!«

Der dicke Carl gab seinem Pferde ein paar kräftige Peitschenhiebe und es ging rasch fort. Im Thore mußte der Gemüsehändler ebenfalls einen Passierschein vorzeigen, ehe er durchgelassen wurde, als es aber ein Uhr schlug, sah sich Mariechen an der andern Seite von Soissons.

Unterwegs sprach der dicke Carl von nichts als von seinem ehelichen Glücke.

Ehe sie nach Crouy gelangten, wußte Mariechen, daß er seit zwei Jahren mit Lisetten verheiratet sein und drei Kinder habe, was jedenfalls ein Beweis war, daß er nichts versäumt hatte, und daß die drei Kinder zwei Knaben und ein Mädchen wären.

Mariechen begriff nicht recht, wie man in zwei Jahren drei Kinder haben könnte, aber ihr Mädchengefühl flüsterte ihr zu, sie dürfe darüber nicht viel fragen.

In Vaurains wußte sie, daß Lisette klein, dick, blond und eifersüchtig sein, daß sie die Hände gut zu brauchen wisse und, wenn sie ihre gute Laune nicht habe, ohne Weiteres auch auf ihren dicken Carl schlage wie dieser auf sein Pferd.

Als sie noch eine halbe Stunde von Chavignon entfernt waren, bot der dicke Carl bereits Alles auf, um Mariechen das Dach und den Rauch seines Hauses unter den andern Dächern und dem andern Rauche im Dorfe zu zeigen.

Mariechen sah aufmerksam auf Alles, was er ihr zeigte, sie dachte aber doch an etwas ganz anderes, nämlich daran, daß Chavignon nur noch vier Stunden von Laon entfernt sein und daß sie an einem Tage ohne Ermüdung und ohne Kosten über zwölf Stunden zurückgelegt habe. Sie sagte sich sogar, daß sie vielleicht noch zwei oder drei Stunden weit gehen und also am nächsten Tage um sieben oder acht ihr früh in Laon sein könne.

Ja dieser Gedanke hatte sich bei ihr so entwickelt, daß er sie ganz beherrschte, als der dicke Carl vor der Tür seines Hauses anhielt und seine Ankunft durch ein Peitschencontcert ankündigte.

Zum Lobe Lisettens dürfen wir nicht verschweigen, daß sie sofort nach diesem Peitschenklatschen auf der Türschwelle erschien und zwar mit einem Kinde auf dem Arme, während rein anderes sich an ihren Rock hängte. Das dritte schlief in der Wiege.

Von allem, was der dicke Carl unterwegs von seiner Frau erzählt hatte, bestätigte sich zunächst die Angabe, daß sie eifersüchtig sein.

»Na, na«, sagte sie nämlich, sobald sie Mariechen erblickte, »Wo haben wir denn die Mamsell da aufgelesen?«

Der Empfang war also nicht der freundlichste und Mariechen stieg die brennende Schamröte ins Gesicht, aber der dicke Carl gab ihr blinzelnd zu verstehen, sie möge darauf nicht achten.

»Wo wir sie aufgelesen haben? Das werde ich Dir mit zwei Worten und unter vier Augen sagen, mein Frauchen. Warte nur bis ich abgestiegen bin und Dir einen Kuß gegeben habe.«

»Dazu ist jetzt keine Zeit,« entgegnete Lisette schnippisch.

»Dazu ist immer Zeit, Lisette, immer, « erwiderte der dicke Carl, der vom Wagen sprang und mit offenen Armen auf seine Frau zuging, die ihn sanft in das Gang hineinschob, während Mariechen, die auf dem Wagen geblieben war, den Kopf Bernhards streichelte, der sich an dem Wagen empor gestellt hatte.

Die Gründe, welche der dicke Carl seiner Frau angegeben, schienen von dieser für gut erkannt worden zu sein, denn nach kaum fünf Minuten rief sie von der Türschwelle:

»Nun, komm herunter, Kind, Du bist willkommen.«

Da herzliches Wohlwollen in dem Tone Lisettens nicht zu verkennen war, so ließ Mariechen sich nicht bitten und kam herunter.

Auch der dicke Carl erschien wieder und blinzelte ihr zu als wolle er sagen: Du siehst wohl, es kommt nur darauf an, wie man's anfängt und ich bringe sie zu allem. Dann setzte er hinzu, erst wolle er das Pferd in den Stall führen, dann gedenke er tüchtig zu essen; denn er habe Hunger wie ein Wolf.

Mariechen blieb mit Lisetten allein und gewann dieselbe bald vollende ganz für sich, da sie eine gute

Frau war und ein echtes Frauenherz hatte. Sie erkannte sehr bald, welche Aufopferung und welcher Edelmut in dem Unternehmen des Mädchens liege und da dieses dem ganzen weiblichen Geschlechte zur Ehre gereichte, so trug sie bereitwillig alles zur Förderung bei, was ihr möglich war.

Freilich hatte Mariechen auch bereit eines der beiden Kinder auf den Arm genommen und Herzte und küßte dasselbe, während Bernhard vor dem andern lag und sich die Ohren umschlagen, die Hand in das Maul stecken ließ als gutmütiger Hund, der er war.

Lisette benutzte diese freie Zeit, um in den Keller zu gehen, aus dem sie mit einer Flasche in jeder Hand zurückkam, ein Anblick, der den dicken Carl zu entzücken schien, als er eben erschien.

Fünf Minuten darauf saß man bei Tische und der dicke Carl bewies es, daß er nicht übertrieben als er gesagt hatte, er habe Hunger wie ein Wolf.

Mariechen, die ja Mittags schon mit Martineau gegessen hatte, aß nur wenig, dachte aber viel daran, wie sie die Frage vorbringe, ob sie ihre Wanderung an diesen Tage noch fortsetzen könne.

Es schien wirklich ein guter Engel bei ihr zu sein und für sie zu sorgen.

Als der dicke Carl beinahe satt war, blinzelte er Mariechen zu, als wolle er etwas sagen, das ihrer Beachtung wohl wert sein dürfe.

Lisette bemerkte dieses Zublinzeln und fragte:

»Nun?«

»Nun?« entgegnete der dicke Carl. »Ich möchte Dich fragen, Mutter, was für ein Esel draußen im Stalle steht und sich das Futter so gut schmecken läßt?«

»Kennst Du denn den Esel nicht, Einfaltspinsel?«

»O ja,« antwortete' der dicke Carl. »Eben weil ich ihn kenne, frage ich nach ihm. Er ist doch der Schuster-Esel?«

»Ja.«

»Der Schuster-Esel, Mariechen, heißt er, weil er dem Schuhmacher Wilhelm gehört. Wie kommt er in unsern Stall, Lisette?«

»Weil man ihn der Amme von Pargny geliehen hat, damit sie sich nicht durch vieles Gehen die Milch erhitze. Sie ist mit dem Kinde heute vorbei gekommen, hat den Esel hier gelassen und gesagt, wir möchten ihn mit der ersten Gelegenheit zurück schicken.«

»Das dachte ich mir wohl, sagte der dicke Carl, der ein sehr pfiffiges Gesicht dazu machte.

»Was wußtest Du, Dummkopf?«

»Daß das schöne Kind da noch eine Gelegenheit finde, den Weg zu machen, ohne die Füßchen zu ermüden. Hast Du gesehen, Lisette, was für kleine Füßchen sie hat? Und damit wollte sie sechzehn Stunden weit gehen? «

»Schon gut, schon gut,« fiel Lisette ein, welche es nicht gern hörte, daß ihr Mann Reize anderer Frauen

rühmte. Was weiter?«

»Nun, die Gelegenheit ist gefunden. Morgen früh nach dem Frühstücke setzen wir das hübsche Mädchen auf den Schuster-Esel, richten ihm den Kopf nach Chivy hin und sagen Hih!« da läuft er gerade aus, ohne einmal stehen zu bleiben, bis an die Tür Wilhelms, seines Herrn.«

»Das ist wirklich ein guter Gedanke,« sagte Lisette; »Du bist doch nicht so dumm wie Du aussiehst, Mann.«

Ein Blick Lisetten sagte dem dicken Carl gleich zeitig, daß sie ihn manchmal ganz und gar nicht für dumm halte.

Während dieses teils stummen, teils laut gesprochenen Zweigesprächs beschäftigte sich die Phantasie Mariechens mit dem Ziele ihrer Reise.

»Ach, gute Frau«, sagte sie, »ich denke an etwas . . . «

»An was, mein Kind?«

Der dicke Carl blinzelte noch immer.

»Es ist kaum vier Uhr und wir haben noch vierthalb Stunden Tag. Wenn der Esel nicht zu müde wäre, könnte ich ihn recht gut heute noch zurück bringen.«

»Heute noch?« fiel der dicke Carl ein. »Es kann Dir gar nicht gefallen bei uns, da Du so bald wieder fort willst.«

»Ach nein, im Gegenteil, Sie haben mich ja so freundlich aufgenommen, aber ich möchte meinen

armen Ehrlich so bald als möglich sehen.«

»Das ist sehr natürlich,« meinte Lisette.

»Aber es ist auch viel gewagt«, bemerkte der dicke Carl.

»Gewagt?«

»Ja, für ein Mädchen allein.«

»Was wäre denn gewagt?«

»Durch das Wäldchen von Etonvelles zu gehen. In Etonvelles liegen Russen und da könnte es leicht zu einem schlimmen Abenteuer kommen.«

»Das hat keine Gefahr,« sagte Mariechen lächelnd; »Wer würde einem armen Mädchen etwas Böses tun!«

»Hm!« entgegnete der dicke Carl lachend. »Etwas Böses würde man Dir nicht tun, wohl gar . . . «

»Willst Du dein Maul halten!« gebot Lisette.

»Ja, ja, Frauchen, ich bin schon ganz still, aber Unrecht habe ich doch nicht, meinst Du nicht auch?«

»Klüger wäre es freilich bis morgen zu warten,« sagte die Frau.

»Wohl möglich,« antwortete Mariechen, aber ich verliere doch ein paar Stunden und wenn es anginge, daß ich noch Heute aufbräche . . . «

»Ich sage ja eben, daß es nicht angeht,« fiel der dicke Carl ein.

»Ach, gute, liebe Frau,« sagte Mariechen, welche die Hände faltete, denken Sie an den armen verlassenen Blinden, bedenken Sie, das Stunden für ihn Tage sind,

und daß ich morgen zwei Stunden früher bei ihm sein kann, wenn ich heute noch aufbreche.«

»Kind,« meinte Lisette, »wenn Du Dich dazu entschließest, mußt Du es bald tun.«

»Ich bin schon entschlossen,« antwortete Mariechen, indem sie aufstand, und wenn es nur auf mich ankommt . . . «

»So sattle den Esel,« sagte Lisette zu ihrem Manne; Du siehst, daß das arme Kind sich sehnt nach Laon zu kommen.«

»Es bleibt aber doch wahr,« antwortete der dicke Carl, »daß ich es lieber sähe, wenn sie morgen durch den Wald ritte.«

»Nun«, fiel Lisette ein, »Du kannst sie ja bis Chivy begleiten. Du würdest nicht daran sterben, wenn Du heute noch vier Stunden gingst.«

»Nein,« antwortete der dicke Carl, indem er Lisetten umarmte, »ich werde daran nicht sterben und den Rückweg sogar im Trabe machen, um früher wieder bei Dir zu sein. Du bist doch eine gute Frau, wenn man es Dir auch nicht ansieht.«

Der dicke Carl drückte die Frau etwas ungestüm an sich, gab ihr ein paar klatschende Küsse und lief hinaus.

»Ach, Sie scheinen recht glücklich zu sein,« sagte Mariechen.

»Ja,« antwortete die gute Frau, indem sie ihr Busentuch wieder zurecht zog, das sich bei der

Umarmung gang verschoben hatte, »Gott hat uns die Gnade erwiesen, daß wir einander lieb haben.«

»Und,« antwortete Mariechen mit einem Blicke gegen Himmel, »das ist wohl die höchste Gnade, die er erweisen kann.«

Tränen perlten dabei aus ihren schönen Augen, denn sie dachte an Ehrlich und daß sie einander wohl auch so lieb haben würden wie die guten Leute, wenn sie auch nicht so vergnügt sein könnten.

Die Frau erriet, was in dem Herzen des Mädchens vorging, sie wurde gerührt, küßte die Arme und sagte:

»Kind, Gott der Herr ist groß; hoffe auf ihn.«

Leise regte sie dann hinzu:

»Wenn Du einmal in Laon bist, Hast Du nur noch ein paar Stündchen zu Unserer lieben Frau von Liesse, sie ist eine gute heilige Jungfrau, die große Wunder tut. Wir sehen fast alle Tage Leute von ihr zurück kommen, die durch sie geheilt worden sind. Wenn Du nun zu ihr gingst?«

»Ich habe schon daran gedacht,« antwortete Mariechen, »und ich würde auch ein Gelübde erfüllen, das ich getan habe.«

»So wird alles noch gut werden.«

Da der dicke Carl eben mit dem Esel vor der Tür erschien, so küßte sie das Mädchen nochmals und wünschte ihr eine glückliche Reise.

Mariechen setzte sich auf, Bernhard lief bellend voran, der dicke Carl schritt neben her und so ging es ziemlich rasch bis nach Chivy, folglich auch nach Laon zu.

VII.

Worin dargetan wird, daß manchmal fünfzehn Schritte schwieriger sind als fünfzehn Stunden Weges.

Der Esel lief freilich nicht so rasch wie das Pferd des dicken Carl oder auch nur wie das Martineau's. Man brauchte also dritthalb Stunden, bis man zu dem Walde von Etonvelles gelangte, den der dicke Carl so sehr fürchtete.

Allerdings war die Besorgnis von dem Gemüsehändler sehr übertrieben worden; er wollte sein gutes Werk vervollständigen, indem er Mariechen so weit als möglich begleite, aber ohne die Erlaubnis Lisettens wagte er es nicht zu tun. Um diese Erlaubnis zu erhalten, hatte er eine Gefahr geschaffen, die gar nicht existierte oder die doch wenigstens nicht so schlimm war, als er sie schilderte.

Allerdings hätte der Wald von Etonvelles Mariechen furchtsam machen können, wenn sie allein gewesen wäre. Zuerst begegnete sie einer Patrouille von sechs oder acht Kosaken, die sie mit ihren langen Bärten, ihren Piken und den Pistolen im Gürtel gewaltig erschreckten, dann einzelnen Soldaten. Drei traten gar der kleinen Caravane entgegen, um ihr den Weg zu versperren, als man durch den Wald eben hindurch war. Ohne Zweifel hatten die drei nicht die besten Absichten, denn Bernhard blieb auch stehen, knurrte

und wies die Zähne. Dieses Knurren begleitete der dicke Carl mit bedeutungsvollem Schwingen seines tüchtigen Knotenstockes und diese beiden Andeutungen nebst dem Erscheinen eines jungen Offiziers, der unerwartet aus dem Walde kam und Alles gesehen hatte, bewirkten, daß die schlimmen Drei stockstill standen.

Der Offizier war nicht bloß jung, sondern fast noch ein Knabe, denn auch der andere Kaiser, der aus dem Norden, der nach Frankreich gekommen, hatte junge, sehr junge Leute zu Soldaten nehmen müssen.

Der junge Offizier ritt heran und Mariechen hielt den Esel an.

Der dicke Carl war nicht ohne Besorgnis, aber Mariechen deutete lächelnd auf Bernhard, der wedelnd dem jungen Russen entgegen ging, welcher fragte:

»Was gibt es, mein schönes Kind?«

»Nichts, Herr Offizier; antwortete Mariechen und sie zitterte etwas; »ich fürchtete mich nur . . . «

»Vor was?«

»Vor den drei Soldaten da, die mir den Weg vertreten zu wollen schienen.«

»Sie?« fragte der Offizier in einem unbeschreiblichen Tone der Verachtung und Drohung.

»Ich war ja aber da,« sagte der dicke Carl, der seinen Stock um sich herumschwang.

»Ich habe einen Paß von den Obergeneral,« fegte Mariechen hinzu, während sie das Papier dem jungen Offizier hinhielt.

Er schlug das Papier langsam aus einander, während er auf die drei russischen Grenadiere blickte, welche noch immer unbeweglich wie Säulen dastanden, und las mit einiger Verwunderung den Befehl de Generals in drei Sprachen. Dann las er den drei Grenadieren jenen Befehl in russischer Sprache vor, versetzte jedem einen Hleb, ohne daß sie dabei mit den Wimpern zuckten und fragte dann Mariechen in achtungsvollerem Tone:

»Wohin reisen Sie?«.

»Heute, Herr Offizier, nach dem Dorfe Chivy, das etwa eine Stunde entfernt ist. «

»Gut,« antwortete der Offizier, indem er ihr den Paß zurück gab; »Sie können Ihre Reise nicht nur fortsetzen, sondern sollen sogar eine Bedeckung erhalten.«

Er wendete sich darauf an die Soldaten, gab ihnen mit gebieterischer Stimme in russischer Sprache einen Befehl, den Mariechen und ihr Begleiter nicht verstanden, dessen Ausführung sie aber sahen.

Als Mariechen mit dem Esel und dem dicken Carl ihre Wanderung fortsetzte, drehten sich die drei Russen um und marschierten ihnen nach wie drei Männer von Stein oder Eisen, und zwar die eine Hand an die Hosennaht, die andere wie zum Gruß an die Kopfbedeckung gelegt.

So sollten sie den eine Stunde weiten Weg hin und zurück machen, in gleicher Stellung sich an der Tür des Offiziers einfinden und warten, bis er erscheine.

Der Offizier ritt hinweg, denn er hatte die Überzeugung, daß sein Befehl buchstäblich werde vollzogen werden.

Man gelangte 'nach Chivy. Die drei Russen machten so lautete wahrscheinlich ihr Befehl — vor dem Dorfe Halt, dann rechts umkehrt und marschierten dahin zurück, woher sie gekommen, immer in derselben Haltung.

Chivy ist ein Dorf von sechzig bis siebzig Häusern, und das des Schuhmachers, dem der Esel gehörte, stand am andern Ende nach Laon zu.

Die Frau des Schuhmachers hatte sich schon mehrmals von der Türschwelle aus umgesehen, ob ihr Esel nicht komme, denn ihr Mann brauchte ihn am nächsten Morgen, um Waare fortzuschaffen.

Mariechen wurde darum so freundlich empfangen wie der Esel, zumal da sie von dem dicken Carl begleitet und empfohlen war.

Dieser erzählte die Geschichte des Mädchens, die ihren Eindruck auf die Frauen nie verfehlte, und so bot das Ehepaar Mariechen mit aller Herzlichkeit Nachtlager und Abendessen an.

Der dicke Carl seinerseits, dessen Herz leicht und dessen Beine kräftig waren, machte sich im Trabe, wie

er es seiner Frau versprochen hatte, auf den Rückweg und kam wohlbehalten zu Hause an.

In Etonvelles aber sah er vor der Tür eines Hauses, in welchem der junge Offizier wahrscheinlich sein Quartier hatte, die drei russischen Grenadiere unbeweglich stehen, die eine Hand an der Hosennaht, die andere an der Kopfbedeckung.

Der Offizier war aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht zurückgekommen.

Mariechen schlief wenig. Wie hätte sie auch schlafen können, da sie so nahe bei Ehrlich war? Der erste Sonnenstrahl fand sie bereits munter und als Vater Schuster, der seine Wanderung antreten wollte, an ihre Tür klopfte, um sie zu wecken, kam sie ihm bereits angekleidet entgegen.

Er machte den Weg mit ihr bis nach Clacy, das heißt, bis eine halbe Stunde vor Laon. Dort schlug er einen Feldweg ein.

Mariechen setzte ihre Wanderung nun allein fort und sie konnte sich nicht mehr irren, sie brauchte sich nicht mehr zu fürchten. Laon lag vor ihr auf der Höhe, welche der Titane in einer letzten verzweifelten Anstrengung hatte ersteigen wollen, die ihm aber viertausend Tote und dreitausend Verwundete kostete.

Am Thore stand ein russischer Wachtposten, aber das schöne liebliche Mädchen fragte man nicht einmal nach dem Passe. Sie ging also hinein und gelangte auf den

Platz, auf welchem sonst der merovingische Turm gestanden.

Sie mußte sich nach dem Wege erkundigen, da sie die Stadt nicht kannte; sie trat also zu einer Schildwache, die an einem Hause hin- und herging, in welchem ohne Zweifel ein hoher Offizier wohnte, und fragte nach dem Hospital.

Der Soldat schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er sie nicht verstehe.

Mariechen zeigte ihm ihren Paß, aber er konnte nicht lesen. Da er indes ein großes Siegel auf dem Papiere sah, rief er einen Unteroffizier herbei.

Der Unteroffizier fand die Sache wahrscheinlich so wichtig, daß er sie einem Höhern überlassen zu müssen glaubte, denn er gab das Papier dem Mädchen zurück und holte einen Offizier.

Der Offizier erschien und der Anblick des schönen Mädchens machte den gewöhnlichen Eindruck. Er trat lächelnd zu ihr und fragte in sehr deutsch akzentuiertem Französisch:

»Guten Tag, schönes Kind. Womit kann ich dienen?«

»Könnten Sie mir wohl den Weg nach den Hospital zeigen, Herr Offizier?«—

»Es gibt hier zwei Hospitäler. In welche wollen Sie?«

»In das, in welchem Ehrlich ist.«

»Wer ist der Ehrlich?«

»Ehrlich ist ein armer Franzose, dem in der Schlacht von Laon die Augen verbrannten.«

»War er Kavallerist ober Infanterist?«

»Ich verstehe nicht, was Sie damit meinen.«

»Ich meine, ob er zu Pferd oder zu Fuß war.«

»Bei der Artillerie war er; er fuhr einen Pulverwagen.«

»Ich verstehe; ein vierrädriger Husar war er, wie mir zu sagen pflegen. Er ist also in dem Kavallerie-Hospital.«

Er drehte sich dabei nach einem Soldaten um und sagte demselben deutsch einige Worte, die derselbe ehrerbietig, die Hand an den Czako gelegt, anhörte. Zu Mariechen aber sagte er: »Folgen Sie dem Soldaten, er wird Sie führen.«

Mariechen machte dem Offizier eine dankbare Verbeugung, er aber warf ihr einen Kuß zu und murmelte vor sich hin:

»Sehr schön! Sehr schön!«

Mariechen würde kirschrot geworden sein, wenn sie die Worte verstanden hätte; aber sie wurden erstens deutsch gesprochen und dann war sie auch schon weit fort.

Nach fünf Minuten blieb der preußische Soldat stehen, zeigte auf eine große Tür, über welcher ein steinernes Kreuz ausgehauen war und vor welcher ein Soldat, der seinen Überreste von Uniform nach zu

einem Kürassierregimente gehört hatte, mit dem linken Arme im Bande und den Säbel in der Hand als Schildwache auf und ab ging.

Er sah den Preußen von der Seite an.

»Hier,« sagte der Preuße deutsch zu Mariechen.

»Hier?« wiederholte diese das deutsche Wort kopfschüttelnd.

»Ja, hier,« sagte der Soldat noch einmal und wies auf die Tür.

Mariechen verstand ihn nun und entgegnete:-

»Ich danke.«

Zugleich ging sie auf die Tür zu, aber der Kürassier vertrat ihr den Weg und sagte barsch:

»Hier darf Niemand hinein.«

»Niemand darf hinein?« fragte das Mädchen und wich erschrocken zurück.

»Nein . . . Verstehen Sie nicht?«

»Ja, weil ich es verstehe und weil ich mit einem Landsmanne spreche, hoffte ich hineingelassen zu werden.«

»Es wird Niemand eingelassen.«

»Mein Gott, wer verbietet es denn?«

»Es ist verboten.«

»Herr Soldat, ich bitte Sie um Gottes Willen . . . «

»Zurück!« sagte der Kürassier.

Wenn Sie wüßten . . . ich komme so weit her . . . «

»Zurück, sage ich. «

Und er schritt drohend auf das Mädchen zu.

»Aber, Herr Soldat,« sagte Mariechen zitternd, »ich habe einen Erlaubnisschein.«

»Von wem?«

»Von dem Obergeneral.«

»Von welchem Obergeneral? «

»Von dem russischen Obergeneral.«

»Ich kenne keinen russischen Obergeneral,« antwortete der Soldat immer gereizter.

»Mein Gott, mein Gott, was fang ich an? Was soll aus mir werden?« jammerte Mariechen schluchzend und händeringend.

»Fangen Sie an was Sie wollen und werden Sie was Sie können, das geht mich nichts an, wenn Sie nur hier abziehen und zwar so schnell als möglich.«

»Sag einmal, Kamerad,« bemerkte eine Stimme hinter Mariechen, es kommt mir vor, als wärst Du nicht überflüssig höflich gegen das arme Mädchen.«

»Ich kenne die armen Mädchen nicht, die sich von preußischen Soldaten mit russischen Pässen herbringen lassen.«

»Schönes Kind, « sagte der Andere, die Empfehlung ist gut für die Preußen und die Russen; bei den Franzosen ist's besser, man kommt allein und ohne Empfehlung und sagt: Kamerad, ich möchte das und das, laß mich passieren.«

Mariechen hatte sich unterdes umgedreht und jetzt erst die Uniform erkannt, die ihr nicht fremd war. Der Soldat, der sich für sie verwendet, trug eine Binde über die Stirn und einen Teil der Wange, Mariechen aber erkannte das Gesicht.

»Mein Gott, sprach sie, »irre ich mich nicht? Wäre ich so glücklich Sie wieder gefunden zu haben? «

»Mariechen!« rief der Husar aus,

»Bastian!« sagte Mariechen. Ach kommen Sie mir zu Hilfe. Ich bin von Haramont aber gekommen, um Ehrlich zu sehen, der mich nicht mehr sehen kann und ich sterbe, wenn ich ihn nicht besuchen darf.

Sie faltete flehentlich die Hände.

»Unbesorgt, Mariechen!« antwortete Bastian. Und kein Sie! Wir sind ja aus einem Orte. Du sollst Ehrlich sehen, ich verspreche es Dir, oder ich verliere meinen Namen.«

Er trat dann zu dem Kürassier und sagte:

›Kamerad, Du stehst es, sie ist eine Landsmännin von mir, eine gute Bekannte, die ihren Geliebten besuchen will, den armen Ehrlich, Du weißt, den, welcher die Augen verbrannt hat.«

»Ja,« sagte der Kürassier, »das weiß ich.«

»Nun?«

»Es ist verboten und deine Landsmannin darf nicht hinein.«

»Ach Gott,« jammerte Mariechen, »soll ich vom Hause fortgegangen sein, Mutter Madelaine versprochen haben, ihren Sohn zu sehen, soll ich durch so viele Gefahren bis hierher gekommen sein und umkehren müssen, ohne ihn gesehen zu haben? Und wenn der Säbel dieses hartherzigen Soldaten mich durchbohrte, ich muß hinein!«

Sie trat vor, aber Bastian hielt sie zurück, schob sie hinter sich und stellte sich zwischen sie und den Kürassier.

Teil 3

VIII.

Wie Mariechen endlich die so schwierigen fünfzehn Schritte tun konnte.

»HAst Du es gehört?« fragte Bastian den Schildwache stehenden Kürassier.

»Was?«

»Was das arme Mädchen gesagt hat, daß sie hineinwollte und wenn Du sie durchbohrtest?«

»Ich kenne das schon«, antwortete der Kürassier.

»Possen.«

»Gar keine Possen«, entgegnete Bastian, der in seiner Ungeduld auf den Schnurrbart zu beißen anfing, was bei ihm ein schlimmes Zeichen war. »Im Gegenteil, es ist wahrer Schmerz, es sind wirkliche Tränen und ein braver Soldat, Camerad, kann wohl das Blut der Männer fließen sehen, aber nicht Weiberthränen.«

Der Kürassier, der in den Worten des Husaren eine leise Drohung zu hören glaubte, blinzelte und auf diese Weise wollte er zu verstehen geben, daß er durchaus nicht befriedigt sei.

»Und Du glaubst,« sagte er, ich würde wegen der Weinerei deiner Landsmännin gegen das Verbot

handeln und vierundzwanzig Stunden in Arrest gehen? Schönen Dank!«

»Seit wann wagt man denn nicht vierundzwanzig Stunden Arrest, wenn man einem Cameraden einen Gefallen tun kann?«

»Für eine Andere würde es gern geschehen, aber auch da käme es auf die Art an, wie der Camerad darum bäte.«

»Warum gern für eine Andere und nicht für diese?«

»Weil sie die Preußen und Russen zu gut kennt, als daß sie eine gute Französin sein könnte.«

»Lieber Freund Kürassier,« sagte Bastian, daß sie eine gute Französin ist, weißt Du, sobald Dir gesagt ist, sie sei die Verlobte Ehrlichs und die Freundin Bastians.«

»Ich bin meiner Sache nicht so gewiß, daß ich darum vierundzwanzig Stunden Arrest wagte.«

Die Oberlippe Bastians verschwand jetzt ganz unter der Unterlippe.

»Lieber Freund Kürassier, sagte er, »wenn ich’s behaupte, mußt Du deiner Sache sicher sein.«

Der Kürassier blinzelte so stark, daß er aussah, als habe er nur ein Auge.

»Und wenn mir die Bürgschaft doch nicht genügte, Herzenshusar, was dann?«

»Dann? dann käme Mariechen, wie ich gesagt, doch in das Hospital oder ich verliere meinen Namen. Und

hinein muß sie, siehst Du, weil ich gar keine Luft habe, um meinen Namen zu kommen.«

»Deinen Namen? Willst Du mir ihn sagen, damit ich ihn heute Abend um fünf Uhr hinter dem Wall so laut rufen kann, daß Du ihn hörst, wo Du auch sein magst?«

»Gut! Um fünf Uhr . . . nach St. Marcel. Du wirst nicht nötig haben sehr laut zu schreien, weil ich wahrscheinlich eher da bin als Du, obgleich Du längere Beine hast als ich und auch einen längeren Säbel.«

»Mein Gott!« fiel Mariechen ein, die an allen Gliedern zitterte. Bastian, Bastian, wenn ich recht verstehe, willst Du Dich schlagen und — meinetwegen!«

»Wenn's auch wäre, Mariechen,« entgegnete Bastian, indem er das Mädchen von der Seite ansah, »so habe ich mich schon manchmal wegen viel häßlicherer Mädchen geschlagen.«

»Das will ich nicht, das will ich nicht, Bastian. Ich will den hartherzigen Kürassier um Verzeihung bitten. Er läßt mich am Ende doch noch hinein.«

»Das geht nicht und hilft nichts. Die Sache ist eingebrockt und muß ausgegessen werden.«

»Wenn Dir meinetwegen ein Unglück widerführe, ich könnte mich mein Lebtage nicht wieder zufrieden geben.«

»Mache Dir darüber keinen Kummer, Mariechen . . . die großen Absäße sind nicht so gefährlich, als sie aussehen, und das Ende vom Liebe ist

vielleicht ein Fläschchen, das wir mit einander auf die Gesundheit unseres Vaters trinken, den man jetzt Nicolaus nennt. Laß Du also nur den Hitzkopf da an der Tür hin und her marschieren und komm mit mir. «

»Ich soll fortgehen? Ich soll also doch fortgehen?« fragte Mariechen.

»Auf eine kurze Zeit, ein Minütchen,« antwortete Bastian, »es geht nicht anders.

»Aber, Bastian,« entgegnete Mariechen, »ich kann nicht fortgeben, ohne Ehrlich gesehen zu haben. Du hast mir doch auch gesagt, ich würde ihn sehen . . . «

»Das habe ich gesagt und ich bleibe dabei.«

Er sah nach der Uhr an der Kirche.

»Nun?« fragte Mariechen.

»Nun, antwortete er, »ehe eine halbe Stunde vergeht.

»Soll ich ihn sehen?«

»Ja.«

»Mein guter Bastian!«

»Aber fortgehen müssen wir, uns auf die Steinbank da setzen und ein Viertelstündchen verständig mit einander plaudern.«

»So viel Du willst,« sagte Mariechen, indem sie sich neben Bastian niedersetzte, aber nach einer halben Stunde sehe ich Ehrlich?«

»Jetzt schon nach fünfundzwanzig Minuten, weil seit meinem Versprechen bereits fünf Minuten vergangen sind.«

»Und ich sehe ihn trotz dem Kürassier? «

»Ja wohl.«

»Erkläre mir das, Bastian.«

»Das ist sehr einfach, Mariechen; er steht nicht ewig Schildwache da.«

»Ich verstehe. Um neun Uhr, nach zwanzig Minuten, löst ihr ein Anderer ab.«

»Richtig und da sein Nachfolger wahrscheinlich kein so schlechter Kerl ist wie er, so wird er uns bewilligen, was dieser verweigert.

»Wenn er es aber auch verweigert?«

»Ich habe ein Mittel gefunden, daß er es nicht verweigert.«

»Ein Mittel?«

»Ja, Du wirst es sehen.«

»Bald?«

»Nach einer Viertelstunde,« sagte Bastian mit einem Blicke auf die Uhr.

»Mein Gott, wie lang doch eine Viertelstunde ist!«

»Ja wohl; wenn man nicht raucht und nicht trinkt, dauert sie fünfzehn Minuten.«

»Dabei fällt mir ein, lieber Bastian, das Du vielleicht noch nichts genossen hast.«

»Zwei oder drei Gläschen, sonst nichts.«

»Wenn ich Dir nun etwas anböte?«

»Nun, da ich vielleicht zwei Stunden hier Maulaffen feilhalten muß, so schlage ich es nicht ab.«

»So komm geschwind, Bastian,« sagte Mariechen, die ihn nach einem Wirtshaus an der Straßenecke fortzog; »komm, wir haben nur noch zehn Minuten.«

»In zehn Minuten läßt sich sehr viel tun,« meinte Bastian und er trat mit dem Rufe in das Wirtshaus:

»Eine Flasche Wein, ein Stück Brot und zwei Gläser!«

»Ich trinke nicht, Bastian,« sagte Mariechen.

»Ich werde Dich schon dazu bringen.«

»Das wäre sehr unrecht von Dir.«

»Wir werden es ja sehen.«

Er nahm die Flasche, schenkte einige Tropfen in das Glas Mariechens und füllte das seinige biß an den Rand.

»Nicht einmal die paar Tropfen? « fragte er, indem er nach seinem Glase griff.

»Auch diese paar Tropfen nicht. Du weißt ja, daß ich nur Wasser trinke.«

Bastian erhob sein Glas und sagte:

»Auf das Wohl Ehrlichs und auf die Hoffnung, daß Du ihn nach fünf Minuten siehst!«

»Wenn es so ist, « erwiderte Mariechen, »schlage ich es nicht ab; es könnte mir sonst Unglück bringen.«

Und das arme Mädchen erhob ihr Glas und wiederholte:

»Auf das Wohl Ehrlichs und auf die Hoffnung, ihn nach fünf Minuten zu sehen!«

»Ich wußte wohl, daß Du trinken würdest,« meinte der Husar, indem er in das Brot biß, das nach fünf Minuten gänzlich verschwunden war wie der Wein aus der Flasche.

Es schlug neun Uhr.

Mariechen hörte und fühlte jeden Schlag, als wenn der Hammer auf ihr Herz schlüge. Als der letzte verhallt war, sagte sie:

»Die fünf Minuten sind vorüber.«

»Komm«, antwortete Bastian.

Er führte Mariechen an die Tür des Wirtshauses und da blieben sie beide stehen, um nach der Tür des Hospitales zu sehen.

Ein Dragoner mit einem andern Dragoner und einem Husaren löste den Kürassier ab, empfing die Parole und schickte sich an seine zwei Stunden Wache zu stehen.

Die Verwundeten hatten an ihrer Tür keine fremden Schildwachen haben mögen und es erlangt, daß sie sich selbst bewachen durften, oder daß sie vielmehr von denen bewacht wurden, die in der Genesung bereits am weitesten vorgeschritten waren. Das erklärt denn auch die Verschiedenheit der Uniformen.

Der Kürassier und Bastian wechselten einen Blick, der von Seiten des Ersten bedeutete: »es bleibt dabei, um fünf Uhr,« von Seiten Bastians aber die Antwort enthielt: »das versteht sich von selbst.«

Dann entfernte sich der Kürassier.

»Hier bleibe nun, mein Kind,« sagte Bastian zu Mariechen, die ungeduldig wurde. Wenn der Dragoner mir seine Stelle abgetreten hat und fortgeht, kommst Du her.«

»Du hoffst also noch immer?« fragte Mariechen mit klopfendem Herzen.

»Mehr als je«, antwortete Bastian. »Aber nur Achtung!«

Er trat zu dem Dragoner mit dem militärischen wiegenden Gange, den die Husaren im Allgemeinen haben und den Bastian ganz besonders besaß.

Ohne gerade mit dem Dragoner befreundet zu sein, kannte ihn Bastian doch. Überdies hingen diese armen Trümmer des Napoleonischen Ruhmes mit der Gemeinsamkeit des Unglücks fest aneinander.

Der Kürassier war gegen Mariechen nur darum so barsch und unerbittlich gewesen, weil sie in der Begleitung eines preußischen Soldaten und mit einem russischen Passe bei ihm erschienen war. Er hatte das, was er getan, rein aus nationaler Opposition getan. Unter andern Umständen würde sein Herz, wenn es auch gewöhnlich mit Eisen bedeckt war, sicherlich den Bitten Mariechens und den Vorstellungen Bastians nachgegeben haben.

Von Seiten des Dragoners hatte Bastian etwas der Art nicht zu fürchten, aber er wollte sich nicht einmal der Möglichkeit einer Weigerung aussetzen.

Darum nahm er der neuen Schildwache gegenüber ein anderes Verfahren an. Er trat, wie gesagt, zu ihm und sagte:

»Guten Tag, Dragoner.«

»Guten Tag, Husar«, antwortete der Andere.

Dann folgte eine Pause.

»Sag' einmal, Dragoner,« fuhr Bastian fort, »würdest Du wohl einem Cameraden einen Gefallen tun?«

»Immer, antwortete dieser, »vorausgesetzt, daß es keine Schande für das Regiment und nicht verboten ist.«

»Die Sache ist die. Du hast den Kürassier gesehen, den Du ablöstest?«

»Ja wohl, versteht sich. Nun?«

»Es sind Worte zwischen uns gefallen.«

»Ah!«

»Ja.«

»Warum?«

»Wegen meiner Landsmännin dort am Wirtshaus mit dem großen Hunde.«

Der Dragoner sah in der bezeichneten Richtung hin, schnalzte mit der Zunge und sagte:

»Sapperment! Ein schönes Kind und auch ein schöner Hund.«

»Ja,« antwortete Bastian; »es fielen also Worte, so daß wir um fünf Uhr hinter die Wälle gehen wollen; um einander ein paar Hiebe über das Gesicht zu ziehen.«

»Und ich soll dein Sekundant sein?«

»Nein, weil Du um diese Zeit hier sein wirst, wenn Du mir den Gefallen tust.«

»Hier soll ich sein? Glaubst Du denn, man habe mich für einen halben Tag daher gestellt?«

»So warte doch, bis ich Dir die Sache erklärt habe.«

»Nun, ich warte.«

»Der Kürassier hatte eine Grille, die ich ihm nicht vertreiben konnte.«

»Eine Grille?«

»Ja. Er wollte sich heute Nachmittag um fünf Uhr schlagen, nicht früher und nicht später.«

»Sonderbar!« entgegnete der Dragoner, der nicht einsah, warum man sich nicht zu jeder Zeit schlagen könne.

»Ich mußte nachgeben, weil ich ihn gefordert hatte.«

»Nun?«

»Es ist leider ein kleiner Übelstand dabei, denn ich habe gerade von fünf bis sieben Uhr hier die Wache.«

»Das hättest Du ihm sagen sollen.«

»Ich hab’s ihm gesagt, aber er blieb dabei. Er erbot sich sogar vier Stunden Schildwache zu stehen, nur um sich mit mir um fünf Uhr schlagen zu können. Hm! Ich glaube, er hat nur um diese Zeit Courage.«

»Der französische Soldat hat zu jeder Zeit Courage, « antwortete der Dragoner.

»Sehr richtig, « entgegnete der Husar, der dem nicht widersprechen wollte, von welchem er eine Gefälligkeit erwartete. »Natürlich schlug ich sein Anerbieten aus.«

»Daran tatest Du Unrecht, Husar.«

»Nein, denn ich dachte bei mir: bis um fünf Uhr findest Du schon einen Cameraden, für den Du Schildwache stehst unter der Bedingung, daß er um fünf Uhr für mich steht. Als ich Dich da antreten sah, sagte ich mir, der ist mein Mann. Verstanden?«

»»Ich verstehe Dich nicht.«

»Du versteht mich nicht, daß Du mir den Gefallen tun sollst, mir alles zu sagen, was ich übrigens schon weiß, mich an deiner Stelle jetzt stehen zu lassen und dafür eine Flasche Wein anzunehmen, die wir nach der Wache mit einander trinken?«

»Und ich soll um fünf Uhr stehen, wenn Du Dich mit dem Kürassier schlägst?«

»Sehr richtig.«

»Warum das nicht?« antwortete der Dragoner. »Aber zehn Minuten bist Du mir schuldig; sieh nur nach der Uhr.«

»Das wird bei der zweiten Flasche abgemacht, « entgegnete Bastian.

»Gut. Du hast vor den Obern zu schultern, vor den russischen, preußischen und französischen Dickepauletten zu präsentieren, wenn sie volle Epauletten haben. Dann darfst Du keine Frauenzimmer hineinlassen als die grauen Schwestern, sie müßten

denn einen Erlaubnisschein haben. Auch die Kranken dürfen nicht heraus, wenn sie nicht den Entlassungsschein haben.«

»Weiß schon,« sagte Bastian. »Der Abwechslung wegen bleibt es immer dasselbe. Also um fünf Uhr!«

»Werde pünktlich sein.«

»Und nun, Dragoner, gehe doch an das Wirtshaus dort und sage dem Mädchen, die uns ansieht, so artig als möglich: Mariechen, der Husar Bastian möchte Ihnen zwei Worte sagen. Sie wird antworten: ich danke, Herr Dragoner, und das ist der Lohn für deine Mühe.«

»Ach«, entgegnete der Andere, die Dragoner sind von jeher al& galante Leute bekannt gewesen; sie wissen, wie man sich mit dem schönen Geschlechte zu benehmen hat.«

»Also links abgeschwenkt, vorwärts, Marsch!«

Der Dragoner gehorchte dem Kommando und ging zu Mariechen, der er einige Worte sagte, während er die Hand an die Feldmütze legte.

Mariechen machte sich sogleich auf und ging zu Bastian.

»Nun, lieber Bastian,« fragte sie, werde ich Ehrlich sehen?«

»Gewiß.√

»Du hast die Erlaubnis erhalten?«

»Nein, aber ich gebe sie Dir.«

»Du gibt sie mir?«

»Gewiß, weil ich sie in Verwahrung habe.«

»Es ist nicht mehr verboten?«

»Gegen Dich nicht. Du kannst hineingehen. Wenn man Dich aber nach deinem Erlaubnisschein fragt, sagst Du, Du hättest ihn der Schildwache übergeben.«

»Ich danke, ich danke, Bastian . . . Was könnte ich nun für Dich tun?

Bastian faßte sie am Arm und zog sie an sich.

»Mariechen,« sagte er dabei, »Du sagst mir ein Wörtchen von Katharinen, damit ich etwas zu denken habe, während ich zwei Stunden da auf und ab spaziere.« Leiser setzte er hinzu: »und in den vierundzwanzig Stunden, die ich wahrscheinlich im Arrest sitze.«

»Ach!« fiel Mariechen ein, welche nur den ersten Teil der Rede hörte, »ist es denn möglich, daß die Liebe so selbstsüchtig macht?«

»Selbstsüchtig?«

»Von mir spreche ich, Bastian. So selbstsüchtig bin ich gewesen, daß mit es noch gar nicht eingefallen ist. Dir etwas von Katharinen zu sagen.«

»Nun?« fragte der Husar, als sei er auf das Schrecklichste vorbereitet.

»Katharine liebt Dich noch immer, guter Bastian; aber sie weint von Früh bis zum Abend, weil sie Dich für tot hält.

»Ach!« entgegnete Bastian bewegt. »Sie hält mich für tot und beweint mich! die arme Katharine! Was wird sie sagen, wenn sie mich mit der Schmarre da über dem Auge wieder sieht?

»Sie wird Dich willkommen heißen und sagen, der Tag, an welchem sie Dich wieder sieht, sei der schönste in ihrem Leben.«

»Ich könnte ihr also schreiben, ohne fürchten zu müssen, daß ein Anderer meinen Brief erbricht? «

»Du kannst ihr schreiben und brauchst nichts zu fürchten, als daß sie vor Freudentränen den Brief nicht lesen kann.«

Die gute Katharine!« entgegnete der Husar gerührt.

»Bist Du nun zufrieden?« fragte Mariechen.

»Und wie! Aber Du sollst auch zufrieden gestellt werden, geh hinein!«

»Wo gehe ich hinein?« fragte Mariechen überaus vergnügt.

»Nur gerade aus!«

»Aber durch welche der vielen Türen?«

»Durch die, vor welcher Bernhard liegt.«

»Ach, den armen Bernhard hatte ich ganz vergessen. «

Mariechen dankte Bastian noch einmal und eilte in den Hof hinein.

Bastian sah ihr nach und murmelte vor sich hin:

»Für die Gefälligkeit, die ich ihr erwiesen, erhalte ich vielleicht einen Säbelhieb und vierundzwanzig Stunden Arrest, aber das bleibt sich gleich, sie verdient es.«

Und wie gewöhnlich setzte er hinzu:

»Ah, beim Rrregiment war’s eine Luft!«

IX.

Der Blindensaal.

Im Hospital zu Laon war ein ganzes Zimmer ausschließlich für die Blinden bestimmt und zwar nicht bloß für die vom Militär, sondern auch für die Augenkranken aus der Stadt, denn der Direktor des Hospitals galt für einen der ausgezeichnetsten Augenärzte.

Dieses Zimmer der armen Kranken, welche das Augenlicht verloren hatten oder mit dem Verluste desselben bedroht oder auch auf dem Wege der Besserung waren, hatte ein seltsames Aussehen, in dem sich besonders tiefe Trauer aussprach. Diese Trauer kam vorzugsweise daher, daß die Fenster mit grünem Papier verdeckt waren, welches die Sonnenstrahlen abhielt und keine Helle hereindringen ließ. Für die Fremden, welche die Erlaubnis erhielten, das Zimmer zu betreten, war es ein schauerlicher Ort mit einem Halbdunkel, schlimmer als völliges Dunkel, denn dieses Halbdunkel war eben nicht Nacht, aber auch nicht Tag und in ihm bewegten sich Gestalten, schweigend und mit ausgestreckten Armen umher oder saßen stundenlang an der Wand, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

Das Herz fühlte sich von einer ängstlichen Beklemmung ergriffen, wenn man in dieses düstere

Reich der Blindheit trat. Es war als steige man in die unteren Regionen der geheimnisvollen Welt hinab und mache Halt auf dem Wege vom Leben zum Grabe, auf einer Station, die bereits nicht mehr Leben, aber auch noch nicht Tod sei. Die Augen mußten sich, ehe sie etwas deutlich erkennen konnten, an den grünlichen Schein von dem Papiere an den Fenstern gewöhnen, welcher die Armen, die allmählich wieder zu sehen begannen, fast so traurig machte, als das völlige Dunkel, auf welchem sie herausgetreten. Alle, in welchem Grade der Krankheit oder der Genesung sie sich befinden mochten, trugen einen grünen Schirm über die Augen, so daß selbst der Arzt, der sie behandelte, die traurigen Gestalten beim Namen rufen mußte, um sie von einander zu unterscheiden und jedem die Behandlung zu gewähren, welche ihm zukam.

In dem Augenblicke, zu welchem wir gelangt sind, befanden sich in dem großen Blindensaale nur noch etwa acht ober zehn Kranke.

Zu diesen gehörte Ehrlich.

Trotz dem Unglück, das ihm widerfahren war, hatte der junge Mann weder seinen Glauben noch seine Seelenheiterkeit verloren. Jene unsichtbare Welt, in der er schon vorher immer gelebt, hatte ihn nicht verlassen; ja seit er die Außenwelt nicht mehr sah, hatte er sich, wenn man so sagen kann, noch tiefer in die innere Welt versenkt, in welcher die Träume der Irren und der Begeisterten sich bewegen, jener beiden Classen von

Kranken, welche die zumeist materialistisch gesinnten Ärzte in eine zusammenwerfen.

Nicht so war es mit den armen Blinden, den Leidens — und Dunkelgefährten Ehrliche; ihnen galt der junge Begeisterte ein eindringlicher Tröster, der ihnen für die wirkliche Welt, aus welcher sie vertrieben waren, eine andere Welt offenbarte, die vielleicht nur den Abgeschiedenen sichtbar ist, die aber Ehrlich in Folge eines eigentümlichen Vorrechtes stets mit dem Auge seiner Seele gesehen hatte und die er, wie gesagt, noch deutlicher sah, seit die Augen seines Körpers erloschen waren.

Die Blinden standen gewöhnlich um Ehrlich umher, der fühlte, daß Trost von seinen Lippen floß und bisweilen von allen den wunderbaren Geschichten sprach, die sein inneres Auge schaute. So lang Ehrlich von einer andern Welt sprach, von einer Welt mit mildem ewigen Lichte für den Tag und die Nacht, in welcher der liebe Gott die Sonne sei wie die Engel die Sterne, in welcher alle guten Herzen und alle frommen Seelen sich zusammenfänden, um den ewigen Lohn für das Gute zu empfangen, daß sie in dem kurzen vergänglichen Leben getan; so lange er jene Welt nach dem Bilde der unsrigen beschrieb — der Mensch ist ja so schwach, daß er nicht einmal im Traume etwas Neues erfinden kann — so lange er jene Welt des Glaubens mit ihnen schönen schattigen Wäldern, ihren großen blumenreichen Gärten, ihren weiten ruhigen

Seen, ihren murmelnden Flüssen, ihren buntbefiederten Vögeln mit menschlicher Sprache beschrieb, hörten ihm alle zu und sahen dabei so gut, daß die armen Blinden eine kurze Zeit lang nichts vermißten, denn Ehrlich gab ihnen im Traume mehr als sie in der Wirklichkeit verloren hatten, und alle sehnten sich, nicht mehr nach der Welt der Vergangenheit, die sie verloren hatten, sondern nach der Welt der Zukunft, die ihnen verheißen wurde.

Freilich kam auch ein Augenblick, in welchem das Wort auf den Lippen des jungen Mannes versiegte, wie in der großen Sommerhitze eine Quelle vertrocknet. Dann erlosch auch das Licht allmählich, welches die glühende Rede des Sehers in ihrer Einbildung angezündet hatte, wie nach dem Gottesdienste die Kerzen allmählich verlöschen, welche die Kirche erleuchteten und den Goldschmuck des Altares glänzen ließen. Da fanden sich die armen Blinden wieder nicht in einfacher gewöhnlicher Nacht, sondern in dem doppelten physischen und geistigen Dunkel, in das sie der Mangel an Licht und der Mangel an Trost hinein trieb. Dann tappte jeder schweigend nach seinem gewohnten Sitzplatze denn die Macht der Gewohnheit ist so groß, daß selbst die Blinden einen Lieblingsplatz haben; — jeder also tappte nach seinem Platze und nahm mit sich ein Fünkchen jener Flamme, einen Schein jenes Lichtes, das letzte Flämmchen von der ewigen Lampe und pflegte und nährte es in seinen

Geiste wie sonst die Vestalin das heilige Feuer, dessen Leben ihr eigenes Leben war und dessen Tod auch ihren Tod nach sich zog.

Während die Armen den einzelnen Lichtern der Träume Ehrliche folgten, wie verirrte Reisende den Hüpfenden Irrlichtern nachgehen, versank er selbst in Gedanken an die Wirklichkeit; er sah vor sich die beiden Häuschen an den beiden Seiten der Straße, das zur Linken mit seinem Rebenkranze, das zur Rechten mit dem Epheukleide und in den Häuschen geliebte, über seine Abwesenheit und sein Unglück trauernde Personen, den alten Vater Kleine auf dem Schmerzenslager, die weinende Mutter Madelaine, Frau Marie und Mariechen betend, während der kleine Peter in der Sorglosigkeit seines Alters draußen in dem schönen Maiensonnenscheine umher lief, den Ehrlich nicht mehr sehen konnte, und bunte Schmetterlinge zu fangen suchte.

Er saß in der von der Tür entferntesten Ecke und war eben mit solchen Gedanken beschäftigt, als er plötzlich zusammenzuckte; es war ihm gewesen als knarre die Treppe unter einem leichten, ungewohnten Tritte; es war ihm gewesen, als höre er seinen Namen von einer weiblichen Stimme nennen; es war ihm gewesen, als vernehme er das leise Winseln, das ein Hund von sich gibt, der seinen Herrn nach langer Trennung wiedersehen soll, sein so empfängliches Herz fühlte, daß etwas Sanftes, Keusches, Tröstendes sich ihm nahe

wie die Ankunft eines Engels. Er stand unwillkürlich auf und ging laut atmend, mit ausgebreiteten Armen nach der Tür zu und zwar so gerade als habe er sein Augenlicht wieder gefunden. In diesem Augenblicke wurde die Tür geöffnet; etwas wie ein magnetischer Strom verband ihn mit der Person, die auf der Schwelle erschien und *ein* Ruf entwand sich der Brust Beider:

»Mariechen! — Ehrlich!«

Und ehe der Name laut über die Lippen gegangen war, lagen die beiden jungen Leute einander in den Armen.

Aber dem Freudenrufe folgte bei Mariechen ein Ausruf des Schmerzes. Als sie den Kopf von der Brust Ehrlichs erhob, schlug sie die Augen wieder auf, die sich unter gewaltiger Erregung und Rührung geschlossen hatten; ihre Blicke fielen auf den düsteren Saal, sie sah die traurigen Gestalten, die an der Wand gesessen hatten, langsam aufstehen und wankend Herbei kommen und mit einem Ausrufe des Entsetzens sank sie von Neuem in die Arme des jungen Mannes, um in jenem Tone, der zugleich liebe, Bedauern und Schmerz ausdrückt, zu sagen:

»Ach Ehrlich! Mein armer Ehrlich! «

Und ihre Arme sanken an ihr herab, als ob die Kräfte sie verlassen hätten.

Ehrlich erriet Alles, was in dem Herzen des Mädchens vorging, so vollständig, daß er nicht einmal sie zu trösten versuchte. Er drückte sie liebevoll an sich

und begnügte sich, ihren Namen zu flüstern und ihn zwanzigmal zu wiederholen, als sei er ein Echo feines Herzens, während Bernhard, der einzusehen schien, daß an ihn die Reihe noch nicht gekommen sei, einige Schritte davon stand und wartete, bis jene schmerzensreiche Freude sich erschöpft habe.

Die Freude trug indes bald den Sieg über den Schmerz Mariechens davon; ein minder peinlicher Seufzer entwand sich ihrer Brust; ihr Blick richtete sich von Neuem minder schmerzensvoll zu Ehrlich empor und in einem bereits dankbaren, wenn auch noch nicht ganz glücklichen Tone, wiederholte sie zum zweiten Male:

»Ehrlich! Mein armer Ehrlich!«

Die armen Blinden, welche Mariechen hatte aufstehen sehen, hatten sich ihr unterdes leise genähert und einen Kreis um ihren Freund gebildet; sie betasteten das Mädchen, als wollten sie das gute Mariechen kennen lernen, von dem Ehrlich so oft gesprochen hatte. Aber die Berührung durch alle diese wohlwollenden, aber neugierigen Hände erschreckte das Mädchen. Sie schmiegte sich so fester an Ehrlich an und sagte:

»Ach, guter Ehrlich, bitte sie, daß sie mich nicht so betasten, denn ich fürchte mich, da ich nicht weiß, was sie von mir wollen.«

»Fürchte nichts, liebes Mariechen, antwortete Ehrlich; »sie sind alle meine Freunde und haben Dich

darum lieb. Du weißt es nicht, daß die armen Blinden mit den Fingern sehen; sie berühren deine Kleider, um Dich ein wenig kennen zu lernen, wenn sie es wagten, würden sie auch dein Gesicht berühren, um Dich ganz kennen zu lernen; laß sie, Mariechen, denn es liegt in ihnen auch nicht der geringste böse Wille.«

»Ach, die Armen!« erwiderte Mariechen. »Wenn es so ist, verzeihe ich ihnen von ganzem Herzen, aber setze Dich mit mir auf eine Bank und sage ihnen, sie möchten uns ein wenig mit einander plaudern lassen. Ich habe Dir so viel, ach so viel zu sagen!«

Sie führte Ehrlich an eine Bank, auf die sie sich mit ihm setzte, während sie seine Hand in der ihrigen behielt.

Wir versuchen es nicht, ihnen bei den ersten Herzengergießungen zu folgen. Wer aber sehend unter diesen armen Blinden gestanden hätte, würde in den Zügen des Mädchens alle Empfindungen ihrer Seele erkannt haben, wie sie abwechselnd von der Freude zur Trauer, von dem Jubel zu Tränen überging.

Bisweilen drückte sie die Hände Ehrliche stärker, denn da goß sie nebst ihrer Liebe den Balsam der Hoffnung in das Herz des jungen Mannes. Die kaum vernehmlichen Töne ihrer Stimme waren da so lieblich und ergreifend wie die Klänge eine Liebesliedes.

Ehrlich seinerseits hatte den grünen Schirm von den Augen abgenommen, als könne er so mehr von Mariechen sehen. Sein blickloses, mit weißlicher Haut

überzogenes Auge war gen Himmel gerichtet; den Kopf beugte er etwas zurück nach der Wand und so konnte man sein melancholisches, träumerisch aufmerkendes Gesicht ganz sehen.

Die Blinden standen im Kreise entfernt um sie her, um so viel als möglich von dem zu hören, was die beiden Liebenden einander leise sagten und richteten die Augen, als könnten sie sehen, auf die Beiden, die Hand in Hand, an einander geschmiegt, dasaßen, während der Hund, wie ein Symbol, zu ihren Füßen lag, — eine reizende Gruppe unter dem barmherzigen Blicke des Herrn.

Plötzlich öffnete sich die Tür und der Hospitalaufseher trat in den Saal.

Mariechen und Ehrlich waren hinter den Blinden so versteckt, daß er sie im Anfange nicht bemerkte.

Bei dem Geräusch aber, welches durch das öffnen der Türe entstand, drehten sich Alle um und wenn auch die Blinden seinen Zorn nicht sehen konnten, ahnten sie ihn doch.

»Wo ist das Mädchen, das ohne Erlaubnis hereingegangen?« fragte der Mann.

Mariechen zitterte an allen Gliedern und stand auf, aber sie wagte nicht zu antworten.

»Na, ist man hier auch stumm wie blind?« fuhr er fort, indem er ein paar Blinde bei Seite schob.

»Was ist’s, Herr Aufseher?« fragte Ehrlich.

»Das Mädchen ist herein gegangen und hat gesagt, sie habe ihren Erlaubnisschein der Schildwache übergeben; ich habe ihn dem Soldaten selbst abverlangt; ersuchte eine lange Zeit vergeblich in allen Taschen und sagte endlich, er müsse das Papier verloren haben; aber der Husar wird seine Strafe bekommen.«

»Ach, Herr,« begann nun Marie mit ihrer sanften Stimme und ihre Hände faltend, haben Sie Mitleiden! der Husar ist aus unserem Dorfe, er weiß wie sehr ich Ehrlich lieb habe und wie gern ich ihn sehen wollte; er hatte meine Tränen gesehen als der Kürassier mich zurück wies, und hat sich nun für mich aufgeopfert. Ach, guter Herr, tun Sie ihm nichts zu Leide, weil er mitleidig gegen mich war.«

»Es ist also wahr, was ich mir dachte?« fragte der Mann. »Sie hatten gar keinen Erlaubnisschein? «

»Nein, antwortete Mariechen; ich habe nur einen Passierschein.«

Sie zog dabei das russische Papier schüchtern aus dem Busen.

Der Mann überblickte es und sagte:

»Das kenne ich nicht. Das gilt bloß, um auf den Straßen zu gehen, nicht aber in die Krankenzimmer sich zu schleichen. Also hinaus, Mädchen, und so geschwind als möglich!«

»Ach, mein guter Herr!«

»Was soll’s?« fragte der Mann, der sich gewaltig wunderte, wie man ihm, und sei’s mit einer Bitte,

entgegentreten könnte.

»Nur ein halbes Stündchen noch nur ein Halbes Stündchen!« fuhr Mariechen fort. Ich werde zu dem lieben Gott beten für Sie und dankbar Ihnen die Hände küssen.«

»Lassen wir die Kinderei, Mädchen,« entgegnete der Mann wie Jemand, der entschlossen ist, nicht nachzugeben.

»Nun ja,« sagte Mariechen, ich sehe ein, daß eine halbe Stunde zu viel ist, also — nur ein Viertelstündchen!«

»Keine Minute, keine Sekunde! Hinaus!«

Um des Himmele Willen, guter Herr,« sagte Mariechen in Verzweiflung; ich komme von dem andern Ende des Departements her und habe fünfzehn Stunden in einem Tage gemacht mit Hilfe mitleidiger Menschen, denen ich begegnete, um Ehrlich zu sehen; ich bin schon Ursache, daß ein Duell zwischen zwei Männern sein und der arme Bastian wegen seines Mitleides mit mir gestraft werden wird; nun endlich sehe ich Ehrlich, der mich nicht mehr sehen kann und kaum habe ich ihm ein paar Worte des Trostes gesagt, so jagen Sie mich fort! Ach, wenn Sie wüßten, was wir einander noch alles zu sagen haben, Sie würden gewiß Mitleid mit uns haben.«

»Wirst Du nun gehen oder nicht?« fragte der Mann, indem er mit dem Fuße aufstampfte. »Soll ich Dich selbst hinaus bringen?«

»Ach, Herr, bringen Sie mich nicht um!« fuhr das arme Mädchen in Verzweiflung fort. »Sei still, Bernhard, und knurre nicht so, der Herr ist gut, er wird mich noch einige Minuten bleiben lassen; er wird Mitleid mit einem armen Blinden haben und ihm nicht das Herz zerreißen wollen. Herr, Sie sind auch ein Mensch; es kann Ihnen auch ein solches Unglück zustoßen. Wenn Sie nun auch blind geworden wären und Ihre Mutter, Ihre Schwester oder Ihre Braut käme, um Sie zu besuchen, würden Sie nicht sehr traurig sein, wenn man sie fortschickte? Sie werden mich also auch nicht fortschicken, nicht wahr, mein guter Herr? Sie lassen mich da bei — Ehrlich nicht eine halbe, nicht eine Viertelstunde, nicht einige Minuten, sondern bis er die Erlaubnis erhalten hat das Hospital zu verlassen und mit nach Haramont zu gehen? Mein guter Herr, um Gottes Barmherzigkeit Willen bitte und beschwöre ich Sie!«

Das arme Mädchen sank auf die Knie nieder und hielt mit der Hand Bernhard zurück, dessen Augen glühten und der sich auf den Mann stürzen wollte. Die Blinden ihrerseits murrten, denn sie alle fühlten sich in der Person Ehrlichs von dieser Grausamkeit betroffen.

Ehrlich selbst stand schweigend da, aber mit krampfhaft geballten Fäusten; man sah es ihm an, daß der fromme Jüngling die geduldige Langmut zu Hilfe rief, die ihm die Vorsehung gegeben hatte.

Der Aufseher faßte Mariechen jetzt am Arme.

»Schweigt!« rief er den murrenden Blinden zu, »still Du!« sagte er zu dem knurrenden Bernhard. »Jedermann schweige und gehorche oder ich lasse den Hund erschießen und das Mädchen einsperren.«

Kaum hatte er diese doppelte Drohung ausgesprochen, während Mariechen den Hund kaum noch zurückhalten konnte, so fühlte der Aufseher sich wie von einem an der Kehle gepackt, von den Händen Ehrliche, der dieselben zum ersten Male in seinem Leben zu einer Drohung zusammen nahm.

»Ah!« sagte Ehrlich erbleichend und indem er die Augen auf ihn richtete, denen das fehlende Leben einen schauerlichen Aufdruck gab. »Du unglückseliger schlechter Mensch, Du falscher Christ, willst Bernhard erschießen und Mariechen einsperren lassen! Preise Dich glücklich, wenn der liebe Gott Dich jetzt nicht gesehen und gehört hat!«

Der Mann ächzte nach Luft und der Unwille der armen Blinden grollte um ihn her wie ein nahender Sturm, der ihn vernichten solle.—

»Ehrlich!« rief Mariechen, die mit der einen Hand Bernhard hielt und mit der andern den Arm des jungen Mannes faßte, Ehrlich, um Gottes Willen laß den Mann los; er bereut gewiß selbst, daß er uns weh getan hat.«

»Du hast Recht, Mariechen,« antwortete Ehrlich, indem er den Aufseher losließ; »Du hast Recht, wir wollen uns nicht noch unglücklicher machen als wir sind; komm her, daß ich Dir noch einen Kuß gebe.«

Als er merkte, wie schwer es dem Mädchen wurde, den Hund zurück zu halten, sagte er:

»Komm her, Bernhard! Armer Freund, ich war so glücklich, daß ich an Dich noch gar nicht dachte.«

Bernhard vergaß in seiner Freude über die ersten Worte seines Herrn zu ihm den Hospitalaufseher, stellte sich so lang er war an Ehrlich empor und leckte mit der Zunge liebkosend über die erloschenen Augen.

Aber Mariechen sah auch ein, daß ein Mann da sei, den sie besänftigen müsse. Sie ließ deshalb Ehrlich los und trat mit stolzerer Würde als man von ihrem Stande und ihrem Alter hätte erwarten sollen, zu dem Aufseher, scheinbar ruhig, aber doch ohne große Tränenperlen unterdrücken zu können, welche still über ihre Wangen flossen.

»Ich gehe, Herr,« sagte sie, »aber verzeihen Sie Ehrlich, verzeihen Sie Bastian; ich verspreche Ihnen, daß der liebe Gott, der uns Allen ein Beispiel des Erbarmens ist, Sie belohnen wird, denn es ist eine gute Tat. Auch Sie haben ein Herz und an dieses Herz, wende ich mich. Nicht wahr, Sie sind so gütig zu vergessen? Ich bete dann auch für Sie zu Gott.«

Ob nun der Mann sich der Gefahr nicht aussetzen wollte, noch einmal die kräftige Faust Ehrliche oder gar die Zähne Bernhards gegen sich zu haben, oder ob ihn diese Nachgiebigkeit entwaffnete, genug, er sagte:

»Nun, so gehe, und wenn die Sache verschwiegen bleibt, so will auch ich aus Mitleiden mit Dir nicht

sagen.«

Mariechen ergriff seine Hand und küßte sie.

»Ach ja, Sie sind ein braver Mann,« sagte sie; »ich wußte es wohl. Ja, ich gehe sogleich; nur Abschied will ich noch nehmen.«

Zum letzten Male schlang sie die Arme um den Hals des armen Blinden, gab ihm einen langen Liebesfuß und flüsterte ihm dabei die Worte zu:

»Sei ruhig, Ehrlich, ehe der Tag vergeht, habe ich die Erlaubnis erlangt, Dich zu besuchen.«

Dann ging sie, aber ohne diesmal ihren Schmerz beherrschen zu können, schluchzend nach der Tür zu; da drehte sie sich noch einmal um, schrie laut auf und wollte wieder in den Saal zurückkehren, aber der Aufseher vertrat ihr den Weg und nötigte sie, hinaus zu gehen. Ehrlich saß unterdes in sich zusammen gesunken, unbeweglich auf seiner Bank und hatte eben nur noch die Kraft, Bernhard bei sich zurück zu halten, der von Neuem dem Mädchen zu Hilfe eilen wollte.

Mariechen kam halb irr vor Schmerz in dem Hofe an, auf dessen Schwelle Bastian noch Schildwache stand.

Erschöpft, wankend, von Schmerz zerrissen, blickte sie hier noch einmal um sich, um, ehe sie dies Haus der Schmerzen verlasse, irgend ein Wesen zu suchen, das sie um Schutz und Hilfe angehen könnte, um Ehrlich oder vielmehr sich selbst Wort halten zu können.

Eine ziemlich elegant gekleidete Frau stand an dem Fenster eines Zimmers des ersten Stockes, welchen

wahrscheinlich die oberen Beamten des Hospitals bewohnten.

Mariechen sah diese Frau durch den Schleier ihrer Tränen hindurch, sie meinte, von ihr könne ihr Hilfe kommen, wischte darum schnell die Tränen ab, um besser sehen zu können, breitete nach ihr die Arme aus wie nach einer Mutter Gottes und rief:

»Madame, im Namen Gottes, im Namen Ihres Mannes, im Namen Ihrer Mutter, im Namen alles dessen, was Sie in dieser Welt lieben, Erbarmen, Erbarmen für einen armen Blinden!«

Die Dame blickte Mariechen an als begreife sie von allein nichts und als schwanke sie zwischen dem Mitleiden, das in ihrem Herzen sich zu regen begann, und zwischen der Scheu vor einem lächerlichen und vielleicht ganz unpassenden Auftritte.

Sie trat schnell vom Fenster zurück, als wolle sie fliehen.

X.

Die Frau des Oberarztes.

Mariechen, welche die Ursache dieser Bewegung erriet, stieß einen so verzweiflungsvollen schmerzensreichen Schrei aus, daß die Dame ergriffen stehen blieb und mit Erstaunen nach dem jungen Mädchen sah, welche ihre hoffenden beträuten blauen Augen zu ihr erhob, in denen gleichzeitig die Furcht zurückgewiesen zu werden und Dank für eine noch zu empfangende Wohltat sich ausdrückten.

Da gewann bei ihr das Mitleid die Oberhand über die Besorgnis.

»Komm herauf, mein Kind,« sagte sie zu ihr, »und sage mir, was ich für Dich tun kann.«

Und mit dem reizenden Lächeln, mit welchem die Frauen ihre guten Handlungen begleiten, setzte sie hinzu:

»Wenn es in meiner Macht steht das zu tun, was Du wünschest, will ich gern alles aufbieten.«

Mehr verlangte Mariechen nicht und so eilte sie mit freudig klopfenden Herzen die Treppe hinauf.

Die Dame erwartete sie auf der Schwelle der offenen Tür, faßte sie an beiden Händen, zog sie in das Zimmer hinein und sagte:

»Nun komm, armes Kind, und erzähle mir die Ursache dieses großen Schmerzes.«

Dann nötigte sie Mariechen sich zu setzen. Aber ehe dieselbe sprach, zeigte sie zitternd auf einen Offizier, der in dem Zimmer, in welchem sie sich befanden, an einem Schreibtische schrieb und dessen reich mit Gold gestickter Kragen sie gewaltig erschrecke.

Die Dame erriet das mit der sichern Ahnung, welche die Frauen besitzen und sagte:

»Fürchte Dich nicht vor dem Herrn da, welcher arbeitet; er achtet gar nicht auf uns.«

»Sie erlauben also, daß ich alles sage.«

»Ich bitte darum, mein Kind.«

Und in der Stimme der Dame lag so innige Teilnahme, so sanftes Mitleiden, daß Mariechen nicht zögerte.

»So hören Sie, Madame. Wir sind arme Leute in den kleinen Dorfe Haramont, das am andern Ende des Departemente, vierzehn oder fünfzehn Stunden von hier, liegt. Wir wohnten — meine Mutter, ich und mein kleiner Bruder, — Vater Kleine, Madelaine und Ehrlich in zwei Häuschen, die einander gegenüber stehen. Wir hatten einander nie verlassen, kaum einen Augenblick aus den Augen verloren. Wir liebten einander, als gehörten wir zu einer einzigen Familie, nur daß ich Ehrlich vielleicht noch etwas lieber hatte als meinen Bruder.«

»Da kam die Aushebung zum Militär und nahm uns Ehrlich . . . Wir mußten uns trennen, erhielten aber mehre Briefe von Ehrlich, die anfangs voll von Hoffnung waren und uns in unserer Ergebung aufrecht hielten. Endlich kam der letzte. Ach Madame, der letzte, in welchem Ehrlich an seine Mutter schrieb, daß er an den Augen leide und blind zu werden fürchte. Und in diesem war ein anderer an mich eingeschlossen, in dem er mir Alles sagte, nämlich daß er für immer blind sei. Ach, Madame, Madame, da wäre ich beinahe gestorben. Ich fiel ohnmächtig unter den Bäumen nieder und sah gar nichts mehr um mich her.

»Zum Glück sah mich der liebe Gott und er hatte Mitleid mit mir, er gab mich dem Leben wieder und mir damit auch den Gedanken ein, Ehrlich aufzusuchen und den Armen zu pflegen, der neunzehn Jahre lang zwei Mütter und eine Freundin gehabt und nun gar Niemanden mehr hatte. Ich holte also das Geld für ein Kalb, das wir verkauft hatten, und machte mich auf den Weg. In drei Tagen glaubte ich die Reise machen zu können, aber gute Menschen hatten Mitleid mit mir und nahmen sich meiner an, so daß ich teils zu Wagen, teils zu Esel in einen Tage angekommen bin, ohne daß es mich etwas kostete. Heute früh nun wollte ich in das Hospital gehen, aber man sagte mir, es dürfe Niemand ohne Erlaubnis hinein, namentlich zu den Blinden. An wen sollte ich mich wenden? Ich kannte Niemanden und Sie hatte ich noch nicht gesehen. Ich bat da einen

Soldaten aus unserem Dorfe, den ich kannte, den Husaren Bastian, der sich wahrscheinlich heute meinetwegen schlägt, was meine Betrübnis noch größer macht. Bastian stand für einen Andern Schildwache, ließ mich trotzdem Verbote hineingehen und sagte, einer Freundin wegen könne er wohl vierundzwanzig. Stunden Arrest wagen. So kam ich hinein, Madame, in den Blindensaal. Waren Sie einmal dort? O es ist traurig . . . Ich sah da Ehrlich wieder und war recht glücklich und auch recht unglücklich bei ihm, als der Aufseher erschien, mich mit Gemalt hinausbringen wollte und als ich mich weigerte, mich beleidigte und mich fast schlug.«

Der Mann mit dem goldgestickten Kragen machte eine Bewegung.

Mariechen erkannte, daß sie, ohne es zu wollen, den Mann verklagt hatte und setzte deshalb hinzu: »Er sagte freilich, es sei nicht seine Schuld, er müsse so handeln, es sei so vorgeschrieben. Deshalb verzeihe ich ihm auch gern von ganzem Herzen, besonders weil ich Sie gefunden habe . . . Da lief ich wie wahnsinnig fort und versprach Ehrlich, Jemanden zu finden, der uns schütze, der uns wieder vereinige, der es nicht zugebe, daß wir wieder getrennt würden, und als ich in den Hof herauskam, sah ich Sie, Madame. Mir war es, ich weiß nicht warum, daß Sie der Schutzengel sein würden, den ich suchte. Deshalb streckte ich die Arme nach Ihnen

aus, deshalb rief ich Ihnen zu, deshalb kam ich und deshalb liege ich da zu Ihren Füßen.«

Mariechen fiel wirklich auf die Knie nieder vor der Dame, deren Augen sich während der Erzählung mit Tränen gefüllt hatten, und küßte ihr das Kleid, wie sie etwa das Gewand der Mutter Gottes geküßt haben würde.

Die Dame antwortete nicht, aber sie sah fragend den Mann mit dem goldgestickten Kragen an, der sich umgedreht hatte und leicht mit dem Kopfe nickte.

Dann sagte er zu dem Mädchen:

»Mein Kind, ich habe den Anfang deiner Geschichte nicht gehört, weil ich nicht darauf achtete. Der Kranke, der Blinde, heißt Ehrlich?«

»Ja, Herr Offizier,« antwortete Mariechen, die bei den ersten Worten des Herrn aufgestanden war.

»Er war bei der Artillerie und verlor das Gesicht durch das Auffliegen eines Pulverwagens?«

»Ja, Herr Offizier.«

»Und wie stehst Du zu diesem Soldaten, ist er dein Bruder?«

»Ich habe es der Dame da schon erzählt, « antwortete Mariechen mit niedergeschlagenen Augen.

»Ich habe Dir aber auch schon gesagt, daß ich anfangs auf deine Erzählung nicht geachtet.«

Mariechen schlug die klaren unschuldigen Augen auf, sah den Offizier an und antwortete:

»Nein, Herr Offizier, ich bin nicht seine Schwester, aber wir wohnen von unserer Geburt an dicht neben einander, fast in einem Hause; eine unserer Mütter, die meinige hat uns beide genährt; seine Eltern sind die meinigen und seit wir wissen, was Arbeit, was Freude und Schmerz: ist, teilten wir Schmerz, Freude und Arbeit mit einander, so daß ich lange glaubte, er sei mein Bruder . . . «

»Jetzt glaubst Du es nicht mehr?«

»Seit er so unglücklich ist, habe ich eingesehen, daß ich seine Schwester nicht bin.«

Der Offizier stand auf und trat zu Mariechen.

Sie zitterte sehr, aber die Dame faßte sie an der Hand und dies beruhigte sie.

»Armes Kind!« jagte die Dame.

»Du liebst ihn?« fragte der Offizier.

»Ach ja,« antwortete Mariechen mit Innigkeit, »mit ganzer Herzen.«

»Aber wenn Du nicht reich bist . . . «

Der Offizier unterbrach sich. und setzte hinzu:

»Besitzt Ihr etwas Vermögen?«

»Der Großvater Ehrliche besaß einige Felder, die er mit einem Esel und einem Ochsen selbst bestellte, aber jetzt hat ihn der Schlag getroffen, er ist gelähmt und kann nicht mehr arbeiten. Auch ist er auf seine Felder noch etwas schuldig und vielleicht kann er das nicht bezahlen, denn die Kosaken haben bei uns gelagert und

ihre Pferde Alles niedergetreten. Ehrlich wird also wohl, fürchte ich, nicht reicher sein als ich . . . «

»Liebes Kind, wenn er nicht reicher ist als Du, wäre es sehr unklug von Dir, einen armen Blinden zu heiraten.«

»Was sagen Sie?« fragte Mariechen, die ihn nicht verstanden hatte.

»Ich sage, Du mußt das Unglück zu vergessen suchen, das ihn betroffen hat und einen Andern lieben.«

Mariechen lief es kalt durch alle Adern.

»Ich, ich soll Ehrlich vergessen und verlassen, weil der liebe Arme nicht mehr sehen, nicht mehr allein gehen kann! ich soll aufhören, meinen Bruder, meinen Verlobten zu lieben, weil er unglücklich ist! Ach, Herr, sagen Sie solche Worte nicht mehr zu mir, denn sie durchbohren mich wie Messer und erfüllen mich mit Schauer.«

Und sie schien umsinken zu müssen, als habe sie wirklich einen Dolchstoß in das Herz erhalten.

Die Dame trat schnell hinzu und hielt sie.

»Du hast dem armen Kinde sehr weh getan,« sagte sie zu dem Herrn.

»Es geschah nicht in böser Absicht, antwortete der Offizier, »und ich werde ihr das beweisen.«

Gegen Mariechen setzte er hinzu:

»Du würdest Dich also freuen, schönes Kind, wenn dein Ehrlich mit Dir nach Hause zurückkehren

könnte?«

Mariechen richtete den Kopf empor und sah den Offizier fragend an, als glaubte sie nicht recht gehört zu haben.

»Ich frage, liebes Kind, ob Du Dich freuen würdest, wenn Du mit deinem Geliebten nach Hause gehen könntest?«

Ein Ausdruck von Freude, Erstaunen und Zweifel, ein unmöglich zu beschreibender Ausdruck malte sich in ihrem Gesichte, ihre großen blauen Augen, die so klar waren wie der heitere Himmel, ruhten unverwandt auf dem Offizier. Endlich stammelte sie:

»Ob ich mich freuen würde? Ach, eine solche Frage könnte mich um alle Besinnung bringen. Täuschen Sie mit nicht, Herr, ich beschwöre Sie. Ich könnte es nicht ertragen nach allem, was ich schon gelitten habe. Ist denn ein solches Glück wahrscheinlich, ist es möglich? darf ich es hoffen?«

Und sie streckte bittend die Hände nach dem Offizier aus.

»Hoffen muß man immer, mein Kind,« sagte der Offizier. »Aber zürnen darfst Du denen nicht, welche dir Hoffnung machen und sie dann nicht erfüllen können.«

»Sie wollen also einen Versuch machen?« fragte Mariechen.

Der Offizier nickte lächelnd und antwortete:

»Ich werde tun was ich kann.«

»Ach, Madame, « sagte Mariechen, »daß ich Ihrem Herrn Gemahl nicht beweisen kann, wir dankbar ich bin!«

Die Dame küßte sie freundlich auf die Stirn.

Der Offizier, der Oberarzt am Hospital, schnallte den Degen um, welcher neben ihm auf einem Stuhle lag, nahm seinen Hut und ging lächelnd hinaus.

Mariechen hatte nicht mehr die Kraft ihm zu danken; nur einige unverständliche Worte gingen über ihre Lippen.

»Nun,« sagte die Dame, »da Du Dich ein wenig beruhigt hast, wollen wir auch für die materiellen Bedürfnisse sorgen. Es ist beinahe Mittag und Du hast wahrscheinlich noch nichts gegessen.«

»Allerdings,« antwortete das Mädchen, ich habe noch nichts genossen als ein paar Tropfen Wein auf Ehrlichs Wohl.«

»Gegessen hast Du also nicht?«

»Wie hätte ich essen können, Madame? das war ganz unmöglich. Das Herz war mir viel zu schwer.«

»Nun, da die Hoffnung Dir das Herz erleichtert hat, kannst Du frühstücken.«

»Ach, mein Gott!« antwortete Mariechen, die so viel Güte in große Verlegenheit brachte.

»Nun wer weiß, vielleicht bekommst Du Ehrlich wieder. Dann gehst Du wahrscheinlich sogleich mit ihm fort . . . «

»Keine Minute warte ich.«

»So mußt Du Dich zu der weiten Wanderung stärken.«

Sie schellte und eine Magd erschien.

»Trage Frühstück für das Mädchen da auf, besonders gute Bouillon, die ihr am nützlichsten sein wird.«

»Ach, Madame, « fiel Mariechen ein, »der liebe Gott allein kann Ihnen alle diese Güte vergelten.«

»Er wird mir es hoffentlich dadurch vergelten, daß er Dich glücklich werden läßt.«

Das Herz Mariechens war zum Überströmen voll; sie wußte nicht, wie sie ihre Dankbarkeit ausdrücken sollte, ja sie konnte überhaupt kaum sprechen. Sie vermochte nicht zu tun als die Hände ihrer Wohltäterin zu drücken und zu küssen.

Nach wenigen Minuten meldete die Magd, daß das Frühstück bereit sei. Die Frau des Oberarztes nahm den Arm Mariechens und führte sie in das Speisezimmer.

Auch erhielt das Mädchen allmählich Mut und so ließ sie sich durch die Dame bereden zuzulangen und zu essen.

Nach dem Frühstück hörte man auf der Treppe ein Geräusch, als kämen mehre Personen herauf. Unter diesen verschiedenen Personen glaubte Mariechen, die in ihrer Angst auf Alles achtete und lauschte, eine zu erkennen, die auf den Stufen unsicher auftrat.

»Mein Gott!« flüsterte sie und sah zitternd nach der Tür hin.

Die Tür öffnete sich und Ehrlich erschien vor dem Oberarzte auf der Schwelle mit einem Reisesack auf dem Rücken und einem Stocke in der Hand.

»Mariechen, Mariechen!« rief er aus, »Du bist hier, nicht wahr? Mariechen, ich habe meinen Abschied, ich habe meine Marschroute, ich bin nicht mehr Soldat und darf mit Dir nach Haramont zurückkehren.«

»Ist das wahr, ist das wahr, Herr?« fragte Mariechen, welche den Worten ihres Freundes noch nicht zu glauben wagte.

»Ich sage Dir es ja, fiel Ehrlich ein. »Der gute Herr Oberarzt hat alles durchgesetzt.«

Und er trat in das Zimmer hinein mit ausgebreiteten Armen, um Mariechen zu suchen.

Diese aber hatte nicht den Mut ober vielmehr die Undankbarkeit, ihm entgegen zu gehen; sie drehte sich viel. mehr nach der Frau des Oberarztes um, fiel vor ihr auf die Knie und sprach:

»Ach, Madame, ach, meine Wohltäterin, wenn Ihnen der Himmel nicht offen steht, kann Niemand selig werden! Ich danke Ihnen, ich danke. Ich sterbe vor Freude! . . . Dank! Dank!«

Und sie hatte Recht; der Herr hatte auf sie die ganze Last der Freude fallen lassen, die sie zu tragen vermochte; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und sank in Ohnmacht. Aber eine Ohnmacht aus übergroßer

Freude währt meist nicht lange und ist auch nicht gefährlich. Auch Mariechen kam bald wieder zu sich und fand da ihre Hände in den Händen Ehrlichs.

In dieser Wiedervereinigung der beiden Liebenden, die sich für getrennt gehalten hatten, lag ein Augenblick des höchsten Glückes, an welchem die Zuschauer Anteil nahmen, welche so tätig dabei gewesen waren.

Als dem Oberarzte und der Gattin desselben aus Herzensgrunde Dank gesagt war, hatte Mariechen keinen andern Wunsch mehr, als sich so schnell als möglich von dem Orte zu entfernen, wo sie so viel gelitten hatte.

Dieser Wunsch war auch so natürlich, daß er nur ausgesprochen zu werden brauchte, um verstanden zu werden. Der Oberarzt empfahl dem armen Kranken noch die Augen mit erweichenden Mitteln zu baden, wenn er dieselben haben könne, oder wenigstens mit kaltem Wasser, wenn ihm sonst nichts zur Hand sei. Eine Hauptsache aber sei es, daß die Augen bedeckt blieben, wenn nicht mit einer Binde, welche das Licht ganz ausschließen, doch mit einem grünen Schirme.

Übrigens wünschte der Oberarzt sehr, daß Ehrlich und Mariechen Plätze auf der Pariser Post nähmen, welche sie in Villers-Cotterêts abgesetzt haben würde; aber beide schienen eine Abneigung dagegen zu haben, denn beide weigerten sich entschieden und sagten, sie gingen viel lieber zu Fuß und wären lieber allein als

getrennt, und wäre es nur durch die Anwesenheit von Fremden.

Endlich begleiteten sie der Oberarzt und dessen Gattin bis an die Tür, wo Bastian sie erwartete.

Die Freude des Husaren war groß, als er durch die Anwesenheit dieser beiden Personen von allem unterrichtet wurde, was geschehen war. Mariechen aber war nicht ohne Besorgnis wegen des Streites, den Bastian ihretwegen gehabt hatte und der um fünf Uhr ausgemacht werden sollte.

Aber Bastian beruhigte sie; er hatte sich bereits einen unfehlbaren Hieb ausgedacht, durch den er den Kürassier im Gesicht zeichnen wollte.

Mariechen konnte den Husaren nicht so überzeugt sehen, ohne es selbst zu werden; sie nahm also Abschied mit leichterem Herzen von ihm.

Bastian hatte zwar Lust, beide bis vor die Stadt hinaus zu begleiten, da sie aber durch das Thor von Soissons gehen mußten, während ihn die Ehre um fünf Uhr an das entgegengesetzte führte, so mußte er davon abstehen. Er drückte ihnen nur die Hand, nahm Herzlich Abschied und versprach sobald als möglich nach Haramont nachzukommen.

XI.

Die Wallfahrt.

Mariechen führte den blinden Ehrlich, aber an der Ecke der ersten Straße blieb sie stehen und sagte:

»Ehrlich, hattest Du keinen andern Grund als den, welchen Du dem guten Oberarzte angabst, um nach Hause zu gehen?«

»Und Du, Mariechen?« fragte Ehrlich, der einsah, daß der Wunsch seines Herzens und der des Herzens Mariechens sich begegneten.

»Ich«, antwortete Mariechen, »ich dachte daran, daß ich ein Gelübde getan.«

»Unserer lieben Frau von Liesse, nicht wahr?«

»Und da Du in deinem vorletzten Briefe einen Wunsch aussprachst, der mit diesem Gelübde übereinstimmte, so möchte ich wohl wissen, ob Du der Meinung wärst, daß wir miteinander gingen.«

»Es ist seltsam,« sagte Ehrlich, sich wollte Dich darum bitten.«

»Nun, Du siehst daraus, entgegnete das Mädchen, daß unsere Herzen übereinstimmen wie immer vorher und hoffentlich auch später. Wir wollen also zu der Mutter Gottes gehen.«

Es blieb demnach nichts weiter übrig, als daß sie sich erkundigten, welchen Weg sie dahin einzuschlagen

hätten.

Der Erste, den sie darum ansprachen, konnte ihnen Auskunft geben und so machten sie sich auf nach der Kapelle der wundertätigen Mutter Gottes. Sie hatten dabei freilich beinahe durch die ganze Stadt zu geben und es war ein seltsamer Anblick für die Einwohner, das junge Bauernmädchen zu sehen, das den armen blinden Soldaten durch die Straßen führte. Laon ist überdies keine große Hauptstadt und die Geschichte von der Aufopferung Mariechens hatte sich bereits verbreitet. Jedermann fühlte sich deshalb von Teilnahme ergriffen, wenn er Ehrlich neben dem Mädchen geben, besonders aber wenn er die Freude und den Stolz sah, welche in dem triumphierenden Gesichte des Mädchens glänzten und ihr etwas ungemein Edles und Schönes gaben. Selbst der Hund, der bescheidene Bernhard, empfing seinen Anteil an der allgemeinen Bewunderung.

Übrigens sehnte sich Mariechen sehr aus der Stadt hinauszukommen. Der Sieg, den sie errungen, war ihr so heftig streitig gemacht worden, daß sie sich über denselben in hohem Grabe verwunderte, ja kaum daran zu glauben wagte und zitterte, das Opfer eines Umschlags des Geschickes zu sein. Es überlief sie kalt, wenn sie daran dachte, irgend ein unerwarteter Umstand könne ihr den armen Freund wieder nehmen, den sie sich durch Ausdauer, Tränen und Liebe errungen hatte.

Endlich erreichte sie das Thor der Stadt, schritt durch die Vorstadt, sah vor sich die lange Reihe von Bäumen an der Straße, das Feld, den fernen Horizont und atmete frei, seit langer Zeit zum ersten Mal mit voller Brust.

Da erst entwand sich ihren Lippen ein Ausruf aufrichtiger lauter Freude, denn nun erst hielt sie sich wirklich für gerettet.

»Ah,« sagte sie, die Augen zum Himmel erhoben, während sie das Zeichen des Kreuzes machte, »komm, komm, Ehrlich; nun sind wir frei, denn nichts ist mehr zwischen uns und dem Auge Gottes.«

Ehrlich brauchte nicht besonders angeregt zu werden. So lange er sich in der Stadt befunden, hatte er die vielen lästigen und neugierigen Menschen umher, wenn nicht gesehen, doch geahnt. Im Freien draußen fühlte auch er sich frei, zufrieden und glücklich — so glücklich als es, ein armer blinder Mensch sein kann, der die Geliebte an sein Herz drückt, dieselbe aber in Zukunft nur mit den Augen der Erinnerung sehen soll.

Dagegen sah Ehrlich fast so deutlich wie mit den körperlichen Augen die grünenden, blühenden Ebenen, die blätterdichten schönen gesangsreichen Wälder, der herrlichen blauen Maihimmel mit den wenigen weißen Wölkchen, die so langsam in dem Luftmeere schwammen, daß sie Milchflecken am blauen Firmamente glichen.

So schnell die beiden Wanderer auch gingen, konnten sie doch an diesem Tage nur fünf Stunden Weges

zurücklegen, da sie Laon erst nach drei Uhr Nachmittags verlassen hatten. Sie blieben also über Nacht in Gizy, dem gewöhnlichen Wirtshaus der Wallfahrter.

Und hier begann für Mariechen ihre fast mütterliche Rolle; sie sorgte dafür, daß es dem armen Ehrlich an nichts fehle; sie badete selbst mit frischem Quellwasser seine glanzlosen Augen, denn die äußere Fläche der Hornhaut, die von dem Feuer berührt worden war, begann sich abzulösen und nach einer Mahlzeit, die trotz ihrer Einfachheit jene weit übertraf, welche er seit zwei Monaten im Hospitale erhalten hatte, führte sie ihn in seine Kammer, worauf sie sich in die ihrige begab.

Es war dies allerdings auch eine Trennung, aber sie hatte in dem Herzen die Überzeugung, daß die Abwesenheit nur eine kurze sei, daß nichts mehr in der Welt sie von einander zu scheiden vermöge und daß sie ihn am andern Morgen da wieder finde, wo sie ihn am Abende verlassen.

Als die aufgehende Sonne am andern Morgen durch die schmalen Fensterscheiben des Wirtshauses schien, schon warm und glänzend, obgleich noch von Nebeln umhüllt, als die Vögel lustig fangen, von einem Zweige auf den andern im Garten hüpften und ihre Federn putzten, klopfte Mariechen an die Tür Ehrlichs, den sie bereits angekleidet und reisefertig fand.

Ein Dutzend Wallfahrter hatten die Nacht in demselben Wirtshaus verbracht und standen nun zum

Aufbruche bereit in Hofe.

Es waren darunter Unglückliche, welche die Wallfahrt für sich selbst und in der Hoffnung machten, durch die göttliche Gnade von Krankheiten geheilt zu werden, an denen die Kunst der Ärzte gescheitert war; Andere dagegen machten die Reise für irgend einen armen Kranken, den die Krankheit selbst davon zurück hielt und an das Lager kettete. Jeder dieser Wallfahrter, der für sich oder für einen Andern hoffte, schien vor allem das Bedürfnis zu fühlen, seine Schmerzen zu erzählen, sein Leiden einem Nachbar anzuvertrauen und — da in dieser traurigen Welt überall der Zweifel sich einnistet — seinen wankenden Glauben an einen stärkeren Glauben zu stützen.

Nach einem viertelstündigen Gange kannten also auch Ehrlich und Mariechen allen Kummer, alles Leid und alle Hoffnungen, von denen sie umgeben waren. Wollten sie nun nicht gegen das wechselseitige Vertrauen der Unglücklichen unter einander sündigen, so mußten sie auch ihr Leid erzählen.

Diese Erzählung Mariechens — denn sie sprach, während Ehrlich sich an dem lieblichen Klange ihrer Stimme weidete, lächelte und zuhörte — diese Erzählung erregte allgemeine Teilnahme, welche sich sofort durch tröstende Reden kundgab. Jeder wußte eine Blindengeschichte zu erzählen. Alle hatten Blinde gekannt, welche durch das wundertätige Muttergottesbild von Liesse geheilt worden waren.

Einige dieser so Hochbegnadigten waren sogar Blindgeborne und die Hoffnung für einen, der durch einen Unfall das Augenlicht verloren hatte, mußte also noch um vieles größer sein. Noch größer wurde aber die Hoffnung, fast zur Gewißheit durch den innigen festen Glauben, mit welchem das junge Paar die fromme Wallfahrt unternahm.

Man kam unterdes immer weiter und mit einen Male, auf dem Gipfel eines Hügels, erblickte man das Dörfchen an dem Wäldchen und mitten unter den Häusern den Turm der Kirche mit den Wunderbilde.

Alsbald sanken alle auf die Knie nieder und einer der Wallfahrter stimmte ein Lied an, das alle nachsangen, teils laut, teils in Gedanken.

Nach den Liede bekreuzigte sich ein Jedes und stand auf und die kleine Schaar, die bei dem Anblicke der heiligen Oase die Mühen und Anstrengungen der Wandertage vergaß, verdoppelte ihre Schritte, um das Ziel zu erreichen.

Mit tiefster Bewegung betrat unser Paar die von Weltrauchduft und hellem Kerzenlichte erfüllte Kirche. An allen Wänden hingen Votivgaben dankbarer Wallfahrter und ein großer Kreis von Gläubigen kniete um den Hauptaltar her, wo in einer Art Nische die heilige Jungfrau, die verehrte Mutter Gottes, mit dem Sohne auf dem Arme, stand.

Mariechen und Ehrlich sanken so nahe als möglich am Altare auf ihre Knie und Beide begannen zuerst ein

stilles, andächtiges Gebet, das sie zwar scheinbar von einander trennte, sie aber im Grunde recht vereinigte, weil ein Jedes für das Andere betete.

Der Erlöser sah gewiß von seinem Himmel herab die beiden jugendlichen Herzen, die sich erschlossen vor den Füßen seiner Mutter, und lächelte mit himmlischem Blicke ihnen zu.

Als sie ihr Gebet beendigt hatten, was fast gleichzeitig geschah, fanden sich wiederum ihre Hände und drückten einander von Neuen, denn beide waren überzeugt, so keusch war ihre Liebe, daß diese Liebe eine Fortsetzung ihres Gebetes sei.

»Und nun,« sagte Ehrlich mit leichten Händedruck und sanftem Lächeln, denn er fürchtete die Geliebte durch seine Worte zu betrüben, »da ich mich daran gewöhnen muß, durch deine Augen zu sehen, sage mir, wie die Mutter Gottes aussieht, vor der wir knien, damit ich sie wie einen Stern in einer Nacht leuchten und glänzen sehen kann.«

»Ach,« antwortete Mariechen leise und mit ehrfurchtsvoller Scheu, ach, sie ist schön und ich wage kaum sie anzusehen, so schön ist sie. Erstlich steht sie über einem Altare, der ganz mit Spitzen belegt ist, in einer schönen Marmornische; sie hat eine Krone von Diamanten, ein Halsband von dicken Perlen und ein Kleid ganz von Gold mit Lilien von Silber und mit Rosen, die wie natürliche aussehen, so Frisch sind sie. Unser Herr Jesus ist auf ihrem Arm, den über und über

goldene Armbänder bedecken, hat ein Kleid wie das ihrige und lächelt uns mit ausgestreckten Armen an. Und alles ist von so vielen Kerzen beleuchtet, daß ich es gar nicht versuchen mag sie zu zählen. Ach, wenn Du sehen könntest, wenn Du sehen könntest, mein armer Ehrlich!

Ehrlich drückte die Augen zu, kreuzte die Arme über der Brust und sagte dann lächelnd:

»Ich danke Dir, Mariechen, ich sehe sie mit den Augen der Seele!«

»Heilige Mutter Gottes von Liesse, « flüsterte Mariechen, »gib, daß mein geliebter Ehrlich, der hier vor Dir kniet und für den ich gern mein Leben hingäbe, Dich nicht bloß mit den Augen der Seele, wie er sagt, sondern eines Tages auch mit den Augen seines Körpers sehen könne!«

Und wie in Folge einer göttlichen Eingebung stand sie auf, trat an eines der beiden Weihwasserbecken neben dem Altare, tauchte den Zipfel ihres Taschentuches hinein und benetzte damit die Augenlider Ehrlichs.

»Ach Gott, Mariechen,« sagte Ehrlich, der erriet, was sie getan hatte, ist das nicht eine Heiligtumsschändung?«

»Gott, der ins Herz sieht,« antwortete das fromme Mädchen, »weiß, daß ich damit keine Sünde begehe.«

»Mariechen, Mariechen,« fuhr Ehrlich fort, ich glaube, Du hast Recht, denn dies Wasser erscheint mir

fühlender und frischer als das reinste Quellwasser. Mariechen, ich glaube, es wird mir gut tun.«

Mariechen erhob die Augen und Hände gen Himmel mit unbeschreiblichen Ausdruck von Glauben, Glück und Liebe und flüsterte:

»Amen! Amen! Das gebe der liebe Gott!«

XII.

Ehrlichs Traum.

Es war zwei Uhr Nachmittags und, obgleich im Mai, so frühlingsheiß, wie es oft selbst an den heißesten Sommertagen nicht ist. Ein warmer Dunst, der sich des Morgens als leichter Nebel erhoben hatte, schien in Feuerwolken sich wieder herab zu senken. Kein Wind bewegte die Zweige und Blätter der Bäume, die Vögel schwiegen im Gebüsch; nur die Eidechsen, die flinken Feueranbeter, für welche die Sonne nie Strahlen genug senden kann, schlüpften und huschten im Grase hin, während die Bienen, als fleißige Wirtschafterinnen, summend durch die Luft flogen und zu ihren Körben oder hohlen Bäumen die Honig- und Wachsernte trugen, die sie für den räuberischen Menschen einsammeln müssen.

Außer diesem leisen huschen im Grase und Summen in der Luft war alles in der Natur still; so weit der Blick zu reichen vermochte, bemerkte man kein lebendes Wesen; die ganze Schöpfung, die seit so langer Zeit der Wärme entwöhnt war, schien zu schlummern.

Etwa hundert Schritte von dem Teiche von Salmoussy, am Saume eines Wäldchens, ich schlief auch Ehrlich, mit dem Kopfe auf seinem Reisesacke. Die nahen Zweige zweier jungen Eichen bildeten über ihm ein Laubdach, während Mariechen neben ihm

kniete, ihn mit liebevollem Mitleiden betrachtete und mit einem Büschelchen blühender Haide die Fliegen von ihm verscheuchte, die in ihrer zähen Hartnäckigkeit sich durchaus auf sein Gesicht setzen wollten.

Und neben ihm neigten, nicht im Windhauche, sondern im Winde, den Mariechen mit dem rotblühenden Haidestrauche machte, die Blumen ihre Häupter.

Es war am Tage nach jenem, an welchem die beiden Liebenden ihr Gebet in der Kirche der Mutter Gottes von Liesse verrichtet hatten.

Nach dieser ihrer Andacht vor der Wundertätigen waren sie in das Wirtshaus der Wallfahrter zurückgekehrt, in welchem man so viele Arme zu sehen gewohnt war, denn im Allgemeinen haben nicht die Reichen dieser Welt so viel Glauben, um Wallfahrten zu geloben, oder so viel Gewissenhaftigkeit, um das Gelobte wirklich auszuführen.

Die frommen Kinder hatten schöne goldene und silberne Sträuße mitgebracht, wie sie die Wallfahrter an der Tür der Kirche zu kaufen pflegen und mit denen sie nach ihrer Heimkehr den Kamin oder die Wand an ihrem Bette schmücken. um später allen ihren Nachkommen zu beweisen, daß sie einst die Wallfahrt gemacht haben.

Nachdem sie am andern Tage die Messe gehört hatten, machten sie sich wieder auf den Weg, also erst gegen neun Uhr früh.

Da man ihnen gesagt hatte, sie würden zwei Stunden ersparen und einen sehr schönen Feld- und Waldweg finden, verließen sie die Landstraße und gelangten gegen Mittag an den Saum des Waldes von Salmoussy. Da setzten sie sich nieder, um auszuruhen, und Ehrlich, der noch schwach war, noch angegriffen von den Gefühlserschütterungen der legten Tage, schlummerte über dem Plaudern allmählich ein.

Schon zwei Stunden schlief er so und Mariechen, die ihn doch nicht wegen wollte, wurde wegen des langen Schlafes besorgt, da sie noch ziemlich weit bis nach Presle zu gehen hatten, wo sie ihr Nachtlager halten sollten.

Auch noch etwas Anderes ängstigte das aufmerksame Mädchen; die Sonne nämlich mußte bald so stehen, daß ihre blendenden Strahlen gerade auf die Augen des schlafenden Soldaten fielen.

Sie legte deshalb ihren Haidebüschel neben Ehrlich, ging in den Wald hinein, brach zwei Birkenzweige ab, steckte sie dann zwischen Ehrlich und die Sonne, breitete ihre Schürze darauf und machte so eine Art Zelt, dessen Schatten auf die Stirn des Schläfers fiel.

Darauf nahm sie wiederum den Haidebüschel, kniete von Neuem bei ihrem Geliebten nieder und zwar so, daß sie ebenfalls wie er vor der Sonne geschützt war.

So belauschte sie noch eine halbe Stunde lang den Schlaf Ehrlich's, lauschte auf seinen Atem und zählte gleichsam die Schläge seines Herzens.

Von Zeit zu Zeit schlug Bernhard, der ebenfalls zu den Füßen des jungen Mannes lag, die Augen auf, richtete den Kopf empor, blickte seinen Herrn an, streckte, nach dem er sich überzeugt, daß derselbe noch schlafe, den Hals im Grase aus und schlief auch wieder ein.

Mariechen, welche die Augen von dem Gesichte Ehrlichs nicht abwandte, glaubte an einigen Muskelzuckungen und an rascherem Atmen zu bemerken, daß ihn ein schmerzlicher Traum beunruhige. Sie wollte ihn deshalb wecken, als er plötzlich selbst die blicklosen Augen aufschlug, mit den Händen um sich tappte und rief:

»Mariechen! Mariechen, wo bist Du?«

Sie erfasste Feine beiden Hände.

»Ach!« sagte Ehrlich mit einem Seufzer und ließ den Kopf wieder zurück sinken.

»Mein Gott, mein Gott,« fragte Mariechen, »was ist Dir?«

Und sie schob eine Hand unter seinen Nacken, um ihn aufzurichten.

»Nichts, nichts, « antwortete Ehrlich leise.

»Du zitterst ja am ganzen Körper . . . Du wirst blaß . . . Du wirst wohl gar ohnmächtig.«

»Ich hatte einen entsetzlichen Traum,« antwortete er. »Ich träumte, Du hättest Dich entfernt, während ich schlief, und ich suchte Dich bei dem Erwachen

vergebens. Seltsamer Weise konnte ich in meinem Traume sehen.«

Darauf ließ er die Stirn auf beide Hände sinken und flüsterte:

»Mein Gott, mein Gott, ich weiß nicht, ob ich jemals so viel gelitten habe.«

»Armer Narr, « entgegnete Mariechen, »gibst Dich solchen Gedanken hin und traust mir zu, ich könnte Dich verlassen! Armer Narr, und schlechter, undankbarer Mensch!«

Mit mildheiterer Stimme setzte sie sodann hinzu:

»Ehrlich, der liebe Gott wird Dich strafen, wenn Du nochmals solche Gedanken hegst.«

»Mariechen«, antwortete Ehrlich, »die Träume kommen von Gott, und wenn sie keine Prophezeiung sind, enthalten sie oftmals eine Warnung.«

»Eine Warnung! Was willst Du damit sagen, Ehrlich?«

»Nichts, gutes, liebes Mariechen,« erwiderte der junge Mann traurig. »Ich spreche nur mit mir selbst, wie ich es ja oft tue. Hilf mir aufstehen, Mariechen; es muß schon spät sein . . . Ich weiß nicht, warum ich mich diesem schweren Traume hingegeben habe.«

Und mit einem Seufzer setzte er hinzu:

»Es ist doch mit Zulassung Gottes geschehen.«

Mariechen sah ihn erstaunt an.

»Aber, mein Gott, Ehrlich«, fragte sie besorgt, »was murmelst Du nur? Kann Dich ein Traum so sehr niederschlagen? Du hast geträumt, ich verließe Dich, Ehrlich; Du weißt aber, daß man allemal das Gegenteil von den Träumen annehmen muß, um zur Wahrheit zu gelangen. Du hast geträumt, ich verließe Dich, das ist also ein Beweis, daß ich für das Leben an Dich gefesselt bin.«

Ehrlich suchte die Hände Mariechens und fand sie bald, denn das Mädchen legte sie in die seinigen.

Da drückte er sie ungestüm, richtete seine erloschenen Augen auf seine Begleiterin, als wolle er ihr das schmerzensreiche Geheimnis enthüllen, das sein Herz bedrückte; plötzlich aber ließ er wieder los, schüttelte den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme:

»Mariechen, gib mir den Reisesack; wir wollen aufbrechen.«

»Ja, wir wollen aufbrechen, « antwortete sie, »aber den Sack trage ich.«

»Du? Nicht möglich.«

»Warum nicht? Du weißt, daß ich stark und kräftig bin und bin ich müde, so schnalle ich ihn dem Bernhard auf. Er kann ihn, denk’ ich, tragen,« setzte sie lächelnd hinzu, weil sie hoffte, auch Ehrlich aufzuheitern.

Aber sie bemerkte gerade das Gegenteil; denn als er erkannte, was das Mädchen tat, um ihn zu trösten und zu zerstreuen, erhielt sein Gesicht von Neuem einen tief traurigen Ausdruck.

»Führe mich auf den Weg, Mariechen, gib mir meinen Stock und laß uns gehen,« sagte er.

Mariechen tat, was er verlangte und antwortete dann:

»Wenn ich zu schnell gehe, Ehrlich, so sage es, denn ich habe mich ganz nach deinen Schritten zu richten. Ich muß Dir gestehen,« fuhr sie fort, als der Blinde noch immer betrübt den Kopf hängen ließ, »ich wünsche, wir hätten Flügel wie die Schwalben, die so schnell fliegen können und so weit herkommen sollen. Wie bald würden wir da zu Hause sein!«

Ehrlich seufzte.

»Aber sei nur ruhig,« fuhr Mariechen in einer Heiterkeit fort, die sie nur in der Hoffnung heuchelte, daß sie auch in das Herz Ehrlich übergehen würde, »wenn uns auch die Flügel abgehen, haben wir doch guten Willen und guten Mut und so werden wir morgen Abend oder übermorgen früh spätestens ankommen. Denke doch an diese Ankunft, Ehrlich, denke an die Freude deiner Mutter, an die Freude meiner Mutter, an die Freude des Großvaters und des kleinen Peter. Mutter Madelaine glaubt, Du liegst im Hospital auf einem schlechten harten Bett zwischen vier düsteren Mauern und ahnt nicht, daß Du eben unter dem blauen großen Himmelszelte, auf Haide und Thymian geschlafen hast, frei wie die Lerche, die da singend emporsteigt. Hörst Du die Lerche, Ehrlich? Ach, wenn Du wüßtest, wie hoch oben sie ist! Ich sehe sie kaum noch.«

»Ja, ich höre sie, « antwortete Ehrlich, »aber leider sehe ich sie nicht . . . ich werde sie nie wieder sehen . . . ich bin ja blind!«

»Sehe ich denn nicht für Dich, Ehrlich? Bin ich denn nicht da, um Dich zu führen und Dir zu sagen, wie alle Dinge aussehen? Hast Du gestern nicht die Mutter Gottes gesehen, als ich Dir sie beschrieb? So wird es immer sein, Ehrlich; ich bin immer bei Dir. Ist das Unglück nicht ein angenehmes, das uns immer sagt: Ehrlich kann nie von Mariechen, Mariechen nie von Ehrlich getrennt werden?«

»Ja, ich weiß es,« antwortete Ehrlich, »es liegt ein süßer Trost in diesem Gedanken; ja, ich sehe durch deine Augen besser als mit meinen Händen; wenn Du sprichst, zittere ich vor Rührung und Freude; wenn ich Dich höre, sehe ich . . . Eben jetzt, da Du vor mir gehst und ich Dir folge, scheint ein himmlischer Glanz in meine Augen zu dringen; ich fühle, was vielleicht ein Mensch fühlen würde, wenn er mit geschlossenen Augen einem Engel des Lichtes folgte. In manchem Augenblicke glaube ich, Gott gebe mir die Sehkraft wieder, um Dich, mir in dieser Welt so zu zeigen, wie ich Dich in der andern sehen werde, nachdem Du aus seinen Händen den ewigen Lohn empfangen, welchen Du so wohl verdient hast, aber . . . «

Ehrlich seufzte nochmals und schüttelte mutlos den Kopf.

»Was aber?« fragte Mariechen, indem sie stehen blieb.

Der Blinde merkte, daß sie stillstand, streckte den linken Arm aus und faßte den rechten des Mädchens.

»Aber,« antwortete er, »aber, mein liebes Mariechen, mein Traum, den ich eben gehabt habe, hat mancherlei Gedanken in mir geweckt.«

»Was sagst Du, Ehrlich?«

»Ich sage, Mariechen, daß der liebe Gott, der Dich so herrlich ausgestattet, Dir unter anderen Tugenden auch die der Aufopferung gegeben hat. Diese Aufopferung übst Du an mir, aus ganzem Herzen, von ganzem Herzen gern, ich weiß es; aber wie Du sie mir anbieten mußt, bin ich gezwungen, sie abzulehnen.«

»Mein Gott, Ehrlich,« rief das Mädchen aus, »liebst Du mich denn nicht mehr? Herr Jesu8, was habe ich getan, um das zu verdienen?«

Sie faltete die Hände, sah Ehrlich unverwandt an und war nahe daran, in Tränen und Schluchzen auszubrechen.

»Du hast nichts Unrechtes getan, Mariechen,« antwortete Ehrlich, »und ich liebe Dich nicht nur noch immer, ich bete Dich an, aber meine Anbetung, die Verehrung durch mich armen Blinden, vermag deine Aufopferung nicht zu bezahlen.«

»Bezahlen!« fiel Mariechen ein. »Was sprichst Du vom Bezahlen?

Ehrlich lächelte traurig.

»Laß mich sprechen, Mariechen,« fuhr er fort; »laß uns gelassen mit einander reden. Du bist jung, Du bist schön, Mariechen; Du hast ein mutiges Herz und eine große Seele; Du bist an die Arbeit gewöhnt und die Untätigkeit ist für Dich nicht Ruhe, sondern eine Ermüdung. Ich, ein armer Blinder verstehe mich wohl ich kann, ich darf Dir deine Jugend, deine Schönheit, dein Leben nicht nehmen, ich kann sie Dir nicht nehmen, bloß weil Du mich liebt, weil Du Mitleiden mit mir hast. Was sollte aus Dir werden, wenn die Zeit Dich alt, wenn ich Dich arm gemacht hätte; was sollte aus Dir werden, wenn unsere Eltern einmal auf dem Friedhofe schlafen? Du wärst verlassen, arm, traurig, warum? bloß weil Du mich durchaus hättest lieben wollen.«

»Herr, mein Gott!« rief Mariechen aus. »Du hörst seine Worte. So vergilt mir der schlechte Mensch!«

»Sei ruhig, Mariechen. Ich werde in dieser wie in jener Welt Dir für das, was Du tun wolltest, so dankbar sein, als hättest Du es wirklich getan, denn Du botest es an, und ich schlug es aus. Wenn es der liebe Gott in seiner Gnade geschehen ließe — nicht daß mir meine Augen wieder gegeben würden, denn das wäre von seiner Güte zu viel verlangt — sondern daß ich so viel sähe, um etwas arbeiten zu können, um Holz aus dem Walde zu holen, um mit dem Ochsen und Esel des Großvaters zu ackern; wenn ich doppelt so viel arbeiten müßte als ein Anderer arbeitet, um die Hälfte zu

verdienen; wenn ich Dir nur wenigstens sicher das tägliche Brot geben könnte, um das wir Gott bitten, so würde ich keinen Schritt weiter gehen, sondern gleich hier vor. Dir auf die Knie fallen und zu Dir sagen: ich danke Dir, ich danke Dir, Mariechen, daß Du so schön, so gut, so mitleidig bist und doch mir ganz angehören willst. Aber ach, « fuhr Ehrlich kopfschüttelnd fort, nein, nein, et kann nicht sein.«

»Um Gottes Willen, Ehrlich,« fiel Mariechen ein, schweige, schweige! Siehst Du denn nicht, daß Du mir das Herz bricht, daß ich heiße Tränen weine und verzweiflungsvoll die Hände ringe?«

»Ich sehe nichts,« antwortete Ehrlich, »nichts als Nacht, und so leise, daß Mariechen gespannt aufmerken mußte, um ihn zu verstehen, setzte er hinzu, »nichts als den Tod.«

»Den Tod!« wiederholte Mariechen erbleichend. »Du denkst an das Sterben und deshalb willst Du mich von Dir entfernen? Da hast Du Recht, denn Du weißt wohl, daß ich Dich nicht sterben lassen werde, so lange ich bei Dir bin. Ehrlich, Du machst mich so traurig, daß ich nicht mehr gehen kann. Nein, ich werde nicht weiter gehen, nein, keinen Schritt tue ich mehr nach dem Dorfe bin, wenn wir uns nicht hier verständigen. Komm, Ehrlich, wir wollen und daher setzen an den Weg, denn die Füße knicken unter mir zusammen und ich kann mich nicht mehr aufrecht halten.«

Sie führte den Blinden, der es geschehen ließ, an die Erhöhung am Wege, wo sie sich niedersetzte.

»Und nun,« sprach sie, »erkläre Dich und sage mir alles heraus, was Du auf dem Herzen hast.«

»Was ich auf dem Herzen habe, will ich Dir wohl sagen. Du sollst mir versprechen, deine schöne Jugend meinetwegen nicht zu vernachlässigen, dein Leben mir nicht zu opfern, für mich in Zukunft nur eine Schwester zu sein. Mariechen, Du bist neunzehn Jahre alt. Es gibt noch viele schöne Feste in Longpré, in Taille-Fontaine und Vivières, und gar manche hübsche Bursche sehnen sich Dich dahin zu führen.«

»Dahin wolltest Du kommen, Du schlechter Mensch?« antwortete Mariechen schluchzend. »So dankst Du mir für meine Güte — ich wollte sagen, für meine Liebe? Fühlst Du denn nicht, daß Du mich marterst, daß Du mich mehr marterst, als es ein Henker tun könnte? *Es gibt schöne Feste . . . und hübsche Bursche!* Mein Gott, das hat er gesagt! Er hat gesagt, es gäbe für mich, für sein armes Mariechen, noch Feste und hübsche junge Bursche! Womit habe ich das verdient? Gott im Himmel, gib mir Antwort, denn Du allein weißt es.«

Wenn Ehrlich auch ihre Tränen nicht sehen konnte, hörte er doch ihr Schluchzen.

»Mariechen, Mariechen,« sagte er, indem er ihre Band erfasste, »begreife doch meine Gedanken, ließ doch in meinem Herzen. Wenn ich zehn Augen hätte

und ich mußte sie mir alle nacheinander verbrennen lassen, für Dich würde ich es tun, ich würde es gern tun, um das Recht zu haben Dich zu lieben, besonders um Dich hindern zu dürfen, einen Andern zu lieben. Aber ich bin blind, blind geworden durch einen Unfall, blind für das ganze Leben. Siehst Du, Mariechen, Blindheit ist ein Leiden, das kein Mensch zu begreifen vermag, der seine Augen noch hat. Gott würde mich strafen, Mariechen, wenn ich Dich an ein solches Unglück fesseln wollte.«

»Nun,« antwortete Mariechen, etwas getröstet durch den Schmerz, den Ehrlich kund gegeben hatte, wenn ich deinem Rate folgte, wenn ich mit Hübschen Burschen zu den schönen Festen ginge, würdest Du Mariechen vergessen wie sie Dich?«

»Dich vergessen!« entgegnete Ehrlich. Wie könnte ich Dich vergessen, das einzige menschliche Wesen, das mir sichtbar geblieben ist? Ich Dich vergessen, da ich mein Leben nun mit Denken und Träumen hinbringen muß? Von was anderem könnte ich träumen als von Dir, an was sonst denken als an Dich?«—

»Also selbst, wenn ich Dich nicht mehr liebte,« fragte Mariechen, würdest Du mich noch immer lieben?«

»Ich, Mariechen? bis in den Tod.«

»Nun, so ist nicht weiter zu sagen. Ich liebe Dich und Du liebst mich, was sonst noch? Ehrlich, so wahr es einen Gott im Himmel gibt, so wahr dieser Gott die

Sonne geschaffen hat, die uns bescheint, vor Martini werde ich deine Frau sein. Und wenn Du mich nicht magst, wenn Du mich verschmähst, Ehrlich, ich sage Dir es hier, so werde ich barmherzige Schwester im Hospital zu Villers-Cotterêts und pflege arme Blinde, die mich nichts angehen, weil der Blinde, der mir alles ist, meine Pflege zurückweist.«

»Du wolltest Dich mit mir verheiraten, Mariechen, mit mir?«

»Ja, ich würde den Mann heiraten, der sich seine zehn Augen, wenn er sie hätte, verbrennen lassen will, um das Recht zu haben mich zu lieben und besonders mich hindern zu dürfen, einen andern zu lieben.«

»Das ist schön, das ist groß und erhaben, Mariechen.«

»Schweig,« fiel das Mädchen ein, indem sie ihm die Hand auf den Mund legte; ich habe Dich eben bis zu Ende angehört, ohne Dir zu widersprechen, ohne Dich zu unterbrechen, obgleich mir das Herz bei jedem deiner Worte blutete; nun will ich auch reden, ohne daß Du mich unterbrichst.«

»Sprich, Mariechen, sprich. Ich höre Dich so gern.«

»Nun, würdest Du mich verlassen haben, wenn ich blind geworden wäre? Würdest Du das arme Mädchen von Dir weisen, das mit ausgestreckten Armen auf Dich zukäme? Sage an, hättest Du das getan? Wenn sie in ihrer Not Dich fort und fort geliebt hätte, würdest Du mit einer Andern zum Tanze gegangen sein und ihr so

das Herz gebrochen haben? Du mußt mir darauf antworten, Ehrlich. Also rede.«

»Ich wage es nicht . . . «

»Das sehe ich wohl . . . So will ich für Dich antworten. Wenn Du das getan hättest, Ehrlich, wärst Du ein erbärmlicher Mensch. Also nun kein Reden mehr, kein Weigern! Hier ist meine Hand vorläufig, bis der liebe Gott seinen Segen dazu gibt.«

Sie drückte dabei ihre Lippen auf die Lippen des jungen Soldaten, ehe dieser weiter nachdenken, ehe er es wehren konnte, und sagte:

»Ehrlich, ich bin dein Weib.«

Ehrlich stieß einen Ausruf der Freude und des Schmerzes gleichzeitig aus, aber in diesem Ausrufe entschwanden auch die legten Reste seiner Kräfte.

»Mariechen, Mariechen«, sagte er, »Du willst es.«

»Ja, ich will es, « antwortete sie; »ja, ich werde Dich zur Kirche führen, um Dir vor Gott den Schwur zu wiederholen, den ich Dir hier tue; ja, ich werde zu Dir sagen: über uns ist Gott, Ehrlich; er weiß was gut ist, was schlecht; laß mich machen, denn ich vertraute auf Gott und Gott wird mir beistehen, denn er kennt meinen Glauben. Siehst Du, Ehrlich, wenn man ein ruhiges Gewissen hat, ist alles möglich; das macht Herz und Arm stark. Du fürchtest die Armut für uns? Beruhige Dich über die Zukunft; es wird uns an nichts fehlen. Ich werde immer bei Dir sein; bist Du traurig, so bin ich heiter; siehst Du nicht, so bin ich dein Licht und so

leben wir in Frieden und Glück bei unseren guten alten Eltern, die nach ihrem Alter vor uns geben und denen wir, wenn die Reihe an uns kommt, folgen werden, vielleicht zu gleicher Zeit, da wir in einem Alter stehen. Gott, der gütig ist bis ans Ende, wird uns diese Gnade erzeigen, uns im Tode nicht zu trennen, wie wir uns im Leben nicht getrennt haben. Ist es so nicht gut, Ehrlich? Ist es nicht besser als am Arme hübscher Bursche zu schönen Festen zu gehen und seinen geliebten armen Blinden mit Bernhard allein in einem Winkel des Häuschens zurückzulassen?«

Ehrlich konnte nicht antworten; er küßte weinend und schluchzend die Hände des Mädchens.

»Aber nun komm,« sagte sie; wir müssen aufbrechen, denn wir haben viel Zeit versäumt. Du mit deinen törichten Reden, ich mit dem Anhören. Stehe auf und laß uns gehen, Ehrlich.«

»Ach,« murmelte Ehrlich, wenn nur wenigstens einige Hoffnung wäre . . . «

Mariechen schien antworten zu wollen; ihr Mund öffnete sich, aber sie strich mit der Hand über die Stirn, als wollte sie eine Art Schwindel bannen, und flüsterte:

»Nein, nein; wenn sich der gute Oberarzt geirrt hätte und ich teilte es mit, es wäre zu grausam.«

»Was sprichst Du da leise vor Dich hin, Mariechen?« fragte Ehrlich.

»Ich bete zu Gott,« antwortete sie, für einen hübschen Burschen, mit dem ich noch zu Festen und Tänzen zu geben hoffe.«

Und sie machte sich wieder auf den Weg, während Ehrlich noch immer halb traurig den Kopf schüttelte, Mariechen aber die schönen Augen zum Himmel emporschlug, als suche sie den Stern der Hoffnung, welcher die Hirten zu der Strippe in Bethlehem leitete.

XIII.

Hoffnung.

Am andern Tage, mit dem frühesten Morgen, hatten sich die beiden jungen Leute, die in Presle, einer kleinen Stadt, geschlafen, wiederum auf den Weg gemacht, immer auf den Feld- und Waldwegen, die ihnen die im Freien arbeitenden Landleute angaben.

Das Aussehen des Himmels hatte sich nicht geändert; die Sonne schien warm und belebend und die Hitze wurde nur durch einen frischen Morgenwind etwas gemildert, den freilich später vielleicht die zunehmende Glut verzehrte, wie die schönen frischen Tautropfen, flüssige durchsichtige Diamanten, welche an den Baumblättern und den Grasstengeln hingen. Die Vögel, die am Tage vorher still gewesen waren, flogen lustig zwitschernd umher; die Schmetterlinge flatterten von Blumen zu Blumen, die Bienen summten, kurz alte Wesen trugen zu dem allgemeinen Concerte bei, welches die Erde bei ihrem Erwachen als Danklied ihrem Schöpfer darbrachte.

Mariechen, die ganz beruhigt, getröstet uns erfrischt war, wie die Pflanzen, Bäumen und Blumen, Mariechen schien Flügel zu haben wie die Schmetterlinge, eine Sangeskehle wie die Vögel und bestreute mit Gesang den Weg des armen Blinden, um ihm denselben minder beschwerlich und minder lang zu machen.

Ehrlich lächelte. Der milde Gesang und die Lustigkeit der Begleiterin erheiterte auch sein Herz. Er ging lange schweigend dahin, dann blieb er einmal stehen und sagte:

»Mariechen, wie vergnügt Du heute bist!«

»Weil ich heute glücklich bin,« antwortete sie.

»Glücklich, daß Du die schöne Sonne siehst, nicht wahr? daß Du die lieben Vögelchen singen und die Bienen summen hörst?«

»Ja, Ehrlich, das macht mich glücklich, aber auch noch etwas anderes.«

»Du bereust also dein gestriges Versprechen nicht?«

»Nein, denn der liebe Gott hat mir schon den Lohn dafür gegeben.«

»Den Lohn?«

»Ja, denn ich habe auch einen Traum gehabt, aber keinen so schlimmen, traurigen wie Du, sondern einen schönen, prächtigen. Ach, Ehrlich, er war schön!«

»Erzähle mir ihn.«

»Nimm meinen Arm; ich will ihn Dir im Gehen erzählen.«

»Aber laß und langsam gehen, wir haben ja Zeit, nicht wahr? Also erzähle!«

»Gestern Abend, nachdem ich Dir die Augen mit dem frischen Wasser gewaschen, das ich selbst geholt hatte und das Dir so wohl tat, ließ ich Dich in deiner Kammer und bat die Wirtin mich in die meinige zu

führen . . . Der Segen Gottes ist mir Dir, Ehrlich, denn alle Leute, welche Dich sehen, scheinen Dich sogleich zu beklagen und lieb zu gewinnen. Die Wirtin nun beklagte Dich, streichelte mich, fragte mich, ob ich nicht brauche und führte mich dann in ein recht reinliches Kämmerchen, wie wir beide eine für uns haben sollten. In dem Kämmerchen stand ein weißes Bettchen, aber an dem Fenster waren keine Vorhänge. Um so besser, sagte die Wirtin, da wird Dir der Mond wie eine Lampe leuchten und der erste Sonnenstrahl Dich wecken, da Du ja früh aufbrechen willst. — Ich dankte der guten Frau; sie reichte mir die Hand und sagte, sie habe eine Tochter von meinem Alter im Dienst in Fismes und werde für mich und ihre Tochter beten. Dann ließ sie mich allein. Eine halbe Stunde darauf lag ich im Bett, hatte das Licht ausgelöscht und gebetet vor meinem schönen Strauß von der Mutter Gottes von Liesse, der über meinem Bette hing. Ich weiß nicht woran es lag, ich hatte noch gar keine Luft zum Schlafen. Wahrscheinlich erhielt mich das Glück wach, denn ich fühlte mich so glücklich, nachdem wir uns gegeneinander ausgesprochen hatten.«

»Du gutes Mariechen!« fiel Ehrlich ein.

»Am meisten hielt mich aber der schöne glänzende Mond wach, fuhr das Mädchen fort, der durch das Fenster hereinschien und mich und das Bett ganz hell beleuchtete.«

»Ich sehe das vor mir, « entgegnete Ehrlich. »Du hast Recht; wenn Du bei mir bist, brauche ich gar keine Augen.«

»Wann ich endlich einschlief, weiß ich nicht, so lieblich war der Übergang aus dem Wachen zum Schlafen; jedenfalls war es mir, als sähen meine Augen immerfort den schönen Mond, der mich beschien. Allmählich rückten die dunklen Flecken, die er hat und die ihm eine Art Gesicht geben, mit dem er mich anlächelte, noch regelmäßiger zusammen; er lächelte dabei immer und bekam zu dem Gesichte nicht nur einen Kopf, sondern einen ganzen Körper und der Kopf und die Gestalt erinnerten mich bald an bekannte Züge — es war die Mutter Gottes von Liesse mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Sie hatte ihre schöne Krone von Diamanten, ihr schönes, goldiges Kleid mit Rosen und silbernen Lilien; aber außer der Krone von Diamanten hatte sie um die Stirne die sanften milden Strahlen himmlischen Lichtes, welches den Mond erleuchtete. Ich sah ein, daß dies die wirkliche heilige Mutter Gottes sei, weil sie mir im Himmel erschien; darum stieg ich aus meinem Bette, fiel auf meine Knie und betete: *Sei gegrüßt, Maria, voller Gnaden, der Herr ist mit Dir!* Da sah ich einen goldenen Strahl von ihren Füßen ausgehen und bis an das Fenster meines Kämmerchens reichen, daß nun war wie die Nische über dem Altare. Ich drehte mich um und suchte Dich, denn die Erscheinung der Himmlischen machte mich so

glücklich, daß ich wünschte, Du möchtest mein Glück teilen; auch sah ich mit großer Freude Dich neben mir knien. Wie und wann Du hereingekommen, weiß ich nicht, aber Du warst da und blicktest gleich mir mit deinen armen blinden Augen nach der barmherzigen Mutter Gottes, nach der wir betend unsere Hände ausstreckten . . . Da kam sie herunter in mein Kämmerchen, immer mit dem Jesukinde auf dem Arme, trat an mein Bett, nahm den Strauß von geweihten Blumen, gab ihn dem kleinen Jesus in die Hand, sagte ihm dabei ganz leise einige Worte, schwebte an mir vorüber, während sie auf mein Zeichen des Kreuzes mit einem Lächeln antwortete, und trat zu Dir. Der kleine Jesus lächelte auch, streckte die Händchen aus, berührte mit den geweihten Blumen deine Augen und gleich darauf riefst Du mit unbeschreiblicher Freude aus: ich sehe! ich sehe! Ich danke Dir, heilige Jungfrau!« Ich erschrak über deinen Schrei so sehr, daß ich die Augen aufschlug . . . Ach, es war nur ein Traum. Alles war verschwunden, nur der Mond leuchtete noch am Himmel. Weißt Du aber, Ehrlich, was davon Wirkliches zurückblieb? Der Glaube, die Heiterkeit, fast Glück . . . Und darum bin ich diesen Morgen so vergnügt, denn ist mein Traum nicht ein glücklicher Traum? Nun?« fragte Mariechen, als sie einen Augenblick gewartet hatte, »Du antwortest nicht?«—

»Nein, Mariechen, ich antworte nicht, weil ich noch immer höre. Bei deiner Erzählung floß mein Herz vor

Freude über, denn, wie ich Dir schon sagte, ich sah alles vor mir: den schönen Mond, der allmählich die heilige Jungfrau wurde; mit ihrer Krone von Diamanten, mit ihrem leuchtenden Heiligenschein, ihrem goldigen Kleide mit roten Rosen und silbernen Lilien, und alles war so lebendig wahr, so wirklich, daß ich, als Du sagtest, das heilige Christuskind habe meine Augen berührt, die Berührung von den Blumen fühlte, und es mir war als blitzten tausend Funken vor mir.«

»Du hast das Alles gesehen, gefühlt?« fragte Mariechen eifrig. »Ein Glück, ein großes Glück!«

»Aber Mariechen«, fuhr Ehrlich traurig fort, »Du darfst Dir keine törichten Hoffnungen machen. Was ich gesehen und gefühlt habe, brachte meine Einbildung hervor. Laß uns den lieben Gott für diesen Trost danken, den er uns gesendet, aber nicht mehr von ihm verlangen, als er gewähren will.«

»Nein, nein,« fiel Mariechen ein; »darin liegt eine glückliche Vorbedeutung; glaube mir, Ehrlich, ich liebe und verehre die Heilige Mutter Gottes seit unserer Wallfahrt zu ihr noch weit mehr als sonst . . . Aber nun wollen wir etwas rascher gehen, ehe die Sonne zu hoch steigt, den Mittag über setzen wir uns dann in den Schatten einiger Bäume und ruhen aus, oder wir gelangen in ein Dorf und bleiben da bis die größte Hitze vorüber ist.«

Schweigend setzten sie ihren Weg fort, denn beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt Mariechen mit

dem schönen Traume, den sie gehabt hatte, Ehrlich mit dem schönen Traume, den sie ihm erzählt.

So in Gedanken achtete Mariechen weniger genau auf den Weg, als es in unbekannter Gegend und auf Querwegen geschehen muß. Der Weg, auf welchem sie hingingen, wurde schmäler und schmäler und verlor sich endlich auf einer Wiese, auf welcher hier und da einzelne Erlen standen.

Mariechen sah sich nach allen Seiten um und da sie keine Spur von einem Wege mehr erblickte, blieb sie plötzlich stehen.

»Nun,« fragte Ehrlich, »warum bleibst Du stehen?«

»Da habe ich einen schönen Streich gemacht!«

»Was hast Du getan?«

»Ich bin immer gegangen und gegangen in Gedanken, bin von dem rechten Wege abgekommen und stehe nun am Ufer eines kleinen Flusses, der quer über eine Wiese fließt . . . Eine Brücke aber sehe ich nicht.«

»Das ist Schade, « antwortete Ehrlich. »Du kannst Dir nicht denken, Mariechen, wie sehr es ermüdet, so gehen zu müssen, ohne irgend etwas zu sehen und sich an jeden kleinen Stein auf dem Wege zu stoßen, wenn man auch eine so gute Führerin hat wie Dich. Ist denn das Wasser des Flusses tief?«

»Nein, breit ist der Fluß, aber ich sehe den Grund. Und . . . da ist Bernhard schon hindurch gelaufen, ohne

daß er zu schwimmen brauchte. Er wartet drüben am andern Ufer.«

»Warum sollten wir also nicht auch hindurchgehen?«

»Wir werden naß werden bis an die Knie. «

»Das wollen wir wagen, Mariechen, denn es ist bei der großen Wärme kein Unglück.«

»Halte Dich fest an meinen Arm, es geht etwas schief hinunter, drüben wirst. Du Dich an Zweigen anhalten können.«

Sie wateten so beide durch das Wasser und gelangten an das andere Ufer. Da setzte sich Ehrlich nieder.

»Wie gut war es doch, daß Du Dich verirrtest,« sagte er, »wie fühlend und erfrischend ist das Wasser! Können wir hier etwas ausruhen?

»Ja wohl; es ist ein hübsches Plätzchen. Wenn Du willst, wollen wir auch frühstücken.«

»Gern,« antwortete Ehrlich, denn ich habe Hunger. Das ist mir lange nicht geschehen, Mariechen, die freie Luft gibt mir wieder Appetit.«

Das Mädchen wickelte Brot und kaltes Kalbfleisch aus Papier, teilte das Brot in zwei Hälften und schnitt das Fleisch in viele kleine Stückchen für Ehrlich wie für ein Kind.

»Mariechen,« sagte Ehrlich sodann, »Du bist die Aufopferung und Güte selbst und ich weiß es nicht, wie es mir jemals möglich sein wird, Dir für so viele Liebe und Teilnahme zu danken.«

»Hat nichts zu sagen«, antwortete Mariechen heiter. »Weil ich Dich durch einen Bach geführt, weil ich mir die Füße naß gemacht habe, weil ich Dir das Brot vorschneide, weißt Du nicht, wie Du mir für alle Liebe und Teilnahme danken sollst? Wirklich, Ehrlich, Du schlägst die kleinen Gefälligkeiten viel zu hoch an, während sie mich glücklich machen.«

»Ist das Wasser in dem Flusse da rein?« fragte Ehrlich nach einiger Zeit.

»Krystallrein.«

»So gib mir davon zu trinken.«

Mariechen hatte einen hölzernen Becher gekauft, aus dem sie tranken und in dem sie Wasser trug, um damit von Zeit zu Zeit die Augen des armen Blinden benetzen zu können. Jetzt lief sie rasch damit an den Fluß und brachte ihn gefüllt zurück.

Ehrlich nahm den Becher mit beiden Händen, trank ihn aus und sagte:

»Ah, das ist gutes Wasser!«

»Es ist Wasser wie anderes,« antwortete das Mädchen, da sie jetzt ungewöhnlich heiter war.

»So kommt es mir vielleicht nur besonders gut vor, weil Du mir es gebracht hast.«

»Du wirst ja sehr artig, « entgegnete Mariechen und machte einen Knix, den der arme Blinde freilich nicht sehen konnte. »Ich bedanke mich schönstens.«

»Iß und trink Du doch auch,« sagte Ehrlich.

»Du hast ja alles ausgetrunken.

»Nimm es nicht übel. Und, Mariechen, wenn wir fertig sind, wasche mir die Augen mit solchem Wasser; ich glaube, es wird mir noch mehr wohltun als ein anderes.«

»Dann wollen wir nicht warten; je eher, desto lieber, wenn Du Erleichterung finden kannst.«

»Ja, es sticht mich in den Augen und sie brennen, wahrscheinlich von der Sonnenhitze.«

Mariechen war schon fort nach dem Flusse, kam dann mit Wasser zurück, tauchte ihr Taschentuch hinein und benetzte so die Augen Ehrlichs.

»Ah!« sagte dieser tief aufatmend. Wie wohl das tut! Es ist wie eine zweite Taufe. Wo geht Du hin? Du entfernst Dich von mir.«

»Ich will mein nasses Luch in die Sonne breiten.«

Der Blinde richtete seine Augen dahin, wo er die Stimme Mariechens hörte, auf die grüne blühende Wiese. Mit einem Mal stieß er einen Schrei aus. Mariechen kehrte sich um, sah ihn mit offenem Munde und ausgebreiteten Armen dastehen und fragte, indem sie zu ihm hinlief:

»Mein Gott, was ist Dir geschehen?«

»Mariechen! Mariechen!« antwortete er zitternd und er schob sie sanft von sich.

»Nun?«

»Mariechen, gehe etwas von mir weg, ich beschwöre Dich, gehe wieder dahin, wo Du warst.«

»Warum?«

»Tue mir den Gefallen.«

Sie gehorchte, ohne weiter um Erklärung zu fragen, und stellte sich wieder in den Sonnenschein, der sie umfloß wie ein Feuermantel.

»Mariechen, Mariechen!« rief Ehrlich aus. »Ich sehe Dich! Ich sehe Dich! Meine Augen sind noch nicht ganz todt!«

Das Mädchen wankte, als sei sie vom Schwindel ergriffen worden, und sagte an allen Gliedern zitternd:

»Ehrlich, mein lieber Ehrlich, ich sterbe vor Freude!«

»Ich sage Dir, ich sehe Dich,« fuhr er fort, »freilich nur wie einen schwarzen Schatten, aber ich sehe Dich doch . . . Ich wiederhole es Dir, meine armen Augen sind nicht ganz tobt und dein Traum geht in Erfüllung.«

Mariechen sank auf ihre Knie nieder, und dankte der Heiligen Jungfrau in heißem Gebete.

Ehrlich hatte diese Bewegung wie in dichtem Nebel gesehen.

»Ich sehe,« sagte er, ich kann Dir’s beweisen: Du kniest jetzt. Nun wirst Du es glauben, daß ich sehe.«

»Heilige Mutter Gottes!« rief das Mädchen aus, »Du hast dieses Wunder getan. Heilige Mutter Gottes, wir werden es nie vergessen und wir schwören Dir, daß wir vor unserem Tode noch eine Wallfahrt nach deiner

Kapelle machen wollen, dann aber nur um Dir zu danken.«

Dann sprang sie hastig auf, eilte in die Arme Ehrliche und fragte:

»Es ist also gewiß wahr, daß Du mich gesehen hast?

»Ich habe Dich gesehen!« antwortete er.

»Ach!« flüsterten beide, einander in den Armen, die Augen gen Himmel gerichtet, »Dank sei Gott dem Herrn, der und seines himmlischen Blickes gewürdigt hat!«

XIV.

Entmutigung.

Dieser Aufruf der Freude und des Dankes war das inbrünstigste Gebet.

Wenn Ehrlich das Sonnenlicht und die ganze Herrliche Schöpfung wiedersah, welche in diesem Lichte glänzt, so trat er wie jene Verdammten, die in der Hölle an Gott glauben, aus der Hölle der Finsternis heraus, um in das Paradies des Tages zurückzukehren.

Da rollte sich, vor ihn eine ganze Zukunft voll Liebe und Glück auf, da kehrte ihm das Leben wieder, das Leben nicht bloß erträglich, wie es ihm die Aufopferung Mariechens machen wollte, sondern glanzvoll und glückselig, wie es die Güte Gottes schafft.

Mariechen kam zuerst wieder zu sich und zwar in Folge einer Besorgnis.

Der Oberarzt zu Laon hatte unter andern empfohlen, die Augen des Kranken nie länger als etwa fünf Minuten dem Lichte auszusetzen und jetzt waren sie länger als eine Viertelstunde ohne Schirm gewesen. Auch war es ihm nun als wogten in der Luft Feuerwellen und als sei der ganze Horizont in einen Ozean von Flammen umgewandelt.

Er hütete sich wohl, Mariechen zu sagen was er empfand, aber er ließ es bereitwillig geschehen, daß sie ihm die Augen wieder bedeckte.

»Ad,« sagte sie dabei, »wie glücklich, wie heiter bin ich! Ich fühle nicht nur keine Ermüdung in den Füßen, es ist mir sogar als hätte ich Flügel. Ich weiß nicht, welche Veränderung mit mir vorgegangen ist und welche Kraft der Himmel mir gegeben hat; aber ich könnte jetzt, glaube ich, zehn, zwanzig Stunden weit gehen ohne ermüdet zu werden.«

»Liebe Mariechen!«

»Ach wenn deine Augen wieder gesund würden! Welches Glück, welche Freude! Wenn ich daran denke, drückt mir die Freude das Herz fast ab . . . denn ich kann noch nicht daran glauben. Du siehst aber, Ehrlich?«

»Ja, ich sah Dich ein wenig, Mariechen,« antwortete Ehrlich, denn als er wieder in die tiefe Nacht der Finsternis gesunken war, wollte er die Hoffnung des Mädchens nicht zu sehr bestärken.

»Ja, ja, so sagte der Herr Oberarzt. Ich wollte Dir es gestern nicht mitteilen, als Du mich fragtest, was ich leise vor mich hinspräche. Der Oberarzt hatte mir ins Ohr gesagt: »Ich stehe für nichts, mein Kind, aber möglich ist es, daß dein Geliebter die Sehkraft nicht ganz verloren hat, es ist möglich, daß ein Auge, daß beide Augen ihre Durchsichtigkeit wieder erlangen, denn der liebe Gott hat das Hauptmittel gegen das

Leiden in dem fortwährenden Auf- und Niedergehen der Augenlider selbst gegeben, durch welches die Augen vielleicht, ihre frühere Glätte wieder erhalten.« Das sind seine eigenen Worte; ich habe sie mir dreimal sagen lassen, um sie zu merken, um sie auswendig zu lernen, um sie Dir vorsagen zu können, wenn sich einmal eine gute Gelegenheit dazu habe. Jetzt ist die Gelegenheit da.«

»Mariechen,« entgegnete Ehrlich, welcher ihr die Hand drückte, »Wie glücklich würden wir sein, wenn es also würde, dann nähme ich von Herzen gern und mit großer Freude an, was Du mir angeboten hast; wir heirateten einander und ich arbeitete von Früh bis zum Abend, denn jetzt erst erkenne ich, daß ich bisher zu Hause doch gar nichts getan als geträumt habe, was freilich auch etwas Gutes ist. Als dein Mann aber würde ich arbeiten vom Morgen bis zum Abend und Du brauchtest nicht mehr zu tun, als zu sinnen und zu träumen oder zu arbeiten, um Dich zu zerstreuen.

»Und die Unsrigen, lieber Ehrlich,« fuhr das Mädchen fort, »würden auch so glücklich sein und sich freuen bis zu ihrem letzten Stündlein. Welches himmlische Leben verheißt uns da Gott! Ich glaube, selbst das Vieh, der Graue, der Faule und die schwarze Kuh, würden sich mit freuen, wie sich der arme Bernhard schon freut, der Dir die Bände leckt und auf den Du gar nicht achtest. Wie glücklich bin ich! Aber

was hast Du nur? Du lässest den Kopf sinken . . . Du weinst wohl gar?«

»Ach, Mariechen,« entgegnete Ehrlich, »ich bitte Dich um Gottes Willen, schweige; sprich nicht so von der großen Freude, die doch noch gar nicht gewiß ist. Ich könnte den Verstand vollende verlieren, wenn ich solches Glück geahnt hätte und es ginge nicht in Erfüllung!«

»Lieber Ehrlich, die Heilige Jungfrau von Liesse ist so wundertätig und Gott ist allmächtig.«

»Genug für heute, Mariechen«, fiel Ehrlich kopfschüttelnd ein. Ich bin an Körper und Geist noch gar nicht stark und kann solche Aufregungen nicht ertragen . . . Wir wollen weiter gehen, und so schnell als möglich, denn wir vergessen unsere armen Mütter ganz und gar. Gehe etwas voraus und wenn Du eine Anhöhe findest, so sieh Dich um, damit Du Dich wieder zurecht findest.«

»Ja,« antwortete das Mädchen, welches auch mit der Schürze über die Augen, strich; »ja, ich will mich umsehen.«

Sie stieg auf einen Hügel und schaute um sich.

»Etwa drei Viertelstunden von hier, « rief sie, sehe ich einen Kirchturm. Wir wollen darauf zugegen und uns erkundigen.«

Etwas niedergeschlagen kam sie zurück, um Ehrlich zu holen, welcher den Schirm emporgehoben und

versucht hatte, ob er sehe, traurig sich wieder aufmachte und leise vor sich hinflüsterte:

»Herr, mein Gott, Du hast mir den Glauben gegeben, laß nicht zu, daß ich zweifle oder verzweifle.«

Sie gingen gerade auf den Kirchturm zu, den Mariechen gesehen hatte, und nach etwa einer Stunde kamen sie in das Dorf Bray-en-Laonnais.

Hier erkundigten sie sich und erfuhren, wo sie waren. Sie hatten, seit sie Liesse verlassen, nur zehn Stunden zurückgelegt, entweder weil der Weg, welcher sie näher bringen sollte, sie weiter abgeführt hatte oder weil man überhaupt langsam weiter kommt, wenn man sich bald dem Schmerze bald der Freude ganz hingibt, wie es unser Paar getan hatte.

Ehrlich fühlte sich ganz ermattet und mußte in dem kleinen Wirtshaus eine kurze Zeit ausruhen. Sie erfuhren da, daß sie sich etwas zu weit links gehalten hatten. daß. sie noch fünf Stunden von Soissons und zwölf von Villers-Cotterêts entfernt wären und daß sie, um wieder auf der rechten Weg zu kommen, sich über die Aisne setzen lassen und in Sermois bleiben müßten. Dann würden sie am nächsten Tage nur noch sieben Stunden zu gehen haben. Mit großer Anstrengung erreichten sie Sermois und da blieben sie.

Alle die Aufregungen und Anstrengungen schienen den armen Ehrlich ganz erschöpft zu haben. Von zehn zu zehn Minuten rückte er den Schirm empor, versuchte

die Gegenstände zu erkennen und ließ ihn seufzend wieder nieder, da alles dunkel blieb.

Selbst Mariechen mit ihrem so hoffnungsreichen Herzen wagte nicht mehr von dem Glücke zu sprechen, das sie für so sicher gehalten hatte und nun für einen schönen Traum anzusehen begann.

Sie hielten in Sermois Nachtlager. Die Füße Ehrliche waren fast wund, da er an alle Steine auf dem Wege anstieß, besonders aber war sein Geist ermattet; — nicht von der Länge des Weges, sondern von der Last der Gedanken — der Geist, der sich fortwährend mit einem Gegenstande beschäftigte, an eine Hoffnung klammerte.

Wie ist es möglich, daß ein Tag, der so große Freude und so innigen Dank gesehen hat, in solcher Entmutigung und solchem Zweifel endigen kann? Das Menschenherz ist nun einmal so: Granit für den Schmerz, ein Schneeballen für die Freude.

Ehrlich und Mariechen hatten sich vorgenommen am nächsten Tage nicht zu ruhen bis sie Haramont erreicht hätten. Sechs oder sieben Stunden wären für Ehrlich auch gar nichts gewesen, hätte er sich selbst leiten, selbst sehen können, für den Blinden war es aber eine sehr bedeutende Aufgabe

Trotzdem machten sie sich zeitig auf und gegen elf Uhr ruhten sie in Bwzancy eine Weile aus; dann wollte Ehrlich weiter, wie ermüdet er auch war, wie sehr er auch wankte.

Vom Morgen an war Mariechen an keinen Fluß, an keinen Bach, an keine Quelle gekommen, ohne mit dem Wasser Ehrliche Augen zu waschen. Aber es war offenbar ein Unglückstag, denn die Nacht, welche auf den Augen des Unglücklichen lastete, wurde nicht nur durch keinen Lichtschein erhellt, sie schien vielmehr immer dichter zu werden.

Ja, noch mehr. Die Anstrengungen, welche Ehrlich gemacht hatte, um zu sehen, und der Helle Sonnenschein, der ihm in die Augen gefallen war, so oft er den Schirm abgenommen — und dies hatte er sehr oft getan — hatten die Entzündung gesteigert und die Augen schmerzten ihn bedeutend, so oft sie durch das Wasser berührt wurden oder er zufällig oder absichtlich den Schirm hob.

Sie gingen so eine Stunde oder noch länger neben einander ohne ein Wort zu sprechen, so niedergeschlagen waren sie. Erst in dem Dörfchen Vierzy erkundigten sie sich, wo sie wären und erfuhren, daß der große grüne Wald vor ihnen der Wald von Villers-Cotterêts sei. Sie waren nur noch drei Stunden von Haramont entfernt.

Diese Nachricht gab Ehrlich wieder Mut, wenn auch nicht neue Kräfte.

»Nun, Mariechen,« sagte er, wir wollen daran denken, daß unsere Mütter uns erwarten und daß wir nach drei Stunden bei ihnen sein können.«

»Ach, ich wünsche weiter gar nichts als weiter zu geben,« antwortete Mariechen; »ich für meine Person bin nicht müde. Komm; stütze Dich auf meinen Arm.«

»Nein, Mariechen,« antwortete er; »wenn ich so gehe, macht Dich mein Stolpern müde. Gebe nur voraus und gib mir den Zipfel deines Tuches; ich folge Dir.«

Sie hatte dagegen nicht einzuwenden, gab ihm das Ende des Tuches, nahm das andere selbst in die Hand und ging voraus.

Bernhard schien so traurig und ermüdet zu sein wie sie.

Von Zeit zu Zeit sah Mariechen im Gehen sich um. Ehrlich folgte ihr schweigend, mit gesenktem Kopfe, den Stock in der Hand, oder er schleppte sich vielmehr hinter ihr her. Man sah es ihm an, daß sein Mut gebrochen war und damit seine Kraft erschöpft; daß er litt, weil ihm jede Hoffnung wieder geschwunden, weil er die schöne Zukunft, die unsägliche Freude, daß unermessliche Glück verloren, das sich ihm seltsamer Weise in einem kurzen Lichts scheine in seinen Augen gezeigt hatte.

Ach, der Arme hatte den Augenblick erreicht; den er so sehr gefürchtet; er stand an der Grenze des Zweifels, an der Grenze der Verzweiflung.

Mariechen aber, die nach dem, was sie selbst litt, beurteilen konnte, was Ehrlich litt, lachte und sang nicht nur nicht mehr, sie hatte sogar den Mut nicht mehr

ihn anzureden, weil sie fürchtete, er werde aus dem Tone ihrer: Stimme ihre tiefe Traurigkeit erraten.

Mit einem Male aber mußte sie sprechen, denn Ehrlich, blieb stehen und wankte.

»Mein Gott, lieber Ehrlich, was ist Dir?« fragte sie.

»Ich bitte Dich, laß uns ausruhen, « antwortete er. »Ich kann nicht weiter gehen, die Kräfte verlassen mich ganz und gar.«

»Habe Mut, habe Mut, Lieber!« sagte sie, indem sie ihn in ihren Armen hielt. »Wir sind in der Nähe einer Hecke, die ein hübsches Häuschen umgibt. Noch zwanzig Schritte und Du kannst Dich im Schatten niedersetzen. Ist das Haus von guten Menschen bewohnt, wirst Du auch Hilfe finden.

»Ich brauche keine andere Hilfe als Ruhe,« entgegnete Ehrlich matt. »Nicht der Weg erschöpft mich, sondern der Schmerz . . . Aber wir wollen gehen.«

Er nahm alle Kräfte zusammen und gelangte bis zur Stelle, die Mariechen bezeichnet hatte, aber da sank er auch blaß und matt nieder, als wolle er ohnmächtig werden.

Mariechen stieß einen schwachen Schrei aus und kniete neben ihn nieder.

Hinter der Hecke entstand ein leises Geräusch, aber das Mädchen achtete nicht darauf. Und als Ehrlich die Augen schloß und den Kopf zurück sinken ließ, flüsterte sie: »Ach, mein Gott, da wir schon so viel

gelitten haben, solltest Du Doch endlich Erbarmen mit uns haben!«

Das Geräusch hinter der Hecke, welches Mariechen von ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit Ehrlich nicht hatte ablenken können, war durch die Aufmerksamkeit hervorgebracht worden, welche dem Vorgange, ein Mann schenkte, der sich gerade ganz in der Nähe befand. Er war sechzig bis fünfundsechzig Jahre alt, mit weißem Haar und ernsten milden Zügen. Er trug weiße Beinkleider und einen langen Schlafrock von grauem Molton. Sein Auge war schwarz und lebhaft unter ergrauenden Brauen und ein grauer Schnurrbart beschattete seine Oberlippe. Er hatte überhaupt etwas Militärisches an sich, daß den Mann vom Schlachtfelde verriet.

A18. Ehrlich und Mariechen an der Hecke ankamen und sich da niederließen, saß er in einer Laube, hatte vor sich eine Tasse rauchenden Kaffee und hielt in der Band ein Zeitungsblatt, in dem er las, wobei er gelegentlich mit den Zähnen knirschte. Das Zeitungsblatt war das ehemalige Journal de l’Empire, aus dem das Journal des Débats geworden ist.

Ein belgisches Sprichwort sagt, die Macaronen wären das Sinnbild der Ehe: süß und bitter zu gleicher Zeit.

Das Zeitungsblatt war, wie es schien, für den Mann mit der militärischen Haltung auch süß und bitter zu gleicher Zeit wie die Macaronen und die Ehe, denn nachdem er es zu wiederholten Malen auf das

Tischchen geworfen hatte, an dem er saß, nahm er es immer wieder zur Hand und las von Neuem.

Es gehörte nicht weniger als der Ausruf Mariechens dazu, um die Aufmerksamkeit des alten Herrn zu erregen und dieselbe von der Zeitung ab auf Menschen zu lenken.

Er neigte sich nach der Hecke hin, sah durch dieselbe hindurch und erblickte das rührende Bild, daß wir zu beschreiben versucht haben. Dann horchte er.

»Ehrlich! Ehrlich!« rief Mariechen mit gefalteten Händen. »Antworte mir doch, ich beschwöre Dich, sonst glaube ich, Du stirbst.«

Ehrlich aber hörte sie entweder nicht oder er hörte sie, hatte aber nicht die Kraft zu antworten, denn er seufzte nur und schüttelte den Kopf.

»Ehrlich, lieber Ehrlich, « fuhr das Mädchen fort, »mein Gott, kann Dich denn der Mut am Ende unseres Weges so ganz verlassen? Wir sind kaum noch ein paar hundert Schritte von dem Walde von Villers-Cotterêts, also ganz nahe bei Haramont; wir können heute Abend dort sein — nicht zu Fuße, ich weiß es wohl, weil deine Füße bluten — aber mit einem Wagen, den wir im nächsten Dorfe mieten wollen; denn ich habe noch neunzehn Francs von unserem Gelde, so wenig haben wir gebraucht, da die Leute alle so gut gegen uns gewesen sind . . . Wir können also noch heute Abend bei unsern Müttern sein und sind wir zu Hause, wirst Du auch nicht mehr müde sein. Du hast da nur von

einem Häuschen zum andern zu gehen und ich führe Dich.«

»Ja,« flüsterte Ehrlich, »ja — ich weiß es. Nach zwei Stunden können wir angekommen sein, aber ich werde die beiden Häuschen, die lieben, nicht mehr sehen! Ich werde meine Mutter Madelaine, meine Mutter Marie, nicht wieder sehen . . . auch nicht den Großvater Kleine, nicht Den kleinen Peter, nicht den Esel, nicht den Ochsen, nicht die schwarze Kuh . . . Ach, Mariechen, Mariechen, wenn Du wüßtest, wie weh mir bei diesem Gedanken das Herz tut!«

Mariechen schöpfte wieder etwas Mut als sie ihn so klagen hörte, fühlte aber auch, daß sie diese große Mutlosigkeit Ehrlichs bekämpfen müsse.

»Und doch,« sagte sie, »lieber Ehrlich, hast Du mich etwas gesehen, nicht wahr? nur etwas freilich, undeutlich, aber es schadet nichts, deine Augen haben doch einen Augenblick ihre Durchsichtigkeit wieder gefunden. Und dieser Schein, glaube es mir, ist nicht erloschen; deine Augen sind angegriffen; der Schmerz, den Du wieder darin fühlst, kommt von der Entzündung; aber habe nur Geduld, lieber Ehrlich, der Doktor Lacosse ist gar geschickt, er wird Dir deine armen Augen gewiß wieder heilen . . . Ach, ich will Dich damit trösten und betrübe Dich! Du wirst . . . Du wirst wieder ganz blaß!«

»Mariechen,« flüsterte Ehrlich, ich weiß nicht, wie mir ist . . . mein Herz bricht vor Verzweiflung ist mir,

als müßte ich sterben.«

Die Arme Ehrlichs sanken matt in das Gras und der Kopf fiel ebenfalls nieder. Er war völlig ohnmächtig.

Ach! Ach!« jammerte Mariechen. »Wer hilft mir! Wasser! Wasser!«

XV.

Noch ein Arzt.

Sie sprang dann auf wie wahnsinnig, ließ Bernhard bei den Ohnmächtigen zurück und eilte nach dem ersten Hause hin, dem Hause des alten Herrn.

In dem Augenblicke aber als sie an die Tür klopfen wollte, wurde diese geöffnet und der Alte selbst erschien in Begleitung eines Dieners, dessen ehemaliger Stand sich noch deutlicher als bei dem Herrn durch eine Feldmütze und andere Uniformstücke verriet.

Er trug in der Hand ein Fläschchen und einen Kaffeelöffel.

»Ach, Herr,« rief ihn Mariechen an, »einige Schritte von hier ist ein armer junger Mann ohnmächtig geworden und stirbt vielleicht. Kommen Sie, kommen Sie, ich beschwöre Sie.«

»Wir sind schon auf dem Wege, mein Kind, antwortete der alte Mann, denn ich habe durch die Hecke da alles mit angesehen. Aber beruhige Dich; sein Leiden ist nicht gefährlich.«

»Sie werden ihn also heilen?« fragte das Mädchen.

»Ja, mein Kind. Komm, komm, Baptist.«

Sie gingen dahin, wo Ehrlich lag, und Mariechen folgte, aber sie konnte vor Angst und Bangigkeit kaum gehen.

Bernhard erriet wohl, daß Hilfe für seinen jungen Herrn komme, denn er sprang dem alten Herrn freudig entgegen.

»Meiner Treu,« sagte Baptist, der abwechselnd Mariechen, Bernhard und den Ohnmächtigen betrachtete, »Herr Doktor, der Kranke muß sehr gut sein, da ihn ein so schönes Mädchen und ein so schöner Hund lieben.«

Mariechen hatte nichts verstanden als die Worte: »Herr Doktor.«

»Ach, Sie sind Arzt?« fragte sie.

»Ja und was für einer!« antwortete Baptist. »Er hat ganz andere Dinge gesehen als das da.«

»So liebt uns auch der gute Gott wieder, « entgegnete das Mädchen, »da er Sie uns zu Hilfe sendet.«

Die beiden Männer waren unterdes bei Ehrlich angekommen, und während der Diener ihm den Kopf emporrichtete, goß der Alte einige Tropfen aus dem Fläschchen und flößte sie ihm mit dem Löffel ein.

Mariechen, die mit gefalteten Händen dastand und kein Auge von Ehrlich abwendete, sprach einzelne Worte vor sich hin, die halb Gebet zu Gott, halb Dank für den Unbekannten waren.

Es sprach sich in ihren Zügen und in ihrer ganzen Haltung eine so unermessliche Angst aus, daß der Doktor sie trösten zu müssen glaubte.

»Beruhige Dich, mein Kind,« sagte er zu ihr; »es ist nichts, nur eine ganz gewöhnliche Ohnmacht und ehe

eine Minute vergeht, wird er wieder zu sich gekommen sein.«

»Ist das wahr?« entgegnete Mariechen. »Sie sagen es nicht bloß, weil ich auch sterben würde, wenn er stürbe?: Er stirbt nicht, nicht wahr?«

»Nein, ängstige Dich nicht. Du hast den armen Soldaten wohl recht lieb?«

»Ach!«

»Woher kommst Du mit ihm?«

»Aus dem Hospital zu Laon, wo ich ihn abgeholt habe, denn Sie wissen es noch gar nicht, er ist blind. Die Augen verbrannten ihm, als ein Pulverwagen in die Luft flog.«

»Der Guckuck!« sagte der Doktor; »daß ist freilich schlimmer. Aber erst wollen wir ihn aus seiner Ohnmacht wecken, die wohl einfach durch die Anstrengung herbei gerufen worden ist, dann an seine Augen denken.«

»Ach, Herr Doktor, fiel Mariechen ein, Sie hatten Recht; da kommt er wieder zu sich. Sehen Sie, er atmet, er schlägt die Augen auf. Erlauben Sie, daß ich seine Hand fasse und mit ihm spreche, denn er würde glauben, ich sei nicht mehr da und dies wäre ihm sehr schmerzlich.«

»Mariechen!« flüsterte der junge Mann, der wirklich allmählich wieder zu sich kam.

»Lieber Ehrlich!« antwortete das Mädchen sofort, ich bin da, knie hier bei Dir und da ist auch ein guter Herr

Doktor, der sich Deiner annehmen und Dich heilen will. Nicht wahr, Herr Doktor, Sie werden ihn heilen?«

Der alte Herr betrachtete aufmerksam die entzündeten Augen Ehrlichs.

»Ist es nie besser gegangen, mein Sohn, seit Dich der Unfall betroffen hat?« fragte er.

Ehrlich versuchte zu antworten, er war aber so schwach, daß er nur einige unverständliche Worte murmeln konnte.

Mariechen antwortete also für ihn:

»Ja, Herr Doktor, gestern noch war es ihm, als werde der Schleier, der auf seinen Augen liegt, dünner, denn gestern glaubte er einen Augenblick mich zu sehen.«

»Ich habe Dich wirklich gesehen,« fiel Ehrlich ein.

»Da hören Sie es,« sagte Mariechen, er bestätigt es selbst. Seit jener Zeit freilich ist keine Besserung für seine Augen eingetreten, im Gegenteil er ist in die Verzweiflung, verfallen, in der Sie ihn sehen, und die Verzweiflung ist gewiß noch mehr daran Schuld als die Ermüdung, daß er ohnmächtig wurde.«

Daran hat er sehr Unrecht getan, entgegnete der Doktor. Es ist möglich, daß nur die Bindehaut betroffen ist und daß diese sich wieder erzeugt.«

Wer Sie auch sein mögen, lieber Herr,« sagte Ehrlich, »nehmen Sie meinen Dank für die Hoffnung, welche Sie mir machen, sie mag in Erfüllung geben oder nicht. Leider, « setzte er kopfschüttelnd hinzu, »sind die Ärzte

die Einzigen, für welche Gott aus der Lüge eine Tugend gemacht hat.«

»Junger Mann,« fiel Baptist ein, mein Herr hat als Regimentsarzt der Konsular- und Kaisergarde die Feldzüge der Revolution und des Kaiserthums mitgemacht, das will sagen, mein Herr lügt nicht.«

Und unwillig regte er gegen den alten Herrn hinzu:

»Wer ist denn der Geldschnabel, der sagt, Sie lügen? Haben Sie es nicht gehört?«

»Schweige, Baptist, entgegnete der Alte lächelnd, es war ganz gut was er da sagte.«

»Er sagte ja, Sie lügen; wie kann denn das gut sein? das begreife ich nicht. Wenn man Ihnen so etwas vor fünfzehn Jahren gesagt hätte, hätten Sie dem, der es gewagt, den Hals gebrochen; ’s ist das Alter,« setzte er mit einem Seufzer hinzu; »Der Mensch rostet.«

»Nun, mein Sohn,« sagte der Alte zu Ehrlich, »Du bist wieder zu Dir gekommen, strenge Dich einmal etwas an, damit wir in das Haus hineinkommen; dort ist alles bequemer und wir wollen etwas für deine Augen zu tun suchen.«

»Ach, Herr, « entgegnete Ehrlich, wenn ich ein wenig ausgeruht habe, werde ich meinen Weg fortsetzen können. Die Tropfen, die Sie mir eingegeben, haben mich sehr gestärkt. Mariechen, danke dem Herrn auch und laß uns weiter gehen.«

»Nicht so geschwind,« fiel der Alte ein. »Die Sache wird anders und daß sage ich. Du bist hier vor meiner

Tür umgefallen und wirst also in das Haus hineingeben. Ihr seid brave junge Leute und ich gebe es nicht zu, daß Ihr Euch so sehr anstrengt. Ihr dürft nicht fort, bis Ihr bei mir ausgeruht und Euch durch ein Glas guten Wein gestärkt habt. Wenn wir dann deine Augen genauer ansehen, finden wir vielleicht auch ein Heilmittel für sie.«

»Wenn es so ist, Ehrlich, komm,« sagte Mariechen; »wir würden Gott versuchen, wenn wir es ausschlügen . . . Ich bin nur ein armes Bauernmädchen und Ehrlich ist ein armer Bauernbursch, wir können Sie also nie bezahlen; aber, Herr Doktor, mein Gebet ist so unerschöpflich, wie meine Liebe und so lange ich lebe, will ich für Sie und Alle beten, die Ihnen teuer sind. Machen Sie mit uns was Sie wollen uns der liebe Gott gebe Ihnen recht langes Leben und nach diesem Leben die ewige Seligkeit.«

Da Mariechen zustimmte, so hatte Ehrlich nichts weiter einzuwenden; er stützte sich demnach auf den Arm Mariechen und auf den des Doktors, und Baptist ging voraus, um zu öffnen.

Baptist hatte seine Weisungen erhalten; als er in das Haus eintrat, teilte er die Befehle des Herrn einem andern Diener mit, der sogleich verschwand, und begab sich in das Zimmer, wo er einen Stuhl für Ehrlich bereit rückte.

Alle drei traten ein; Bernhard blieb bescheiden an der Tür, da der glatt gebohnte Fußboden ihm verdächtig

war.

Der Doktor führte Ehrlich zu dem Stuhle, so daß derselbe das Gesicht dem Lichte nicht zuwendete.

Dann entfernte sich Baptist.

Einige Augenblicke später kam er mit einer Flasche und drei Gläsern zurück.

»Hierher!sagte der Alte, der die Flasche mit der Vorsicht faßte, welche die Liebhaber guten Weines gegen das Alter gewisser Gefäße haben, und schenkte daraus die drei Gläser voll.

Eines reichte er Ehrlich.

»Trinke die langsam, mein Sohn,« sagte er, »und ich verspreche Dir, des Du Dich nicht schlecht darauf befinden sollst.«

Ehrlich nahm das Glas.

»Verzeihen Sie,« sagte er zugleich, »aber wenn es Wein ist, muß ich bemerken, daß ich nie Wein trinke.«

»Desto besser,« entgegnete der alte Herr, »so wird dieser um so kräftiger wirken. Trink, mein Sohn, trink, ich gebe ihn Dir als Arznei.«

Ehrlich schickte sich an zu gehorchen.

Da reichte der Doktor das zweite Glas Mariechen.

»Auch Du, mein schönes Kind,« sagte er, »mußt ermüdet sein, der Wein wird Dich stärken.«

»Das glaube ich, meinte Baptist, welcher die drei Gläser nicht aus den Augen verlor. *Der* Wein könnte einen Toten wieder auferwecken.«

»Auf die Genesung deines Freundes!« sagte der Arzt, indem er nach dem dritten Glase griff

»Von ganzem Herzen!« antwortete Mariechen.

Und alle drei setzten gleichzeitig die Gläser an den Mund, während Baptist, der kein Glas hatte, mit der Zunge schnalzte, wie Jemand, der an einen trefflichen Wein denkt, welchen er einmal getrunken hat.

Der alte Doktor leerte das Glas in einem Zuge und sagte dann befriedigt: hum!«

Ehrlich kostete mit dem Mißtrauen, welches die Blinden bei allem zeigen, das sie genießen, da sie nicht vorher durch das Gesicht prüfen können, und trank endlich das Glas in drei Absätzen aus. Mariechen dagegen setzte das Glas nach den ersten Tropfen, die sie genossen hatte, ab, als hätte sie sich die Lippen verbrannt.

»Ach,« sagte sie, indem sie das Glas Baptist hinreichte, »nehmen Sie es nicht übel, aber ich kann das nicht trinken.«

Baptist nahm das Glas ehrerbietig aus der Hand des Mädchens, die die Lippen mit ihrem Taschentuche abwischte, als wolle sie auch die legte Spur von dem brennenden Tranke vertilgen.

»Glücklicherweise, « sagte der Doktor, »hat Baptist einen bessern Geschmack, denn Du bringst Dich, mein Kind, um ein Glas von dem besten Xeres, der jemals in der Sonne Andalusiens gereift ist . . . Du scheust Dich doch nicht, dem Mädchen nachzutrinken, Baptist?«

»Gewiß nicht; dazu hat sie gar zu schöne Lippen. Auf allerseitige Gesundheit!«

Baptist leerte darauf das Glas in einem Zuge, wie es sein Herr getan hatte, und sagte dann ebenfalls befriedigt: »Hum!«

Die Wirkung, welche der Doktor erwartet hatte, stellte sich ein. Das Feuer des goldgelben Weine rann durch die Adern Ehrliche; er empfand den belebenden Einfluß; die Röte kehrte auf seine Wangen zurück und das Lächeln auf seine Lippen.

»Ach, Herr,« sagte Mariechen, der dies nicht entging, »als Getränk war das, was Sie mir gaben, recht schlecht, aber als Medizin scheint es sehr gut zu sein. Sehen Sie nur, wie Ehrlich sich erholt! . . . Du befindest Dich wohl, nicht wahr, guter Ehrlich?«

»Ja,« antwortete dieser, »ganz wohl. Es ist seltsam, Mariechen, auch die Hoffnung scheint sich wieder zu finden. Hunger sogar habe ich.«

»Na, na, junger Mann«, fiel der alte Arzt ein; das geht ja gewaltig schnell! Erst mußt Du ein Bad nehmen und zwanzig Minuten im Wasser bleiben . . . Dafür wirst Du sorgen, Baptist, zwanzig Minuten, nicht mehr und nicht weniger. Dabei badet sich der Kranke die Augen mit erweichenden Mitteln, dann bringst Du ihn wieder hierher. Hörst Du, Soldat? Hier muß gehorcht werden, wie bei dem Regimente.«

»Sie sind zu gütig und geben Ihre Befehle in zu wohlwollender Weise, als daß man Ihnen nicht in allen

Stücken gehorchen sollte, « antwortete Ehrlich, der dann hinzusetzte: »ich bin bereit.«

Er streckte beide Hände aus, Baptist nahm eine derselben und Mariechen die andere.

»Mein liebes Kind,« sagte der Arzt, »mit Dir habe ich zu sprechen.«

»Ich begleite ihn nur bis an die Tür,« antwortete das Mädchen errötend, »und komme sogleich wieder.«

Sie kam wirklich sehr bald zurück.

Der Doktor fragte sie über das Unglück, das Ehrlich betroffen hatte, über das, was sie etwa von der früheren Behandlung wußte und über die kurze Rückkehr der Sehkraft, die sie am Tage vorher so glücklich gemacht hatte.

Mariechen gab darauf alle Auskunft, die sie geben konnte und zwar mit der unbefangenen Natürlichkeit, die wir an ihr bereits kennen und die auf den alten Herrn einen so großen Eindruck machte, daß sie die menschenfreundliche Teilnahme, die er dem jungen Paare bis dahin zugewendet hatte, in fast väterliche Zuneigung umwandelte.

Er hörte sie aufmerksam an und äußerte bald Billigung, bald Mißbilligung über die bisherige Behandlung. Die erste schien indes im Ganzen über die letztere und die Hoffnung über die Besorgnis vorzuwiegen.

»Es ist gut,« sagte er endlich. Wir wollen einen Versuch machen.«

Er klingelte Baptist, der sofort erschien.

»Haft Du den Kranken in das Bad gebracht?« fragte er.

»Ja,« antwortete der Diener, »der Hund hätte aber beinahe die ganze Badewanne ausgeleert. Er schien großen Durst zu haben.

»Haft Du ihm die Augen mit dem Wasser gewaschen, das ich Dir nannte?«

»Ja.«

»Auch eine Binde darüber gelegt?«

»Ja. «

»So hole ihn nun aus dem Bade und bringe ihn hierher.«

Baptist drehte sich militärisch um und ging hinaus. Der alte Herr ließ die Rouleaux herunter, so daß das Licht bedeutend gemildert wurde, und Mariechen sah ihm mit klopfenden Herzen zu.

Endlich öffnete sich die Tür und Ehrlich wurde von Baptist hereingeführt und zwar, auf einen Wink des alten Arztes, in die Mitte des Zimmers.

XVI.

Hoffnung.

In der Mitte des Zimmers blieb Baptist mit Ehrlich stehen. Der Doktor stellte Mariechen zur Rechten des Blinden, er selbst trat zur Linken und winkte zugleich dem Mädchen zu schweigen; dann befahl er Baptist dem Blinden die Binde von den Augen zu nehmen.

»Mein Sohn,« sagte er darauf zu Ehrlich, »jetzt schlage deine Augen auf und sage mir, ob Du etwas siehst.«

Ehrlich stand eine kurze Zeit lang blinzelnd da, dann wurden die Lider ruhiger, er bewegte die Augen hin und her und endlich schienen sie auf Mariechen zu ruhen. Mit einem Male stieß er einen Freudenruf aus und ging rasch mit ausgebreiteten Armen nach dem Mädchen hin.

Diese wollte ihm entgegeneilen, aber ein Wink des Arztes hielt sie zurück. Sie blieb deshalb unbeweglich stehen, zitterte aber an allen Gliedern.

Ehrlich war ganz nahe an sie gekommen, blieb aber stehen, als fürchte er sie zu stoßen, streckte seine zitternde Hand aus und sagte:

»Mariechen, Mariechen, bist Du da oder ist, was ich sehe, nur ein Schatten? Wenn Du es bist, sprich, berühre mich!«

»Ehrlich, lieber Ehrlich!« erwiderte das Mädchen und faßte seine Hand.

»So sehe ich! So werde ich nicht blind! Ich sehe, Mariechen, ich sehe!«

Mariechen wagte nicht zu sprechen, als fürchte sie durch eine Bewegung den Traum zu stören, der sie beglückte.

»Wenn Du sehen kannst, « begann der Doktor, so sage mir, welche Farbe das Tuch des Mädchens hat.«

»Sie trägt ihr rotes Halstuch, Herr Doktor.«

»Das ist richtig!« rief Mariechen aus. »Ach, welches Glück!«

Der Doktor schien sich zu verwundern.

»Irrst Du Dich nicht?« fuhr er fort. »Siehst Du wirklich rot?

»Nein, Herr Doktor,« antwortete Ehrlich, »ich sehe nur etwas Graues, aber der Doktor Lacosse hat mir einmal erklärt, daß im Dunkeln das Roth schwärzer erscheine als die andern Farben. Das Tuch Mariechens erscheint mir dunkelgrau und daraus schließe ich, daß es rot sein muß.«

»So ist’s,« sagte der Doktor, »Ihr dürft nun hoffen, Kinder. Baptist, fuhr er zu seinem Diener gewendet fort, »lege unserm Blinden die Binde wieder über die Augen, die in etwa vier Wochen wohl geheilt sein werden, besorge etwas zu essen und führe ihn dann in deine Stube, denn er muß ausruhen, ehe er morgen seine Reise fortsetzt.«

»Ach, Herr Doktor, wie soll ich Ihnen danken?« sprach Ehrlich mit dem innigsten Gefühl.

»Nur ruhig!« entgegnete der alte Herr. »Ruhe ist die Hauptsache und mit Ruhe, Alaun- und Rosenwasser und einer Salbe werden wir den Blinden da wohl heilen.«

»Der erste wäre er nicht,« fiel Baptist ein. Du kannst Dir gratulieren, Camerad, daß Du uns in die Hände gefallen bist.

»Und Du gehst nicht mit deinem Geliebten?« fragte der Doktor als Baptist den Blinden fortführte.

»Ach, Herr Doktor,« antwortete sie, indem sie vor ihm auf die Knie sank, erst muß ich Ihnen danken.«

»Bist Du toll?« sagte der Doktor und suchte sie aufzuheben. Mariechen aber verblieb in ihrer Stellung und entgegnete:

»Nein, nein, ich stehe nicht auf, bis ich Ihnen wenigstens gesagt habe, daß ich Sie für das, was Sie an uns getan haben, besser belohnt zu sehen hoffe, als wenn Sie den Sohn eines Königs geheilt hätten, denn der liebe Gott selbst übernimmt die Bezahlung der Schuld armer Leute und der liebe Gott ist gar reich an Erbarmen und Segen. Mein Gott, mein Gott!« rief sie mit einer Inbrunst aus, welche selbst in die Augen des alten Arztes Tränen lockte, »Du segnest unsern Retter, wie wir ihn selbst segnen.«

»Ja, ja, mein Kind,« sagte der Doktor, »Gott wird Dich erhören oder er hat Dich vielmehr schon erhört,

denn ich bin bereits über mein Verdienst belohnt. Gehe nun zu deinem Freunde.«

Er trat zu dem Mädchen und küßte sie väterlich auf die Stirne. Sie eilte dann Ehrlich nach, während sie ausrief:

»Wer kann noch sagen, die Menschen wären nicht gut!«

Am andern Morgen um sieben Uhr stand ein leichter offener Wagen mit einem Apfelschimmel vor der Tür des Häuschens, an welcher Mariechen am vergangenen Tage mit so unbeschreiblicher Angst im Herzen erschienen war.

Baptist hatte die Peitsche unter dem Arm und knüpfte mit ganz besonderer Sorgfalt eine Schnur daran.

Bernhard sprang lustig hin und her.

Hinter ihm kamen der Doktor, Mariechen und Ehrlich mit dem grünen Schirm, aber mit heiterem lächelnden Gesicht, das der Spiegel seines Hoffnungsreichen Herzens war.

Am Wagentritte zögerte er einen Augenblick, dann breitete er die Arme aus und sagte:

»Ach, guter Herr Doktor, ich möchte Sie so gern umarmen!«

»Tue das, mein frommer Sohn, aber nun vergiß auch nicht, daß deine Mutter auf Dich wartet.«

»Ja, ja,« antwortete Ehrlich, nachdem er den alten Herrn wirklich umarmt und ihm die Hände gedrückt

hatte. »Dank Du ihm auch, Mariechen, und sage ihm, daß wir ihn immer lieb haben werden.«

»Ja immer, immer, Gott ist mein Zeuge!« sagte das Mädchen.

Baptist half Ehrlich in den Wagen steigen, Mariechen hüpfte nach und als sie saßen, fragte Baptist:

»Welchen Weg fahren wir?«

»Den kürzesten,« antwortete Ehrlich.

»Also links bei Villers-Cotterêts vorbei, hinter Saint-Nemy hin, durch die Kastanienbäume und gerade auf die Straße nach Haramont?«

»Ja, so kommen wir um eine Stunde näher.«

»Also vorwärts, Marengo!« sagte Baptist, indem er dem Pferde einen Hieb gab, so daß es im Trabe Bernhard nachjagte, der lustig voraussprang.

»Glückliche Reise, Kinder!« rief der Arzt ihnen noch nach.

Nach fünf Viertelstunden hielt der Wagen zwischen den beiden Häuschen, an denen verwundert alle Bewohner erschienen, auch der Großvater Kleine.

Wir versuchen es nicht, die Gefühle der armen Leute bei der Rückkehr Ehrlichs- und Mariechens zu schildern. Statt ein Kind zu beweinen, hatten die beiden Mütter zwei zu beklagen bereits begonnen. Mariechen hatte seit ihrem Fortgange nichts von sich hören lassen, und obgleich sie erst sechs Tage fort war, schien ihre

Abwesenheit doch schon seit sechs Jahrhunderten zu währen.

Die Häuschen waren noch da, aber wie zwei Körper, aus denen die Seele entwichen ist. Jetzt kehrten die Seelen zurück und die Leichen erhielten wieder Leben.

Die Ehre des Empfanges gebührte zunächst Ehrlich, der seit einem halben Jahre fort gewesen war, dann aber auch Mariechen, die so viel Aufopferung bewiesen und endlich auch dem treuen Bernhard.

Wie Francisca von Rimini erzählte Mariechen, während Paolo-Ehrlich, den Kopf auf die Achsel seiner Mutter gestützt, zuhörte.

Gar viele Seufzer, gar viele Tränen unterbrachen diese einfache Erzählung, und viele Segenswünsche erhielten die mitleidigen Menschen, welche Gott die beiden Pilger auf ihrem Wege Hatte finden lassen.

Die beiden Sträuße von goldenen und silbernen Blumen, die sie von ihrer Wallfahrt mitgebracht, wurden an der in die Augen fallendsten Stelle aufgehangen, einer in jedem Häuschen.

Als der Apfelschimmel des guten Doktors sich erholt und gesättigt hatte, wurde er wieder eingespannt und Baptist kehrte zurück, versehen mit noch vielen Danksagungen und Segenswünschen für seinen alten Herrn.

Die Rückkehr Ehrliche und Mariechens war ein große Ereignis in dem Dorfe, namentlich auch für Katharinen, die noch keine Nachricht von Bastian hatte

und nicht wußte, ob er lebe oder gestorben sei. Die Arme liebte den Husaren von ganzem Herzen, und so erfuhr sie mit unbeschreiblicher Freude aus dem Munde Mariechens, daß er noch lebe und nur eine Wunde mehr erhalten habe.

Zwar hatte er, als er Mariechen verlassen, einen Gang mit einem Kürassier vorgehabt, aber, wie es geschienen, so sicher auf den Hieb gerechnet, den er sich ausgedacht, daß Mariechen über den Zweikampf gar nicht besorgt war und darum denselben gar nicht erwähnte.

Katharine hatte also nur noch zu fürchten, daß er sie vielleicht vergessen, aber man erinnert sich des Gesprächs des Husaren mit Mariechen in Bezug darauf und wird gestehen, daß die Besorgnisse Katharinens völlig unbegründet waren.

Den Tag über fanden sich viele der Bewohner des Dorfes in den beiden Häuschen ein, namentlich die jungen Bursche, — so viele deren nach der großen Hinopferung von Soldaten übrig geblieben — welche Ehrlich die Hand drückten, und die Mädchen, welche Mariechen zu dem Erfolge ihrer Tat beglückwünschten.

Ehrlich mußte dann ausführlich von der großen Schlacht bei Laon erzählen, der er beigewohnt hatte, bis sein Pulverwagen in die Luft geflogen war, während Mariechen. von ihrer Wallfahrt zu der Mutter Gottes zu Liesse und deren Wundertätigkeit berichtete, denn sie

schrieb noch immer der heiligen Jungfrau die Heilung Ehrliche zu.

Dann kam der Abend und in allen Häusern sprach man von Ehrlich und Mariechen, so wie von der Heirat derselben, die kein Geheimnis mehr war, da Ehrlich die Versprechungen erwähnt hatte, die ihm das Mädchen gemacht hatte, als er noch keine Hoffnung gehabt, jemals das Licht des Tages wieder zu sehen. Auch müssen wir gestehen, daß alle im Dorfe, die ja die Umstände des Vaters Kleine genau kannten, das junge Paar beklagten, dessen Zukunft durch die Krankheit des alten Kleine, durch die Abwesenheit Ehrlichs und durch die Rückkehr der Bourbons jedenfalls verschlimmert worden war.

Wir haben den Lesern die Lage des Vaters Kleine zu schildern, der sich eine Zeit lang für einen reichen Mann gehalten hatte und nun auf dem Punkte stand, arm wie Hiob zu werden.

Durch den Schlagfluß, der ihn betroffen hatte, war er an der Bestellung seiner Felder verhindert worden, doch war ihm Nachbar Mathieu dabei zu Hilfe gekommen. Dieser hatte das Feld allerdings bestellt, aber nicht so sorgfältig, wie es Vater Kleine zu tun pflegte; es war nicht so gepflegt worden wie sonst und schien deshalb nur eine mäßige Ernte zu versprechen.

Leider war nun auch Ehrlich nicht da, welcher den Großvater hätte ersetzen können; Ehrlich maß Pulver in der Schlacht ab, Ehrlich, der keinem Vogel eine Feder

ausrupfte, unterstützte, wenn auch in niedrigem Kreise, den Sieger von Marengo und Austerlitz. Unterdes rückten immer mehr fremde Truppen in Frankreich ein, die Verbündeten waren in Paris und die Rückkehr der Bourbons wurde eine neue Ursache des Unglücke der beiden Familien.

Bei so großen Katastrophen und gigantischen Ereignissen beachtet der Geschichtsschreiber nur das Glück und das Unglück der Mächtigen dieser Erde; man klagt über einen gestürzten Thron, über ein verkanntes Genie, und selten findet sich eine Klage, ein Blick, ein Seufzer für die Niedrigstehenden, die von den Rädern jener Wagen zerdrückt werden, welche hinauf zum Glück jagen oder hinunter in das Unglück stürzen.

Bei dem Einrücken fremder Truppen war ein russisches Armeecorps von dreißig- oder vierzigtausend Mann nach Villers-Cotterêts gekommen. Sie in den fünfhundert Häusern der Stadt unterzubringen, war unmöglich; sie bezogen darum ein großes Bivouac; das zwei bis drei Stunden weit reichte. Zu diesem Raume von zwei bis drei Stunden gehörten auch die acht oder neun Morgen Feld des Vaters Kleine; auf ihnen lagerten Kosaken, deren Pferde das grüne Getreide niedertraten.

An eine Ernte in diesem Jahre war nicht zu denken, denn das Feld war so fest und glatt getreten wie eine Scheuntenne. Vielleicht trug es allerdings im nächsten Jahre um so besser, aber bis zu dieser Ernte mußten

noch achtzehn Monate vergehen und Vater Kleine hatte zu Martini bei Herrn Niguet achthundert Francs zu bezahlen.

Nun schien es sehr leicht zu sein, achthundert Francs auf neun Morgen Feld zu leihen, das durch fleißige Arbeit vortrefflich geworden und nur mit einer Hypothek von 1600 Francs belastet war.

Wir werden darauf zurück kommen.

Eine zweite Ursache des Zurückkommens lag darin, daß wegen dieser vielen fremden Soldaten Mariechen ihre Milchverkäufe unterbrechen mußte. Es konnte doch unmöglich ein so junges und so schönes Mädchen wie Mariechen alle Tage allein zweimal mitten durch ein Bivouac von vierzigtausend Russen geben.

Was hätte sie auch in der Stadt verkaufen sollen? In Longpré hatte man keine Kühe, folglich auch keine Milch mehr; sie waren von den Russen weggenommen, geschlachtet und verzehrt worden.

Mit dem Milchverkaufe entging dem Häuschen eine Einnahmequelle.

Aber das war noch nicht genug.

Die Bourbons hatten den Thron wiederum bestiegen und mit ihnen waren alle jene ehemaligen Diener zurück gekommen, die Adeligen und Priester. Jeder von ihnen brachte Ansprüche und Anforderungen mit, denn jeder dieser Ausgewanderten hatte, wie er sagte, große Verluste erlitten und eiferte gegen die Beraubung, deren Opfer er gewesen.

Beraubung nannte man jene große Tat von 1792, welche das Volk von Frankreich mit den Gütern derer bereichert hatte, die gegen dasselbe kämpften.

Die neun Morgen des Vaters Kleine waren nur ein kleines Stück von den Gütern, welche das Kloster Longpré in Haramont, Bonneuil und Largny besessen hatte. Diejenigen nun, welche die Rechte des Klosters wahren wollten und sich ebenfalls eingefunden hatten, äußerten laut, daß sie auf Rückgabe hofften.

Daß von einer Entschädigung der neuen Besitzer nicht die Rede war, versteht sich von selbst.

In so trauriger Lage fand der arme Ehrlich die beiden Familien.

XVII.

Der Himmel verdüstert sich.

Man kann sich nun vorstellen, wie wichtig es war, Daß das Wunder, welches ihm das Gesicht wieder zu geben angefangen hatte, ganz erfolge, denn offenbar mußte auf ihm die Sorge für das Wohlsein Aller ruhen.

Die Pflege dieser genesenden Augen war vor der Hand das Notwendigste. Gleich am nächsten Lage also machte sich Ehrlich mit Mariechen und Bernhard auf den Weg nach Villers-Cotterêts. Es begann damit ihr gewöhnlicher Morgengang wiederum. Nur hatte das Bivouac die Vögel, die Rehe und Eichhörnchen im Walde verscheucht.

Die Soldaten schielten begehrlich nach dem schönen Mädchen, aber zweierlei Rücksichten hielten sie in Schranken: der Gehorsam gegen ihre Offiziere und die Achtung vor der Aufopferung für das Unglück.

An dem Überreste einer Uniform, welchen Ehrlich trug, erkannten sie auch, daß sie einen Soldaten vor sich hatten, daß seine Blindheit die Folge eines Unfalls sei und die Schlachtfeld-Bruderschaft, welche nach dem Kampfe selbst zwischen Feinden eintritt, schützte zugleich den Blinden und dessen Führerin.

Beide, oder vielmehr alle drei, denn Bernhard gehörte auch zu ihnen, kamen also in Villers-Cotterêts

an, wo sie seit einem halben Jahre nicht gesehen worden waren.

Bei den großen Ereignissen, die geschehen waren, hatte man, leicht erklärlich, ihr Ausbleiben nicht bemerkt; wohl aber bemerkte man ihre Wiederkunft.

Alle in Villers-Cotterêts betrachteten teilnehmend die seltsame Gruppe, die früh am Morgen in den Straßen der Stadt sich zeigte.

Sie gingen gerade nach dem Hause des Doktor Lacosse hin.

Dieser kannte bereits die Rückkehr Ehrlichs, das schreckliche Unglück, das ihn betroffen hatte und die Besserung, welche in seinem Zustande einzutreten anfing.

Er nahm ihn deshalb mit freudiger Teilnahme auf.

»Ah, Du bist es, mein Sohn?« sagte er zu ihm. »Nun, komm her und erzähle mir deine Sache.«

Und Ehrlich mußte das Unglück, das ihn betroffen hatte, mit allen Einzelheiten zum zehnten, zwanzigsten, fünfzigsten Male erzählen.

Der Arzt hörte ihn sehr aufmerksam an und als Ehrlich geendet hatte, führte er ihn an das Fenster, zog ihm das Augenlid empor und besah das Auge.

»Ja, ja,« sagte er, »daß äußere Häutchen der Hornhaut ist angegriffen, und die Durchsichtigkeit getrübt; aber es heilt allmählich; das Auf- und Niedergleiten der Lider wird dem Augapfel nach und

nach den Glanz und die Glätte wieder geben, und dann, mein Sohn, wirst Du wieder so gut sehen als sonst.«

»Wirklich, Herr Doktor?« fragten Ehrlich und Mariechen gleichzeitig.

»Ich stehe dafür,« antwortete der Arzt.

»Was müssen wir aber, tun, Herr Doktor?« fuhr das Mädchen fort.

»Das ist sehr einfach . . . Ich will ihm etwas aufschreiben, das Ihr in der Apotheke machen lasset, eine Salbe, damit reibt sich Ehrlich die Augenlider früh und Abends ein, und nach vierzehn Tagen oder drei Wochen wird er so gut sehen, daß er allein zu mir kommen kann.«

Die beiden Liebenden drückten einander freudig die Hände. Es war ja gewiß nichts mehr zu fürchten, da der erste Arzt Hoffnungen gemacht, der zweite Versprechungen gegeben hatte und der dritte Gewißheit verhieß.

Sie kehrten so schnell als möglich mit dieser guten Nachricht nach Haramont zurück.

Auch war dieses neue Glück sehr nötig, um ein wenig die Besorgnisse anderer Art zu mildern, welche über den beiden Familien zu schweben anfingen.

Vater Kleine stand, wie schon erwähnt, auf dem Punkte, trotz seiner neun Morgen Feld gänzlich zu verarmen.

Doktor Lacosse hatte allerdings für seine ärztliche Behandlung keine Bezahlung annehmen wollen; anders

aber war es in der Apotheke, und da allein kostete die Krankheit den Vater Kleine fünfzig Taler.

Nun haben wir aber gesehen, daß er Mariechen, als sie Ehrlich in Laon abholen wollte, das letzte Goldstück anbot. Sie nahm es nicht an, aber es blieb doch nicht lange in dem Beutel; es mußte mit fünf andern, den Ersparnissen der Frauen, in die Apotheke wandern.

Unterdessen war Ehrlich zurück gekommen. Diese Rückkehr war für die Herzen eine große Freude, für den Beutel aber durchaus keine Erleichterung.

Vater Kleine mußte die wenigen Lage, die er noch zu leben haben konnte, schwach bleiben; Ehrlich war ebenfalls noch nicht arbeitsfähig . . . So fehlten den beiden Familien die natürlichen Stützen und die Frauen mußten für die Befriedigung aller Bedürfnisse sorgen.

Was aber Spinnen und Nähen einbringt, namentlich auf dem Dorfe, weiß man wohl.

Trotz dem Verluste der Ernte in Folge des Kosakenlagers würde Vater Kleine leicht eine Aushilfe gefunden haben; aber wir haben bereits erwähnt, daß ein entsetzliches Gerücht in Bezug auf die Besitzungen der Ausgewanderten die Lage verschlimmerte.

Man weiß auch, daß Vater Kleine sechzehn-hundert Francs auf das Feld schuldig war, allerdings eine Kleinigkeit, so lange dasselbe zwölf- bis vierzehntausend Francs wert war, sehr viel dagegen, wenn vielleicht Niemand für die ganze Feld sechzehn-hundert Francs zu zahlen wagte.

Niemand bot demnach dem alten Kleine Hilfe an, nicht einmal Nachbar Mathieu, der sich fast in gleicher Lage befand.

Am 30. Mai verkündeten die Kanonen in Paris, daß der Vertrag zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten unterzeichnet sei.

In Folge dieses Friedensvertrages sollten die fremden Truppen das französische Gebiet verlassen.

Gegen den 15. Juni brachen demnach die Russen ihr Lager ab und nahmen Abschied von den Bewohnern von Haramont, Largny und Villers-Cotterêts.

Frankreich, das die bedrückte Brust wieder freier heben konnte, vergaß einen Augenblick, daß es in seine Grenzen von 1792 zurück kehrte und die Oberherrschaft in der Welt verlor. Es fand doch wenigstens seinen Boden wieder und konnte seine noch überall zerstreuten Söhne zurück rufen.

Um Lage nach dem Aufbruche der Kosaken erklärte Vater Kleine, daß er sein Feld besuchen wolle.

Dieser Wunsch war ein sehr natürlicher bei dem armen Manne, welcher sonst alle Lage zu diesem Felde ging, oft sogar zweimal an einem Tage, und es jetzt in acht Monaten nicht gesehen hatte.

Lange schon bereitete er sich zu dieser großen Reise vor, indem er jeden Tag am Arme Madelainens einige Schritte ging; aber so lange die Kosaken auf dem geliebten Felde lagerten, wendete er die Augen und die Gedanken davon ab.

Madelaine erbot sich, ihn wie gewöhnlich zu führen, aber Vater Kleine schlug es aus; er wollte allein sein, wenn ihn beim Anblicke des Feldes die Gefühle bestürmten, und sich denselben ungestört überlassen.

Madelaine äußerte ihre Besorgnis, ob auch der alte Mann den weiten Weg werde gehen können — denn er betrug fast eine Viertelstunde, aber Vater Kleine raffte sich auf, nahm sich zusammen, ging fast ohne zu hinken über das ganze Stübchen und wollte sich nur auf die Straße hinunter führen lassen.

Madelaine sah ihm lange nach; da sie sich aber überzeugte, daß er ohne zu wanken an die Biegung des Weges gekommen, verließ sie sich und vertraute auf den festen Willen des alten Mannes.

Dieser setzte seine Wanderung fort und kam bald so weit, daß er die verwüstete Ebene übersehen konnte.

Über eine Stunde weit sah man nichts als festgetretenen Erdboden, Überreste von Hütten und große schwarze Flecken, welche die Stellen bezeichneten, an denen Feuer gebrannt hatten.

Vater Kleine schüttelte traurig den Kopf und ging weiter.

An der Stelle aber, wo sein Feld gewesen war, das er sonst leicht, aber mit Stolz überblickte, suchte er es jetzt vergebens.

Alle Abgrenzungen waren verschwunden. Es gab keine Grenzsteine, keine Gräben, keine Zeichen mehr,

welche dem Besitzer sagen: das ist dein und dies gehört deinem Nachbar.

Vater Kleine erhob die Hände gen Himmel und seine Augen füllten sich mit Tränen.—

»Herr, mein Gott,« flüsterte der arme Mann, »muß ich am Ende meiner Tage solches Unglück sehen!«

Da ihm indes seine Erinnerungen sagten, daß er in der Nähe seines Feldes sei, verließ er den Weg, um wo möglich unter der Schicht von Stroh und Schmutz die alten Grenzen ausfindig zu machen.

Ein Wäldchen, das dem Nachbar Mathieu gehörte, konnte ihn bei diesem Nachforschen leiten; aber es mußte auch die Stelle gesucht werden, wo das Wäldchen gestanden hatte.

Daß dieses verschwunden war, betrübte den Vater Kleine eben nicht, denn in demselben hielten sich das Kaninchen auf, die in der Nacht aus ihren Löchern Heraus kamen und das Getreide und den Klee des Vaters Kleine benaschten.

Einige Überreste von Bäumen und Büschen, die auf der Erde heraus ragten, deuteten die Waldstelle an und so fand er auch so ziemlich die eine Grenze seines Feldes.

Er suchte eben nach der zweiten, als er sich sanft auf die Achsel geklopft fühlte.

Er drehte sich um.

Es war der Mann, der ihm die letzten zwei Morgen verkauft hatte und dem er die sechzehn-hundert Francs

schuldig war.

Dieser Verkäufer war nicht traurig und gebeugt wie Vater Kleine, sondern heiter und munter.

»Guten Tag, Vetter Maniquet und die ganze Gesellschaft,« sagte Vater Kleine nach seiner Gewohnheit, obgleich der Vetter ganz allein war. »Wie geht’s?«

»Gut, sehr gut, antwortete der Vetter. »Und Euch, Vater Kleine?«

Dieser schüttelte den Kopf und antwortete:

»Ach, schlecht, recht schlecht.«

»Ah, entgegnete der Andere, Ihr seht ja aus wie ein Dreißiger und als wollt Ihr eben heiraten.«

Vater Kleine schüttelte den Kopf noch viel traurig er als das erste Mal und sagte:

»Vetter Maniquet, jeder weiß am besten wo ihn der Schuh drückt.«

»Ach ja, Ihr meint die Lähmung . . . «

»Das ist’s nicht, Gott sei Dank! sondern das Feld, Vetter, das Feld!«

Und Kleine schüttelte den Kopf noch viel trauriger als die beiden ersten Male.

»Ja, ja, das Feld; ich kann mir’s denken.«

»Ich suche die Grenze, Vetter Maniquet, und finde sie nicht . . . Sonst hätte ich sie mit verbundenen Augen gefunden.«

»Das laßt Euch nicht betrüben, Vater Kleine; die Grenzen wollen wir schon wieder finden.«

»Das wird schwer sein.«

»Ich bin Gärtner in Vaumoise, das wisst Ihr.«

»»Ja.«

»Ich verkaufte Euch das Feld da, um mich dort zu vergrößern, und auch, weil ich dem Felde nicht traute, weil es von einem Kloster herkam.«

Vater Kleine seufzte, Vetter Maniquet hatte eine seiner Wunden berührt und diese war nicht die mindest schmerzhafte unter allen, die bluteten.

»Ja,« sagte er, sich glaube es war klug, daß Du das Feld verkauftest.«

»Ich glaube es auch,« sagte der Vetter. »Ich bin Kohlgärtner, wie ich sagte, und habe mein Gemüse im Lager verkauft, alle Tage einen Wagen voll. König Ludwig XVIII. Hatte ihnen wohl viel Geld gegeben für den Dienst, den sie ihm leisteten, denn sie bezahlten gut, diese Kosaken.«

»So hast Du also nichts eingebüßt?«

»Im Gegenteil, ich habe verdient und bedaure weiter nichts als daß es nur drei Monate, nicht drei Jahre dauerte.«

»Für viele Andere wäre das ein großes Unglück gewesen, Vetter Maniquet.«

»Das ist immer so, Vater Kleine; was für den Einen Unglück ist, wird für den Andern zum Glück. Es

kommt darauf an, auf welche Seite man kommt; Ihr wart auf der schlimmen, Vater Kleine, ich auf der guten. Ein anderes mal dreht es sich um.«

»Aber,« fiel der Alte ein, dem dieses Gespräch gar nicht gefiel, »Du willst mir die Grenze des Feldes suchen helfen?«

»Das wird leicht sein. Wie gesagt, ich kam alle Tage daher und da ich ahnte, was kommen würde, brachte ich einmal auf meinem Wagen ein Dutzend Pfähle mit. Zu den Kosaken sagte ich: Seht nicht her; Ihr habt das Lager auf meinem Felde und ich will die Grenzen bezeichnen, so lange sie noch sichtbar sind . . . Recht so, sagten die Kosaken, und sie ließen mich die Pfähle einschlagen. Wir werden darum nun die Grenze leicht finden.«

Da der Vetter von »meinem Felde« gesprochen hatte, so beunruhigte dies den Vater Kleine nicht wenig; er sah ihn erst von der Seite an und um sicher zu gehen, entgegnete er:

»Es ist recht freundschaftlich von Dir, das Du so für mich gesorgt hast, Vetter.«

»Nun,« erwiderte der Andere mit recht schlauer Miene, »was ich für Euch getan Habe, tat ich doch auch etwas für mich.«

»Wie so?« fragte der Alte, dessen Gesicht sich leicht rötete.

»Nun, Ihr habt doch noch zwei Zahlungen an mich zu machen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Zwei Zahlungen von je achthundert Francs.«

»So ist’s.«

»Eine zu Martini dieses Jahr, die andere zu Martini im nächsten Jahre.«

»Du hast Dir es natürlich gut gemerkt.«

»Ordnung muß sein. Nun hört. Ich dachte so bei mir: Vater Kleine hat Unglück; er ist frank geworden und sein Enkel Ehrlich blind; die Kosaken haben ihr Lager auf seinem Felde und er kann nicht ernten.«

»Nun, Vetter?«

»Möglich ist’s also, dachte ich weiter, daß er zur Verfallzeit nicht zahlen kann.«

Der alte Mann unterdrückte einen Seufzer,

»Achthundert Francs«, fuhr Vetter Maniquet fort, »findet man nicht auf der Straße, besonders wo die Kosaken gewesen sind. Wenn er nicht bezahlen könnte, ließe sich vielleicht ein Abkommen treffen.«

»Da das Pfand gut ist, wirst Du mir Frist geben, nicht wahr?

»»Nein, Vater Kleine, darauf rechnet nicht. Ich habe auch gekauft und weil ich Geld zu erhalten hatte, ebenfalls zu Martini zu bezahlen versprochen . . . Nein, Vater Kleine, auf Euch mußte ich rechnen und ihr wart ja auch immer so pünktlich. Man rechnet auf mich, also richtet Euch ein, Vater Kleine.«

»Ja, ja,« sagte der Alte kaum hörbar.

»Ich dachte nun so,« fuhr der Vetter fort: »wenn Vater Kleine, der kein Getreide verkaufen kann, da er nichts erntet, in Verlegenheit ist und mich nicht bezahlt, — Ihr wißt, daß ich die erste Hypothek habe . . . «

»Ja wohl weiß ich das.«

»Wenn er mich also nicht bezahlt, so werde ich sein Feld verkaufen müssen, so leid es mir tun würde.«

Vater Kleine drückte die Augen zu und schluckte, als läge ihm ein Strick um den Hals.

Vetter Maniquet aber fuhr unbewegt fort:

»Das Feld hat nun nicht mehr den Wert wie sonst, weil die dummen Leute glauben, man werde den Adeligen und Geistlichen die verlorenen Güter wiedergeben, ich werde also das Feldstück für eine Kleinigkeit, für einen Pappenstiel bekommen und dann ist’s gut, daß ich vorher die Grenzen abgesteckt habe. Deshalb schlug ich die Pfähle ein.«

Der Vater Kleine verzog das Gesicht so schmerzlich, als wären ihm die Pfähle in den Leib geschlagen worden.

Maniquet aber fuhr fort:

»Ihr könnt also ganz ruhig sein, unser Feld wird mit dem des Nachbars nicht verwechselt und im nächsten Jahre wird es besser sein als es gewesen ist, denn das Stroh, die Asche, der Pferdedünger sind ihm gut, wie ich Euch nicht zu sagen brauche. Es brauchte eine Brache und etwas mehr Dünger, denn Ihr habt es doch

etwas zu sehr angestrengt, gesteht es nur, Vater Kleine. Aber was habt Ihr? Werdet Ihr krank?«

Vetter Maniquet griff nach dem alten Mann, der wankte, aber er machte auch sogleich eine gewaltige Anstrengung, wies den Arm des Vetters zurück und sagte:

»Es ist gut, ich danke, Vetter; ’s ist mir lieb, daß Du mir das gesagt hast. Du kennst das Sprichwort: wer gewarnt ist, steht sich vor.«

»Ihr werdet also zu Martini bezahlen? desto besser.«

»Das sage ich nicht.«

»Ihr werdet nicht bezahlen?«

»Das sage ich auch nicht.«

»»Was sagt Ihr sonst?«

»Wir werden sehen Kommt Zeit, kommt Rat.«

»Nun, entgegnete Vetter Maniquet, »schaden kann es nicht, wenn ich immer unterdes die Grenzen unseres Feldes aufsuche . . . Lebt wohl.«

Lebt wohl miteinander«, sagte der Alte, der mit schwerem Herzen den Rückweg antrat und dabei murmelte:

»Herr, mein Gott, das fehlte noch! Ein so schönes Feld! Es kostete mich über vierhundert schöne Louisdor und der Kerl, der Maniquet, erhielt es für ein Dudeldef. Aber,« setzte er noch leiser hinzu, »das geschieht nicht . . . Eher erwürge ich ihn mit der Hand, die ich noch brauchen kann.«

XVIII.

Alle verzweifeln, nur Ehrlich nicht.

Als Vater Kleine zurückkam, waren alle Bewohner des Dorfes auf der Straße zwischen den beiden Häuschen versammelt.

Sie standen um Bastian herum, der im Dorfe angekommen war mit zwei neuen Hieben im Gesichte, die man bei ihm früher nicht gesehen hatte, die aber Katharinen nicht hinderten, ihn mit Jubel zu empfangen.

Einer dieser beiden Säbelhiebe war der, welchen wir schon gesehen haben, als Bastian Mariechen vor dem Hospitale in Laon traf; den zweiten hatte er von dem Kürassier erhalten.

Er hatte bekanntlich bei dem Abschiede Mariechen mit der Versicherung beruhigt, daß sie wegen seines Duelles nicht besorgt zu sein brauche, weil er sich einen prächtigen Hieb ausgedacht habe.

Leider haben aber bisweilen zwei Personen gleichzeitig einen und denselben Gedanken und so war es bei dem Kürassier und Bastian. Da nun der Kürassier rascher ausführte, was er sich vorgenommen hatte, so erhielt Bastian den Hieb, statt ihn zu geben.

Sein erster Besuch in Haramont sollte Ehrlich gelten und so kam er in Begleitung der ganzen

Einwohnerschaft, um sich zu überzeugen, wie es seinen Cameraden gehe.

Mit den Augen Ehrlichs ging es bekanntlich so gut als möglich, mit dem Andern nicht, wie wir aus dem Gespräche des Vaters Kleine mit dein Vetter Maniquet ersahen.

Vater Kleine nun hatte keine andere Hoffnung als die auf Herrn Niguet, welcher die Geschäfte vieler Wohlhabenden besorgte und gewiß auf zweite Hypothek die Summe erhielt, die Vater Kleine an Maniquet zu bezahlen hatte. Dies war um so leichter, da die zweite Hypothek, nach Bezahlung des Vetters, die erste wurde.

Mariechen gedachte am andern Tage, da die Russen abgezogen waren, ihre Wanderungen nach Villers-Cotterêts wieder zu beginnen, um dort wie sonst Milch zu verkaufen; Vater Kleine sollte sich also auf den Grauen setzen und sie zu Herrn Niguet begleiten.

So geschah es. Ehrlich und Mariechen traten die Wanderung an, Bernhard zog den Wagen und der Graue trug den Vater Kleine.

Mariechen erhielt ihre alten Kunden sogleich wieder und würde viele neue dazu erhalten haben, wenn sie nur recht viel Milch zum Verkaufen gehabt hätte. Während sie ihren Rundgang in der Stadt abhielt, begab sich Vater Kleine mit Ehrlich zu Herrn Niguet.

Er traf den Notar zu Hause, an derselben Stelle, auf demselben Stuhle, mit denselben Schreibern. Es war ein

Thron gefallen, fremde Truppen hatten das Land besetzt gehabt, eine Dynastie war zurückgekehrt, aber diese wichtigen Ereignisse hatten in der Expedition nicht das Geringste geändert.

Ehrlich blieb in dem Zimmer, in welchem sich Madame Niguet befand, welcher er alle seine Schicksale erzählen mußte und die darnach gar nicht zweifelte, daß ihr Mann bald einen Heiratskontrakt werde zu machen haben. Sie sprach dies auch aus, aber Ehrlich fühlte sich dadurch betrübt, denn aller Wahrscheinlichkeit nach mußte er bald ärmer als Mariechen sein. Wenn gar gegen die Versprechungen und Erwartungen des Arztes sein Augenlicht sich nicht wieder einfand, so erhielt das Mädchen für alle Liebe und Aufopferung einen nicht bloß blinden, sondern auch ganz armen Mann.

Während Ehrlich so mit Madame Niguet sprach und diese, welche für alle Leiden und Krankheiten Heilmittel kannte, die Behandlung der Augen durch Lacosse missbilligte, setzte Vater Kleine dem Herrn Niguet den Zweck seines Besuche auseinander.

Der Notar hörte ihn mit großer Aufmerksamkeit an, schüttelte aber von Zeit zu Zeit mit dein Kopfe.

Das sah Vater Kleine und er fragte endlich:

»Ist das nicht möglich, was ich suche?«

»Unmöglich nicht, aber schwer, ja . . . Ihr könnt Euch nicht denken, Vater Kleine, wie scheu das Geld sich verkriecht. Und man spricht so vielerlei und so

Seltsames von den Plänen des Königs Ludwig XVIII. wegen der Güter der Ausgewanderten, besonders aber wegen der Kirchengüter.«

»Sie meinen also, Herr Niguet, ein Darlehen wäre unmöglich?

»Das sage ich nicht . . . Ich will zusehen, mich umsehen, aber versprechen kann ich nichts.«

Da schüttelte Vater Kleine den Kopf.

»Ach, sagte er, »der Andere nahm und unsere Kinder und gab sie uns als Krüppel zurück, bisweilen auch gar nicht; er ließ uns aber doch wenigstens unsern Grund und Boden.«

»Vater Kleine! Vater Kleine!« fiel der Notar ein. »Seid Ihr denn gar Bonapartist? In diesem Falle müßte ich bitten, so viel mir auch an eurer Kundschaft gelegen ist, zu meinen Collegen zu gehen, zu Mennesson oder Lebaigne; ich für meine Person mache nur für getreue Untertanen Sr. Majestät des Königs Geschäfte.«

»Nehmen Sie’s nicht übel, Herr Niguet, wenn ich etwas Unrechtes gesagt habe . . . Ich bin weder gegen den Einen noch gegen den Andern, ich bin bloß für mein Feld. Wer mir mein Feld läßt, ist mein König, ja mehr, mein Gott, weil er mir und meiner Familie zu essen gibt.«

Vater Kleine stand auf, wankte fast so sehr als damals als er das letzte Mal hier war, gelangte kopfschüttelnd an die Tür und murmelte:

»Nicht sechzehn-hundert Francs geliehen zu bekommen auf ein Feld, daß unter Brüdern zwölftausend wert ist . . . Unter dem Andern wäre das doch nicht geschehen. Leben Sie wohl mit einander, Herr Niguet . . . Komm, Ehrlich.«

Ehrlich konnte den Großvater noch nicht sehen, aber an der Stimme, die noch mehr zitterte als sonst, erriet er recht wohl, daß er keine guten Nachrichten von dem Notar mitbrachte.

Mariechen und Bernhard warteten auf dem grünen Rasen im Park. Mariechen war glücklicher gewesen, sie hatte ihren ganzen Milchvorrat bis auf den letzten Tropfen verkauft.

Diese wieder gesicherte Einnahme war auch ein Glück, aber mit 16 Sous täglich, wovon sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder leben sollte, konnte das Mädchen bei aller Sparsamkeit die armselige Summe von 800 Francs nicht erübrigen, welche Vater Kleine zu nächstem Martini brauchte.

In jeder andern Seit würde man sich an den Nachbar Mathieu haben wenden können und man weiß, wie gefällig und teilnehmend er trotz seiner rauen Außenseite war, aber die Hälfte der Felder Mathieu’s gehörte ebenfalls zu adeligen oder Kirchengütern. Übrigens hatten die Russen ihr Lager auch auf diesen Feldern gehabt wie auf denen des Vaters Kleine. Es ließ sich in dem traurigen Jahre 1814 kaum auf einen Grashalm auf den sämtlichen achtzig Morgen Mathieu’s

rechnen. Wenn er also baares Gelb hatte, so behielt er es wahrscheinlich für sich selbst nach dem wohlbekannten Satze: »ich bin mir selbst der Nächste.«

Wahrscheinlich aber hatte er gar kein baares Geld, denn man sagte in Haramont — in einem kleinen Dorfe weiß man alles von einander Nachbar Mathieu wäre drei Tage vor dem Vater Kleine und zwar in derselben Absicht bei Herrn Niguet gewesen und habe eben so wenig ausgerichtet.

Zu anderer Zeit hätte auch Bastian eine kleine Beisteuer geben können. Der Husar war, wie alle guten Menschen, als er den jungen Mann näher kennen gelernt, von dem einen Extreme zum andern, von einer Art Haß zu völliger Hingebung übergegangen und wenn er früh keinen Wein getrunken, Abends nicht Kegel geschoben hätte, würde er von seiner Pension leicht monatlich fünfzig Francs haben ersparen können, da er bei dem Nachbar Mathieu seinen Tisch hatte. Leider aber stand es mit Bastian so schlimm wie mit dein Felde des Vaters Kleine und des Nachbars Mathieu. Seit der Rückkehr der Bourbons war er ein Bonapartist, ein Helfershelfer des corsischen Wüterichs. Da nun eine rechtliche Regierung, welche sich auf daß göttliche Recht und die Bajonette stützt, einem solchen Menschen nichts schuldig ist und nichts zahlen darf, so hielt sich die neue Regierung auch keineswegs für eine Schuldnerin Bastians und zahlte ihm weder seine Pension noch seinen Gehalt als Ritter der Ehrenlegion.

Das brachte Bastian in große Verlegenheit, da er in seinem Glücke nie an das Sparen gedacht hatte.

Von Julien wissen wir, daß ihre Gebäude niedergebrannt waren und daß die Kosaken ihre Kühe geschlachtet hatten. Sie konnte deshalb nicht nur dem nicht helfen, der ihr Vieh und ihr Kind gerettet hatte, sie war selbst verarmt und mußte als Wirtschafterin auf eine Meierei gehen.

Man dachte auch den Grauen und den Faulen zu verkaufen; aber der erste war sehr alt und sein störrisches Wesen auf drei Stunden in der Kunde bekannt und der Faule konnte allenfalls noch den Pflug ziehen, taugte aber nicht zum Schlachten. Nur die Kosakenzähne etwa hätten sein Fleisch beißen können, aber die Kosaken waren, wie gesagt, abgezogen.

Kein Mensch würde für den Grauen und den Faulen zusammen fünfzig Francs gezahlt haben.

Auch widersetzte sich Ehrlich dem Verkaufe der beiden Tiere, Ehrlich, der allein mit Mariechen nicht verzweifelte. Er hatte nach seiner Rückkunft lange mit beiden geplaudert und verbürgte sich für ihre ferneren Dienstleistungen.

Ehrlich war überhaupt daß erhabene Bild jenes frommen Glaubens, den er in seinem Herzen trug.

Obwohl das Feld des Vaters Kleine in Gefahr war, in die Hände des Vetters Maniquet überzugehen, wollte doch Ehrlich alles zur Bestellung desselben tun.

Er spannte darum den Grauen und den Faulen an den Pflug und bei dem traurigen Liebe, das er ihnen vorsang, fanden sie die Kraft und das Feuer ihrer bessern Zeit wieder.

Am zweiten Tage, als er Abends nach Hause kam, sagte er:

»Großvater, das Feld ist gepflügt.«

»Gut,« antwortete Vater Kleine. »Aber wo werden wir Saatgetreide erhalten?«

»Gott wird sorgen«, entgegnete Ehrlich ruhig.

»Ja,« erwiderte Vater Kleine traurig, wenn uns der liebe Gott auch das Getreide gäbe, das wir im Oktober brauchen, haben wir doch im November 800 Francs an den Vetter Maniquet zu bezahlen. Wer wird und dieses Geld geben? Auch der liebe Gott?«

»Warum nicht?« antwortete Ehrlich mit erhabener Einfalt.

Der alte ungläubige Vater Kleine schüttelte den Kopf. Aber im Anfange des Oktobers begann Ehrlich zu suchen; er spannte den Grauen an den Wagen, fuhr bei allen Gutsbesitzern in der Gegend umher und sagte zu jedem mit seinem lieblichen traurigen Lächeln:

»Wenn Ihr ein klein wenig mehr Getreide habt als Ihr für eure Felder braucht, so gebt es mir, damit ich das Feld des Vaters Kleine besäen kann. Gott wird es Euch dadurch vergelten, daß er die Gewitter, Hagel und Platzregen von euren Feldern fern hält.«

Jeder hatte Ehrlich nicht nur das Getreide gegeben, das er mehr hatte als er selbst brauchte, sondern sogar noch etwas von dem, das er bedurfte. Geld schlägt wohl ein Nachbar dem andern ab, nicht aber Getreide.

Wer einem Armen ein kleines Geldstück versagt, nimmt doch ein Messer und schneidet ihm Brot ab, das doppelt so viel wert ist als jenes Geld.

Abends kam Ehrlich mit drei Säcken voll Getreide zurück, und es war dies etwas mehr als er zum Säen brauchte.

Vater Kleine wunderte sich über diesen Erfolg so sehr, daß er zum Zeichen der Dankbarkeit die beiden Hände gegen Himmel erhob, was er vor einem halben Jahre nur aus Verzweiflung hatte tun können.

Und an demselben Abende fühlte Ehrlich seine Augen so gestärkt, daß er, ohne etwas zu sagen, das Gebetbuch seiner Mutter nahm, dasselbe aufschlug und zum Erstaunen der drei Frauen, die Freudentränen vergossen, laut las:

»Was könnte ich dem Herrn geben für alles das Gute, das ich von ihm empfangen habe? Er hat mich geliebt und den Tod erlitten aus Liebe zu mir; er erfüllt mich jetzt mit Gnade und bereitet mich zum ewigen Leben. Ach, meine Seele, preise den Herrn und alles was in mir ist, segne seinen heiligen Namen.«

Am Tage darauf begann Ehrlich zu säen, als hätte Vater Kleine keineswegs acht Tage darauf, d. h. am 1. November die schreckliche Summe von 800 Francs zu

zahlen gehabt, jenes Damoklesschwert, das über der armen Familie schwebte.

Bei dem Säen aber erschien Vetter Maniquet mehrmals bei ihm, der ihn bei dieser lobenswerten Beschäftigung ermutigte und zwar mit einer Stimme, die bald Besorgnis, bald Ironie verriet, je nachdem die Seelenruhe Ehrlichs den Wucherer erschreckte oder die Armut der Familie ihn beruhigte.

Martini kam heran, aber Herr Niguet hatte durchaus nichts von sich hören lassen. Die Angst war gleich groß bei dem Gläubiger wie bei dem Schuldner, denn der erstere fürchtete, man werde ihn bezahlen, der letztere fürchtete, er werde es nicht im Stande sein.

So verging der Tag, ohne daß Vater Kleine ein Wort sprach. Er war so fest überzeugt, daß ihm keine Rettung bleibe, daß er sich gar seine Mühe gab, das Geld aufzutreiben.

Alle andern Personen in der Familie schwiegen ebenfalls; alle Gedanken beschäftigten sich mit demselben Gegenstande und alle murmelten leise:

»Wenn uns Gott nicht zu Hilfe kommt, sind wir verloren.«

Die Nacht kam; keines schlief in den beiden Häuschen außer Ehrlich, der seine ungestörte glückliche Ruhe fand:

Am nächsten Tage spannte er mit Tagesanbruch an, um das Feld zu eggen.

Vor dem Dorfe traf er den Vetter Maniquet.

»Guten Tag, Ehrlich, « redete er diesen an, »wohin willst Du so früh?«

»Und Du, Vetter?«

»Ich? Ins Dorf, wo ich Geschäfte habe.«

»Auch ich gehe auf’s Feld.«

»Bei dem Felde fällt mir ein . . . Du weißt es doch?«

»Was?«

»Der Vater Kleine hatte mir gestern achthundert Francs zu zahlen.«

»Ja, das weiß ich.«

»Er hat nicht gezahlt . . . das wundert mich sehr von diesem so pünktlichen Manne.«

»Wenn er nicht bezahlte, Vetter Maniquet, so konnte er gewiß nicht zahlen.«

»Wird er heute oder morgen bezahlen?« fragte der Vetter mit großer Unruhe, eben weil Ehrlich so ganz ruhig blieb.

»Ich glaube nicht, daß er es im Stande ist,« antwortete Ehrlich.

»Du wirst auch wissen, was ich ihm für diesen Fall angekündigt habe . . . «

»Was?«

»Ich würde mein Recht suchen.«

»Suche Du dein Recht, Vetter,« antwortete Ehrlich mit derselben Ruhe, der dann mit der Zunge klatschte, um den Grauen und den Faulen, die stehen geblieben

waren, zum Weitergehen aufzufordern, was sie sogleich verstanden und ausführten.

Ehrlich ging Hinter ihnen her.

»Und Du arbeitest trotzdem auf dem Felde?« fragte Der Vetter.

»Ja wohl . . . Jemanden muß das Feld doch immer angehören, es mag nun in deine Hände übergehen oder mit Gottes Hilfe im Besitze des Vaters Kleine bleiben.«

»Du bist auf gutem Wege, Ehrlich,« sagte der Vetter. »Fahre so fort.«

»Du aber, Vetter, halte ein, denn ich glaube, Du bist auf schlimmem Wege.«

»Das ist meine Sache; laß es Dich nicht kümmern.«

Er setzte seinen Weg fort, wie Ehrlich den seinigen; Maniquet aber sah sich von Zeit zu Zeit nach Ehrlich um, blieb stehen und strich mit der Hand über die Stirn, während Ehrlich, ohne sich umzusehen, mit leichtem Herzen vor sich hinging.

XIX.

Der Stempelbogen.

An demselben Tage, an welchem Ehrlich dem Vetter Maniquet begegnete, sah der Vater Kleine den Gerichtsboten Chair aus Villers-Cotterêts eintreten, der unter vielen Bücklingen und Entschuldigungen ihm, wie er sich ausdrückte, ein »kleines Stempelpapierchen« überreichte.

»Legen Sie’s auf den Tisch, Herr Chair,« sagte Vater Kleine mit Groll im Herzen und Schamröte im Gesicht, denn es war das erste Mal, daß ein Gerichtsdiener in sein Haus trat.

»Nun, wenn Sie schon wissen, was es ist, so ist’s um so besser,« antwortete Chair; »Sie brauchen’s nicht erst zu erfahren . . . Auf Wiedersehen, Vater Kleine! «

Und nach vielen Verbeugungen ging er hinaus.

»Ja, auf Wiedersehen, Herr Chair und Gesellschaft!« brummte Vater Kleine; leider auf Wiedersehen, weil’s wahrscheinlich nicht das letzte Stempelpapier ist, das zu uns zu tragen ist.«

Madelaine saß in einer Ecke; Chair hatte sie nicht gesehen oder sich gestellt als sehe er sie nicht.

Sie weinte und trocknete sich die Tränen mit ihrer Schürze ab.

Vater Kleine trat an den Tisch, nahm das Papier und besah es von allen Seiten.

In diesem Augenblicke trat Ehrlich ein, der das Vieh in den Stall gebracht hatte. Die Arbeit war getan.

»Da,« sagte der Großvater zu ihm, indem er ihm das gestempelte Papier reichte, »ein Liebesbrief von dem Vetter Maniquet. Kannst Du uns sagen, wie’s klingt?«

Ehrlich nahm das Papier und las es.

»Ja, Großvater,« sagte er, es ist eine Aufforderung, Kapital und Zinsen zu zahlen.«

»Was ist da zu tun?«

»Die zweite Aufforderung ist abzuwarten, Großvater.«

»Es kommt also noch eine zweite?«

»Ja.«

»Wann?«

»Wahrscheinlich übermorgen.«

»Wer hat Dir das gesagt?«

»Ich habe mich erkundigt.«

»Bei wem?«

»Bei dem Braven Manne, von dem der Vetter lange vorher gesprochen hat, der ihm sein Geld eintreiben sollte und der es ihm abgeschlagen hat.«

»Wer ist der brave Mann?« fragte Vater Kleine, welcher sich sehr wunderte, daß ein Gerichtspfleger sich geweigert hatte, einen Schuldner zu verfolgen.

»Herr Demay.«

»Ach ja,« fiel Vater Kleine ein; »der war ein Freund des armen Wilhelm . . . Du meint also, wir müßten warten?«

»Ja, Großvater.«

Und sie warteten.

Nichts kommt so pünktlich als ein Stempelbogen. Der erwartete kam richtig am zweiten Tage darauf an.

Es war eine wiederholte Aufforderung zu zahlen an den Vater Kleine mit der Anzeige, daß, wenn nach vierundzwanzig Stunden die Bezahlung nicht erfolgt sei, zur Klage, Verurteilung, Veräußerung 2c. geschritten werden würde.

»Hörst Du, Ehrlich?« fragte Vater Kleine erschrocken.

»Ja, Großvater,« antwortete Ehrlich mit seiner gewöhnlichen Ruhe.

»Zahlen binnen vierundzwanzig Stunden!«

Das ist eine Formel, vor der man sich nicht gar zu sehr zu fürchten braucht, Großvater. Eine Frist von dreißig Tagen muß gestattet werden.«

»Du weißt ja sehr viel!«

»Herr Demay hat mir das alles gesagt.«

»Und was tun wir nach diesen dreißig Tagen? «

»Das wird und Herr Demay auch sagen, Großvater.«

»Lasset das Kind gehen,« sagte Madelaine; »der liebe Gott ist mit ihm.«

Madelaine nannte Ehrlich noch immer das Kind, obgleich er fast zwanzig Jahre alt war, und sie hatte Recht, denn nicht das Alter, sondern Unverdorbenheit und Herzenseinfalt machen kindlich.

Man wartete also wiederum.

Am 15. Dezember fand sich Herr Chair mit zwei Gehilfen ein. Er wollte ein Protokoll zur Beschlagnahme aufnehmen und erschien darum an Ort und Stelle. Vater Kleine weigerte sich ihn zu begleiten; Ehrlich erbot sich dazu.

»Es ist nicht nötig», sagte Vater Kleine; »der Mann wird schon Jemand auf dem Felde finden.«

»Wen, Großvater? «

»Den Vetter Maniquet.«

Herr Chair mußte also das Feld allein suchen, aber er suchte nicht lange. Sobald der Vetter Maniquet sich überzeugt hatte, daß weder Vater Kleine noch Ehrlich die Gerichtsboten begleiteten, erschien er selbst und teilte Herrn Chair mit, was dieser zu wissen nötig hatte.

Hinter den Gerichtsboten trat Bastian in das Häuschen.

»Komm her, Ehrlich,« sagte er, »wir wollen von Geschäften reden.«

Ehrlich reichte ihm lächelnd die Hand.

»Es ist mir etwas eingefallen,« sagte Bastian.

»Was?«

»Wir wollen jeder unsern Säbel nehmen Du hast doch deinen Säbel noch, hoffe ich?«

»Ja.«

»Wir legen uns im Walde in den Hinterhalt.«

»Warum?«

»Um sie zu erwarten.«

»Wen?«

»Nun die Gerichtsboten . . . Dann fallen wir über sie her und zahlen sie tüchtig aus. Das gibt eine Luft wie man beim Regimente sagt.«

»Still, lieber Bastian!« entgegnete Ehrlich. »Laß so etwas ja nicht hören; das brächte uns vollends ins Verderben und wir sind so schon unglücklich genug.«

»Donnerwetter!« rief Bastian aus. »Und man hat mir mein Kreuz genommen und meine Pension gestrichen!«

Er machte dabei eine drohende Gebärde.

»Ach,« fuhr er fort, wenn sich einmal eine Gelegenheit gibt, sie dahin zu schicken, woher sie gekommen sind, wird es mein luftigster Tag sein. In jedem Falle auf Wiedersehen, Ehrlich, und wenn Du mich braucht, so vergiß nicht, daß ich Dir selbst mein Leben hingebe.«

Bastian ging brummend fort: »Die Gerichtsboten! die Bourbons! Sind sie zu etwas Anderem da, als daß man sich über sie ärgern muß?«

Zwei Stunden später ging Chair wiederum durch Haramont und ließ dem Vater Kleine eine Abschrift,

welche den Verkauf auf Ende Jänners 1815 festsetzte.

Der Alte ließ sich das Papier vom Anfang bis zum Ende vorlesen.

»Nun, da hast Du es,« sagte er.

»Ja, Großvater; ich sehe, daß der Verkauf nach sechs Wochen stattfinden soll.«

»Da wird’s verkauft?«

»Nein, Großvater.«

»Es steht ja auf dem Stempelpapier geschrieben.«

»Großvater, wenn man alles glauben wollte, was auf dem Stempelpapiere steht, käme man aus der Furcht und Angst nicht heraus.«

»Es ist keine Zeit zum Spaßen.«

»Ich spaße auch nicht,« antwortete Ehrlich ernsthaft; »ich hoffe.«

»Du hoffst, man werde das Feld nach sechs Wochen nicht verkaufen?«

»Ich bin sogar überzeugt davon.«

»Wie willst Du es verhindern?«

»Großvater, ich gehe nach Soissons zu einem Advokaten, der einen Einwand vorbringt.«

»Einen Einwand?«

»Ja, der wegen gewisser Umstände bei dem Gericht einen Aufschub von drei oder sechs Monaten beantragt.«

»Der Advokat in Soissons wird wenigstens fünfzig Franco verlangen.«

»Hundert wird er verlangen, Großvater.«

»Und woher soll ich dies Geld nehmen? «

»Ich werde es aufzutreiben suchen.«

»Und wenn Du es gefunden, wenn Du es dem Advokaten gegeben hast, wenn der Advokat einen Einwand gesucht und einen Aufschub von drei Monaten, meinetwegen von sechs Monaten erlangt hat, was dann?«

»Dann?«

»Ja.«

»Großvater, man darf nicht immer zweifeln.«

»Wie soll ich nicht zweifeln, wenn ich keine Hilfe sehe, wohin ich auch blicke?«

»Großvater, fort oben an dem kleinen Stückchen Himmel siehst Du auch weiter nicht, nicht wahr?«

»Nein, ich sehe da nichts.«

»Ich aber sehe da den lieben Gott.«

»Großvater,« fiel Madelaine ein, »vertraut doch dem Kinde . . . Ich wiederhole es, er ist der Segen des Hauses.«

Man wundert sich vielleicht, daß wir so lange von der Frau Marie und von Mariechen nicht gesprochen haben. Warum sollten wir aber von ihnen sprechen? Beider Leben war so innig mit dem Leben ihrer Nachbarn verknüpft, daß mit der Schilderung des einen auch das andere erzählt ist; das heißt Madelaine weinte

und Frau Marie fühlte sich unglücklich; Ehrlich verzweifelte nicht und Mariechen hoffte.

Übrigens schienen die beiden armen Kinder einander um so mehr zu lieben, je schlimmer ihre Armut wurde. Sie stützten sich gegenseitig auf einander, um das Unglück besser ertragen zu können.

Man erinnert sich, daß der Verkauf auf Ende des Jännere festgelegt war; Ehrlich ließ die Zeit bis zum 15. vergehen, ohne daß er sich, wie es schien, irgend wie mit dem beschäftigte, was geschehen sollte. Am 16. früh machte er sich auf

Denselben Abend kam er zurück. Er hatte vierzehn Stunden an dem Tage gemacht; da aber der Weg gut war, schien er von einem Spaziergange zurück zu kommen.

Man wartete besorgt auf ihn.

Bernhard, der ihn begleitet hatte, meldete seine Ankunft an, indem er vor seinem Herrn erschien.

Alle eilten ihm entgegen.

Er trat ruhig und lächelnd ein und machte mit dem Kopfe tröstende Bewegungen.

»Nun?« fragten Alte.

»Der liebe Gott hat meinen Gang gesegnet,« antwortete Ehrlich. »Ich wollte vor Vertefeuille nicht vorübergehen, ohne den guten Doktor zu besuchen, Du weißt, Mariechen, der uns so freundlich aufnahm und bei dem ich Dich zum zweiten Male sah.«

»Ach ja.«

»Ich erzählte ihm den Zweck meiner Reise; er gab mir einen Brief an einen Advokaten, der sein Freund ist und dieser übernimmt es nicht nur unentgeltlich den Einwand zu erheben, er will auch die Vorschüsse geben, wenn sie nötig werden sollten bei dem königlichen Gerichtshofe.«

Frau Marie faltete die Hände.

»Was hatte ich gesagt?« fragte Madelaine.

Vater Kleine schüttelte den Kopf . . . Gerichtspfleger, die einen Schuldner zu verfolgen sich weigerten, und Advokaten, die umsonst eine Sache führten, ja noch Vorschüsse machten!

Ehrlich hatte unglaubliche Wunder verrichtet und so glaubte Vater Kleine nicht daran.

Zwölf Tage darauf mußte er daran glauben.

Mariechen brachte aus Villers-Cotterêts einen Brief mit.

Der Brief war von den Advokaten Grevin in Soissons und meldete, daß das Gericht einen Aufschub bis zum 15. März bewilligt habe. Mehr hätte er nicht erlangen können.

Der Brief war bezahlt.

Man hatte noch drei Monate Frist. Diese Frist war eine Freude, der bezahlte Brief erregte Erstaunen.

Ehrlich hatte Recht: nun konnte man von Gott alles erwarten und selbst Vater Kleine faßte wieder etwas

Vertrauen.

Der Advokat meldete weiter in dem Briefe, daß er nach Ablauf der ersten Frist eine zweite verlangen werde. Zwar sei es selten, daß das Gericht eine zweite Frist bewillige, es lägen aber doch auch Beispiele vor.

Die Zeit verging in Erwartung der Dinge. Der Verkauf des Besitzes des Vaters Kleine beschäftigte das ganze Dort und von den dreihundert Seelen in demselben beklagten sicherlich zweihundert und fünfzig aufrichtig den alten Mann und gaben dem Vetter Maniquet Unrecht, welcher durch sein Benehmen in dieser Sache allgemein sich verhaßt gemacht hatte.

Wie es aber bei allen gemeinen Menschen zu geben pflegt, statt dies als einen Fingerzeig des Himmels anzusehen und den Haß, den er auf sich geladen, dadurch zu tilgen, daß er von freien Stücken dem Vater Kleine die nötige Frist gewährte, reiste Vetter Maniquet auch nach Soissons und fand einen Advokaten, der es übernahm die Sache zu betreiben und versprach, das Gericht solle keinen zweiten Aufschub mehr gestatten.

Es ist mit den Advokaten wie mit andern Leuten: es gibt gute und schlechte; nur soll es im Ganzen mehr schlechte als gute geben.

Gegen den 1. März traf wieder ein Brief von Herrn Grevin ein. Er schrieb der armen Familie, sie möge alles aufbieten, sich an alle ihre Freunde wenden, denn er habe mit mehren Richtern am Gerichtshofe gesprochen, welche fürchteten, man könne sie

anklagen, einen Inhaber von Nationalgütern zu schützen und ihm deshalb gesagt, sie glaubten nicht an die Bewilligung eines zweiten Aufschubs.

Als dieser unglückselige Brief ankam, hatte Vater Kleine, der, wie gesagt, auch wieder zu hoffen anfing, am Arme Madelainens einen Gang nach seinem lieben Felde gemacht.

Das gute Feld tat sein Möglichstes, als müsse es dankbar für die Pflege sein, die man ihm angedeihen ließ. Der russische Dünger Hatte Wunder getan, und das Getreide sah aus wie ein grüner Teppich. Es war auch schon so groß, daß seine Spitzen im Winde sich bewegten.

Diesmal gehörte viel dazu noch ferner zu glauben und so flossen denn auch aus aller Augen Tränen.

Dieses Feld aufzugeben, das durch so emsige Arbeit gewonnen war und nun so viel versprach! Es aufzugeben, da die nächste Ernte so viel Ertrag liefern mußte, daß der verfallene Termin samt den Kosten bezahlt werden konnte! Es aufzugeben, weil ein Mensch, ein Christ, seinem Nächsten nicht gestatten wollte was jeder Mensch dem andern gestattet, außer der Henker dem armen Sünder — eine kleine Frist!

Diesmal wußte man nicht mehr was man beginnen sollte.

Bastian, der alle Sorgen und Freuden der Familie teilte, erbot sich, zu dem Vetter Maniquet zu geben und sich mit ihm zu schlagen.

Das war aber ein gar schlechtes Mittel, denn jedenfalls ging der Vetter nicht darauf ein.

Mariechen wollte eine neue Wallfahrt unternehmen, aber Ehrlich antwortete darauf: »Die heilige Mutter Gottes ist überall und weiß alles; sie kennt unser Unglück und sieht unsern Glauben; sie wird zu uns kommen, da sie weiß, daß wir zu ihr gehen wollen.«

Vater Kleine seufzte schwer und ging in dem Stübchen hin und her. Er vergaß dabei fast, daß er noch nicht gut gehen konnte.

Die Zeit verging unaufhaltsam, brachte der unglücklichen Familie den verderblichen Tag immer näher und machte so die Gefahr von Stunde zu Stunde drohender.

So verliefen der 2., 3., 4., 5. und 6. März.

Der Verkauf sollte am 15. stattfinden.

Am 7. früh, während die Familie des Vaters Kleine nebst Frau Marie und Mariechen versammelt war und an dem runden Tische bei dem bescheidenen Frühstücke saß, sah man Bernhard unruhig werden und nach der Tür hingehen.

In demselben Augenblicke erschien Bastian, blaß, mit weit aufgerissenen Augen und großen Schweißtropfen auf der Stirn, in der Tür. Er hielt ein großes gedrucktes Blatt in der Hand.

XX.

Etwas, an das der Advokat in Soissons nicht gedacht hatte.

Sobald man Bastian mit dein bedruckten Blatte Papier eintreten sah, standen alle auf, denn alle erwarteten die Nachricht von einem wichtigen Ereignisse.

»*Gelandet*!« rief Bastian aus. »Gelandet!«

»Wer ist gelandet? « fragte Ehrlich, der allein seine ruhige Fassung behalten hatte.

»Er!« entgegnete Bastian; »er!«

»Wer denn? Wer?«

»Der Kaiser!«

»Der Kaiser?« wiederholten Alle.

»Der Kaiser gelandet?« fragte Ehrlich. »Wo?«

»Das weiß ich nicht, antwortete Bastian, »aber gelandet ist er.«

»Du bist nicht gescheit,« sagte Ehrlich.

»Es ist wahr, wahr, wahr! Da steht es groß und breit in der Zeitung.«

Es war dies eine so wichtige Nachricht, daß die Familie ihre Geldnot ganz und gar darüber vergaß.

Ehrlich nahm Bastian das Zeitungsblatt aus der Band und las:

Verordnung.

»Auf den Bericht unseres Lieben und Getreuen, den Kanzlers von Frankreich, Herrn von Ambray, Comthur
»unserer Orden, haben Wir verordnet und verordnen was »
folgt:

»Napoleon Bonaparte wird als Verräter und Rebell
»erklärt, weil er mit bewaffneter Hand in das Departement
»Var eingefallen ist.

»Es wird demnach allen Gouverneuren. Komman-
»danten der bewaffneten Macht, Nationalgarden, Civil-
»behörden und selbst den einzelnen Bürgern aufgetragen,
»auf ihn zu fahnden, ihn Festzunehmen und sofort vor ein
»Kriegsgericht zu stellen, das, sobald es seine Identität
»erkannt hat, die im Gesetz bestimmten Strafen gegen ihn
»in Anwendung bringen wird.

»Gegeben in dem Schlosse der Tuilerien, am 6. März

des Jahres 1815, unserer Regierung des zwanzigsten.

(Gez.) Ludwig.«

»Wie so, unserer Regierung des zwanzigsten?« bemerkte Bastian. Das kann nicht dastehen.«

»Es steht da wie das andere.«

»Das andere mag da stehen, es gefällt mir sogar«, sagte der Husar, »aber wenn die Zeitung sagt, Ludwig XVIII. regiere seit zwanzig Jahren, so ist das nicht wahr.«

»Nun, wer weiß«, entgegnete Ehrlich lächelnd; »es sind so viele seltsame Dinge geschehen.«

»Ich hätte also unter Ludwig XVIII. gedient? Ludwig XVIII. hätte die Schlacht von Austerlitz, die Schlacht von Jena, die Schlacht von Wagram gewonnen? Für Ludwig XVIII. hätte ich die Finger verloren und den Säbelhieb da ins Gesicht bekommen? Ludwig XVIII. hätte mir das Kreuz gegeben? Geht, geht, das wäre eine Luft, wie wir beim Regimente sagten.«

Ohne Zweifel wäre Bastian in seiner Erörterung noch weiter gegangen, aber das ganze Dorf war bereits in Aufruhr und als Bastian den Lärm draußen hörte, hatte er nicht den Mut seine Demonstrationen auf das Häuschen des Vaters Kleine zu beschränken.

Er nahm deshalb die Zeitung Ehrlich wieder ab und ging mit den Worten hinaus:

»Unserer Regierung des zwanzigsten! Schöne Redensart das! «

Die Bewohner des Häuschens waren von der Nachricht wie betäubt, wenn sie auch noch nicht ahnten, welchen Einfluß sie auf ihre Angelegenheit haben könne.

Dieser Einfluß war ein sehr bedeutender. Das riesige Gestirn zog, wie wir schon gesehen haben, seine fast unsichtbaren Monde mit sich fort.

Napoleon war wirklich am 1. März gelandet.

Ein von Marseille am 3. März abgesandter Courier hatte die Nachricht in der Nacht vom 4. zum 5. nach Lyon gebracht.

Am 5. war sie durch den Telegraphen nach Paris befördert worden, am 6. hatte der »Moniteur« die obige seltsame Verordnung gebracht und am 7. verbreiteten sie die Zeitungen nach den Provinzen.

Als die Provinzen die Nachricht von der Landung Napoleons in dem Departement Var erhielten, war er selbst bereits in Grenoble.

Am 12. erfuhr man, daß er in Lyon sei, am 14., daß er gegen Paris rücke.

Am 15. sollte, wie man sich erinnert, das Feld des Vaters Kleine verkauft werden.

Der Advokat aber hatte bereits am 12. bei dem Gericht ein Gesuch eingegeben, daß der Verkauf unter den bestehenden Verhältnissen nochmals möge aufgeschoben werden. Da nun die Verhältnisse wirklich

von großer Wichtigkeit waren, so hatte man den Aufschub bewilligt und den Vers kauf auf den nächsten 15. Juni angelegt.

Herr Grevin hatte diesen Umstand nicht vorhersehen können, ihn aber benutzt.

Am 20. März, Abends um acht Uhr, hielt Napoleon seinen Einzug in die Tuilerien, und in derselben Nacht noch beeilte er sich Alles neu zu organisieren.

Cambacères erhielt das Ministerium der Justiz, der Herzog von Vicenza das der auswärtigen Angelegenheiten, der Marschall Davoust das des Krieges, der Herzog von Gaëta daß der Finanzen, Decrès das der Marine, Fouché das der Polizei und Carnot jenes des Innern..

Am 26. März waren alle großen Körperschaften des Reiches berufen, gegen Napoleon die Wünsche Frankreichs auszusprechen.

Am 27. hätte man sagen können, die Bourbons hätten nie existiert.

»Ich möchte wohl wissen, sagte Bastian, »ob Ludwig XVIII. seine Verordnungen noch immer aus dem zwanzigsten Jahre seiner Regierung datiert.«

Vater Kleine hatte in allem dem nur eines gesehen: daß nämlich die Adeligen und Geistlichen nicht mehr zu fürchten wären, daß sein Feld den ganzen Wert wieder erhalten habe, und daß es ihm nun vielleicht gelinge, nicht nur die 800 Francs, die er dem Vetter Maniquet schuldig sei, sondern auch die 200 bis 300

Francs Kosten darauf geliehen zu erhalten, die bisher aufgelaufen waren.

Er ließ sich deshalb wiederum auf den Grauen heben und da es um vieles besser mit ihm ging, nahm er nur Mariechen zur Begleitung mit. In den ersten Tagen des April kam er so in Villers-Cotterêts an und stieg vor dem wohlbekannten Hause des Herrn Niguet ab.

Er wollte fragen, ob unter dem Kaiser eine Anleihe leichter zu machen sei als unter den Bourbons.

Herr Niguet aber war ein großer Royalist. Er nahm deshalb seinen ehemaligen Klienten sehr schlecht auf und sagte ihm, die Regierung vom 20. März habe keine Lebensfähigkeit, er wisse aus sicherer Quelle, daß die verbündeten Mächte eifrig rüsteten, und daß die Rückkehr, welche Vater Kleine für sich benützen wolle, nur das Vorspiel zu nochmaligem Einrücken fremder Truppen sei.

Vater Kleine kam niedergeschlagener als je nach Haramont zurück, denn Herr Niguet war nicht bloß in Rechtsachen, sondern auch in der Politik sein Orakel.

Besonders erschreckte ihn, daß der Vetter Maniquet, der wahrscheinlich wie der Notar im Auslande Agenten hatte, die ihm Nachrichten zukommen ließen, keineswegs ängstlich zu sein schien, sondern überall herum ging, sich die Hände rieb und sagte:

»Diesmal wollen wir doch sehen, was Herr Grevin noch vorbringt, um einen Aufschub zu erlangen.«

Anfangs Mai erhielt Vater Kleine wirklich einen Brief von Grevin, in welchen der würdige Advokat ihn aufforderte, die Umstände zu benützen und alle seine Kräfte anzustrengen, weil er kein Mittel sehe, durch welches der auf den 15. Mai festgelegte Verkaufstermin nochmals hinaus geschoben werden könnte.

Die Zeit verging mit unbegreiflicher Schnelligkeit. Alle Anstrengungen, welche Napoleon gemacht hatte, um den Frieden zu erhalten, waren gescheitert; vergeblich hatte er an alle Könige, »seine Herren Brüder,« wie er sie nannte, geschrieben. Einige hatten ihm gar nicht geantwortet, andere hatten »nein« geantwortet.

Er hatte öffentlich die Ankunft der Kaiserin und des Könige von Rom angekündigt, aber das Ende des Mai war heran gekommen und die Kaiserin und der König von Rom kamen nicht.

Sein Schreiben an die Fürsten hatte dieselben bei einer wichtigen Beschäftigung getroffen.

Sie waren zum Kongresse in Wien versammelt, um Europa neu zu ordnen.

Es mußte also zum letzten Male zu der Diplomatie der Kanonen gegriffen werden, zu der, welche allerdings der Sieger bei den Pyramiden, bei Marengo und Austerlitz am besten verstand.

Diese Diplomatie erschreckte die arme Madelaine sehr; sie fürchtete, Ehrlich könne zu den Fahnen

gerufen werden, aber die Augen Ehrliche waren, wenn auch so ziemlich gerettet, doch noch sehr schwach.

Katharine befürchtete dasselbe für Bastian Bastian war zweimal aus dem Kriege zurück gekommen, einmal mit einer verstümmelten Hand, das zweite Mal mit zwei Säbels hieben im Gesicht.

Sie fürchtete, daß er das dritte Mal gar nicht wieder kommen werde.

Aber man hatte nicht einmal Zeit an sie zu denken.

Der Kaiser hatte ohne sie 180,000 Mann zusammen gebracht.

Nachdem er lange nachgedacht, ob er mit diesen 180,000 Mann die neue Koalition in Frankreich erwarte oder ihr entgegenrücke, hatte er sich entschlossen, die Feindseligkeiten nach Belgien zu versetzen und den Feind durch eine seiner kühnen Unternehmungen, die sein Geheimnis waren, zu überraschen. Wenn Gott ihm beistand, hatte er Blücher und Wellington zerdrückt, vernichtet, zerstäubt, wenn ihn der Feind noch gar nicht für fähig hielt ins Feld zu rücken.

Darum sah man bereits im Anfange Juni 30 bis 40,000 Mann durch Villers-Cotterêts nach Soissons, Laon und Mezières ziehen.

Bastian wich kaum von dem Marktplatze der Stadt. In seiner Husarenuniform, das Kreuz auf der Brust, die beiden Narben im Gesicht, erregte er die Aufmerksamkeit selbst der ältesten Soldaten und gar

oftmals streckte er seine verstümmelte Hand aus, um die eines Cameraden zu drücken.

Sein Herz klopfte vor Freuden bei dem Wirbeln der Trommeln, bei den Schmettern der Trompeten, bei dem Rufen: »*Es lebe der Kaiser!*«

Bastian wäre in den ersten vierzehn Tagen des Juni sehr glücklich gewesen, wenn nicht die Erinnerung an Ehrlich ihn betrübt und er sich gesagt hätte, am 15. desselben Monats, der ihm ein so prachtvolles Schauspiel gewährte, werde die ganze arme Familie, die er so liebte, daß er sie fast wie seine eigene ansah, völlig ruiniert sein.

Da schüttelte er denn den Kopf, runzelte die Augenbrauen und brummte in einem Tone, der halb eine Drohung an das Schicksal, halb ein Gebet zu Gott war, seinen gewöhnlichen Fluch: tausend — Schwadronen — Donnerwetter!«

Wie er aber auch fluchte, das änderte und besserte nichts. Am 8. Juni waren die letzten Truppen durchmarschiert und da Bastian in Villers-Cotterêts nichts mehr zu suchen hatte, kehrte er nach Haramont zurück.

In dem Dorfe beklagte Jedermann den Vater Kleine, aber Niemand machte Anstalt ihm zu helfen, weil man nicht wollte oder nicht konnte, so daß er, auf sich selbst angewiesen, verloren sein mußte.

Der alte brave Mann ging den ganzen Tag in seinem Stübchen hin und her und ruhte nicht bis er so erschöpft

war, daß er nicht mehr stehen konnte; aber gerade diese übermäßige Aufregung tat ihm wohl; sein gelähmtes Bein blieb hinter dem andern kaum noch zurück und wenn er an den Vetter Maniquet dachte, gestikulierte er mit dem linken Arme fast so drohend wie mit dem rechten.

Nur fiel es ihm gar nicht mehr ein sein Feld zu besuchen; es wäre ein zu großes Herzeleid für ihn gewesen, das Feld mit den Ähren zu sehen, die er nicht ernten sollte.

Die Frauen mieden einander, statt sich wie sonst aufzusuchen. Sie hatten einander keinen Trost mehr zu geben. Bisweilen trafen sie einander, ohne daß sie davon gesprochen hatten, in der Kirche, um da für einen Zweck zu beten.

Selbst die Heitere Seelenruhe Ehrlichs war getrübt. Wie er auch Mariechen beruhigte und sagte: »sei unbesorgt, nichts kann uns trennen, das Mädchen hörte das Versprechen zwar freudig an, aber sie antwortete doch weinend: Ach, nicht wahr, Ehrlich, nicht wahr, nichts wird uns trennen?«

Für jeden Fall war Ehrlich zu dem Nachbar Mathieu gegangen, der seinen ersten Knecht fortgeschickt hatte, dem er Kost und 500 Francs gegeben, er hatte ihn um diesen Dienst gebeten.

Nachbar Mathieu hatte ihm denselben bereitwillig zugesagt und er selbst hinzugefügt, wenn Mariechen gleichzeitig zu ihm ziehen wolle, solle sie die Aufsicht

über das Vieh erhalten und alle Tage die Milch in der Stadt verkaufen.

Der Nachbar Mathieu wußte recht wohl, daß die Milch bis auf den legten Tropfen verkauft werde, wenn Mariechen den Verkauf besorgte. Sie konnte dabei recht wohl fünfhundert Francs verdienen und sollte ebenfalls freie Kost haben.

Dieses doppelte Versprechen war eine große Bürgschaft für die Zukunft. Auch teilte Ehrlich, dasselbe der Familie als einen Trost mit; aber die Nachricht war kein Trost für den Vater Kleine, sie schien ihn vielmehr doppelt zu betrüben.

»Ach«, sprach er leise, »das Feld Anderer zu bestellen, wenn man eigenes, eigenes gehabt hat!«

Da es indes das einzige Rettungsmittel war, welches der armen Familie blieb, wenn das Feld verkauft werden sollte, so mußte sich Vater Kleine wohl fügen.

Ehrlich seinerseits sah einen Vorteil darin, — es beschleunigte natürlich seine Heirat mit Mariechen. Sie konnten nicht wohl ein jedes ihre Familie verlassen, um mit einander bei dem Nachbar Mathieu zu wohnen, ohne verheiratet zu sein.

Es wurde demnach beschlossen, das Anerbieten des Nachbars anzunehmen und das Aufgebot zu bestellen.

Das letztere namentlich sollte ohne Verzug geschehen. Am 12. Juni begleitete Ehrlich Mariechen in die Stadt, in welcher sie sich, als der Kreisstadt, bei dem Maire einschreiben lassen mußten.

Gott gewährte ihnen wenigstens den Trost in ihrem Unglücke, daß er sie mit einander unglücklich sein ließ.

Die Teilnahme war groß; jedermann beklagte sie, jedermann beklagte den Vater Kleine, jedermann verdammte den Vetter Maniquet. Die Teilnahme aber ging nicht so weit, daß ihnen jemand die 1200 oder 1500 Francs anbot, welche sie brauchten.

Es geschah sogar, daß gegen neun Uhr früh, als Ehrlich und Mariechen an der Mairie warteten, die erst um zehn Uhr geöffnet wurde, eine große wichtige Neuigkeit die Aufmerksamkeit von ihnen so ziemlich ganz abwendete.

Die Zeitungen wurden eben ausgegeben und in dem amtlichen Teile derselben las man:

»11. Juni. Se. Majestät der Kaiser wird morgen früh um neun Uhr Paris verlassen, um sich zur Armee zu begeben. Er wird über Soissons, Laon und Mezières reisen.«

Auf diesem Wege mußte er durch Villers-Cotterêts kommen.

Wenn er am 12. abreiste und zwar früh um 9 Uhr, so mußte er Mittags durch Villers-Cotterêts fahren.

Die Durchreise Napoleons durch das Städtchen war, wie man gestehen wird, ein so wichtiges Ereignis, daß man darüber wohl das Unglück des Vaters Kleine und die Teilnahme an dem Geschicke Ehrliche und Mariechens vergessen konnte.

Auch standen bald alle Einwohner der Stadt auf den Straßen und unterhielten sich mit einander von der Ehre, die ihrer Stadt bevorstand.

Auf Ehrlich und Mariechen machte die Nachricht ebenfalls Eindruck. Mariechen ersuchte Ehrlich in der Stadt zu bleiben bis zur Ankunft des Mannes, den sie so sehr zu sehen wünschte, weil sie durch Ehrlich und Bastian so viel von ihm gehört hatte.

Ehrlich willigte gern ein und sie beschlossen, nachdem sie ihre Anzeige in der Mairie und in der Kirche gemacht hätten, sich an das Posthaus zu stellen, wo der Wagen während des Pferdewechsels eine kurze Zeit halten mußte.

Gegen Mittag hatten sie ihre Gänge gemacht und nahmen unter der Menge ihren Platz vor der Tür des Postmeisters.

Das Gerücht von der Ankunft des Kaisers hatte sich schnell auf die nächsten Dörfer verbreitet und vor allen Seiten strömten die Leute herbei, um den Mann des Geschickes zu sehen.

Gegen ein Uhr erschien auch Bastian, ganz außer Atem. Er hatte die große Neuigkeit vor fünfundzwanzig Minuten erfahren, in fünf Minuten seine Uniform angelegt und in einer Viertelstunde den Weg gemacht.

»Tausend Schwadronen Donnerwetter!« rief er; da komme ich doch noch zu rechter Zeit.«

Dann sah er sich um und erblickte Ehrlich: »Da seid Ihr ja auch! Gut, ich hoffte Euch da zu treffen.«

»Du suchtest uns?«

»Etwas.«

»Warum?«

»Das wirst Du erfahren . . . Ich habe so meine Gedanken.«

»Wenn sie nur gut sind.«

»Das glaube ich. Wenn sie gelängen, wär’s eine Luft, wie wir beim Regimente sagten; aber still!«

»Was ist’s?«

»Man hört trommeln . . . Nein, ich irre mich . . . Es ist der kleine Korporal noch nicht.«

»Er kann so bald nicht da sein,« meinte ein Bürger.

»Warum denn nicht? « fragte Bastian.

»Weil in der Zeitung steht, « antwortete der Bürger, »daß er Paris um neun Uhr verließe.«

»Nun vier und eine halbe Stunde in der Stunde achtzehn Stunden, macht gerade fünfthalb Stunden. Um neun Uhr ist er abgefahren, jetzt hat’s ein Uhr geschlagen, er kann nicht weit mehr sein, nicht wahr, Postillion?«

Bastian richtete die Frage an einen der zwanzig bis dreißig Postillione, die, mit dreifarbigen Bändern geschmückt, auf den Kaiser warteten.

»Wenn er um neun Uhr ausgefahren ist, kann er nicht weit mehr sein,« antwortete der Postillion.

»Still!« gebot Bastian.

Alle Gespräche hörten augenblicklich auf; Jedermann strengte die Augen und die Ohren an und bald hörte man diesmal deutlich das Rasseln mehrerer Wagen.

XXI.

Der Mann des Schicksals.

Dem Rollen der Wagen schloß sich in der Ferne der Ruf an: »*Es lebe der Kaiser!*« und als sei die Menge von einem elektrischen Schlage getroffen worden, erbebte sie und von jedem Munde, aus jeder Brust, aus jedem Herzen, möchten wir fast sagen, erhob sich der Ruf: »*Es lebe der Kaiser!*«

Napoleon war unter den Umständen, in welchen man sich befand, die Nationalität, das Vaterland, die Freiheit, denn die Bourbons hatten während ihrer kurzen Anwesenheit auf dem Throne bewiesen, daß sie das Gegenteil von allem dem wären.

Mitten unter diesem enthusiastischen Rufen hörte man das Rasseln der Wagen, die sich donnernd näherten.

Mit einem Male verdoppelte sich das Geschrei, untermischt mit dem Rufe: »*Vorgesehen! vorgesehen!*«

Die Menge machte Platz. Drei Wagen, gezogen von schweißbedeckten Pferden, gelenkt von staubbedeckten Postillionen, die betäubend mit den Peitschen klatschten, erschienen am Anfange der Straße und hielten vor dem Posthause.

An dem ersten befanden sich sechs zitternde Pferde.

Drei Männer saßen darin; zwei auf dem Rücksitze, einer auf dem Vordersitze.

Bon den beiden auf dem Hintersitze war der zur Rechten der Kaiser Napoleon, jener zur Linken der König Jerôme, der auf dem Vordersitze der General Letort.

Das Volk schrie wie toll: »*Es lebe der Kaiser!*«

Napoleon richtete einen Augenblick den vom Denken gebeugten Kopf empor, sah sich um und fragte:

»Wo sind wir?«

»In Villers-Cotterêts«, mein Kaiser,« antwortete eine feste Stimme.

Napoleon richtete sein Auge auf den gefälligen Sprecher, der kein anderer war, als Bastian.

Der Husar stand zwei Schritte vom Wagen, gerade vor der Wagentür, steif und unbeweglich, die eine Hand an den Kalpak, den kleinen Finger der andern an die Naht seiner kurzen Beinkleider gelegt.

Der Kaiser sah ein glänzendes Kreuz auf der Uniform, zwei Säbelhiebnarben über das Gesicht und eine zum Gruße erhobene verstümmelte Hand.

»Ah,« sagte er, seiner meiner alten Tapferen.«

»Ein wenig, Sire, und von Marengo her.«

»Und woher der Säbelhieb?«

»Von Austerlitz. «

»Und das Kreuz?«

»Von Wagram.«

»Tritt näher. «

»Da bin ich, mein Kaiser.«

»Kann ich etwas für Dich tun?«

»Ich danke, mein Kaiser, ich brauche nichts als Ihre Achtung. Aber wenn Sie etwas für einen Cameraden tun wollten, würden Sie mir große Freude machen.«

»Wo ist dieser Camerad?«

»Hier . . . Komm her, Ehrlich; Seine Majestät der Kaiser und König verlangt, daß Du vortreten sollst.«

Seine Majestät der Kaiser und König hatte nichts der Art gesagt; Ehrlich blieb deshalb auch stehen, wo er stand.

»So komm doch her«, wiederholte Bastian. »Du sieht ja, daß Du Seine Majestät den Kaiser und König warten lässest.«

»Komm her,« sagte der Kaiser.

Ehrlich trat heran. Mariechen, die sich an ihn schmiegte wie Epheu an eine Ulme, kam ebenfalls mit heran, zitternd an seinem Arm, blaß und kaum im Stande zu atmen.

»Nun«, fragte der Kaiser, »was verlangst Du für deinen Cameraden?«

»Sire, es ist der Ehrlich, den ich Ihren vorstelle und der ins Feuer ging, wie sein Hund Bernhard da ins Wasser geht. Er ging so ins Feuer, daß eines Tages sein Pulverwagen . . . Ich muß Ihnen sagen, mein Kaiser, daß er auch unter den Husaren diente, aber unter den

vierspännigen . . . daß also sein Pulverwagen . . . in der Schlacht von Laon war’s, Sie werden noch daran denken, mein Kaiser, Sie waren auch dabei, wie ich und er . . . also, wie gesagt, sein Pulverwagen flog in die Luft und verbrannte ihm die Augen . . . Zum Glücke hatte es nicht viel zu sagen, denn er war nur ein halbes Jahr lang blind und er hat heute das Glück Sie zu sehen . . . Aber das ist nicht Alles . . . «

»Was sonst? Laß hören,« sagte der Kaiser mit der Barschheit, in welche sich Gutmütigkeit mischte, die er bei Gelegenheit anzunehmen verstand und die ihn zum Abgott seiner Soldaten machte. »Mach’ rasch; ich habe Eile.«

»Nun sehen Sie, die Kosaken . . . haben das Feld seines Großvaters, des Vaters Kleine, so festgetreten, daß es im vorigen Jahre auch nicht eine Ähre getragen hat, und weil darum auch sein Großvater, der Vater Kleine, dem Vetter Maniquet, einem harten Menschen, der Hypothek auf dem Felde hatte, achthundert Francs nicht bezahlen konnte, haben es die Brillenmänner dahin gebracht, daß das arme Feld nach drei Tagen verkauft werden soll und die Familie ganz und gar ruiniert wird. Ehrlich da und Mariechen — ist das Mädchen nicht hübsch, mein Kaiser? — müssen dann, um mit ihren alten Eltern leben zu können, in den Dienst bei dem Nachbar Mathieu treten. Er ist ein kreuzbraver Mann, das kann Niemand leugnen, aber, wie Vater Kleine sagt, es bleibt doch immer hart, wenn

man sein eigenes Feld — bebaut hat, das Feld Anderer bestellen zu müssen . . . «

»Und was braucht also dein Camerad?«

»Er braucht eine Summe so von zwölf bis fünfzehnhundert Francs wenigstens.«

»Jerôme,« sagte der Kaiser lächelnd, »wo ist das Geld?«

»Sire, « antwortete der König von Westphalen, in dem Kasten, auf dem wir sitzen, aber ich werde hier in meinen Reisenecessaire einige hundert Napoleons haben.«

»Gib sie mir.«

Jerôme öffnete sein Necessaire, drückte an eine Feder und schüttete alles Gold darin in die Hände des Kaisers.

»Komm her, mein schönes Kind, und halte deine Schürze auf,« sagte Napoleon.

Mariechen gehorchte, stumm und mit Tränen in den Augen.

Der Kaiser öffnete seine beiden Hände und ließ den Goldregen in die Schürze fallen.

Dann drehte er sich zu Ehrlich herum, sah ihn mit seinem durchbohrenden Adlerblick an und fragte ihn:

»Hatte ich Dir nicht gesagt, Du solltest mich um etwas ersuchen, wenn wir zum dritten Male zusammen treffen?«

»Ja, Sire, « antwortete Ehrlich bewegt. »Ew. Majestät forderten mich auf, um das Ehrenkreuz nachzusuchen.«

»Nun, warum tust Du es nicht? Zum Glück habe ich ein besseres Gedächtnis als Du.« Und er nahm das Kreuz der Ehrenlegion ab, das er immer, nur mit einer Stecknadel befestigt, an seiner Uniform trug, um es bei Gelegenheit sofort hingeben zu können, und reichte es Ehrlich.

Ehrlich ergriff, mit einem Freudenrufe, gleichzeitig die Hand und das Kreuz und küßte zuerst die Hand, dann Das Kreuz

Schon gut! Schon gut!« sagte der Kaiser. Du heißest Ehrlich?«

»Ja, Sire.«

»Letort, schreiben Sie den Namen auf . . . Und Dir, mein Tapferer,« sagte er zu Bastian, »Dir danke ich. Nach dem Du mir im Kriege gedient, wie Du es getan, konntest Du mir im Frieden nicht besser dienen . . . Aber nun vorwärts, Jerôme . . . Wir haben eine Viertelstunde verloren!«

»Eine Viertelstunde verloren, Sire,« entgegnete der König von Westphalen, »Wenn Ew. Majestät drei Menschen glücklich gemacht?«

»Du hast Recht . . . Lebt wohl, ihr Leute, und betet für mich und für Frankreich.«

Darauf ließ er sein sorgenschweres Haupt wieder auf die Brust sinken.

Aus jedem Munde klang der Ruf: »*Es lebe der Kaiser!*« Der Wagen, den die ungeduldigen sechs Pferde im Galopp dahingezogen, donnerte über das

Pflaster, daß die Funken stoben, und Pferde, Postillione und Wagen verschwanden wie eine leuchtende Erscheinung, die sich nur einen kurzen Augenblick zeigte, aber in dem Geiste Aller, die sie gesehen haben, eine ewige Erinnerung zurücklassen muß.

Alles rollte nach Waterloo hin, — dem Abgrunde zu.

Ehrlich war mit seinem Kreuze in der Hand, Mariechen mit dem Golde in der Schürze stehen geblieben.

Bastian tanzte vor Freude und riß sich vor Glückseligkeit Haare aus.

»Tausend Schwadronen Element!« rief der Husar.

»Es lebe der Kaiser! Es lebe der Kaiser! Das ist eine Luft!«

Die Umstehenden sahen dem Auftritte zu.

Einige weinten, Andere lachten.

Da fühlte Ehrlich, daß ihm Jemand auf die Achseln klopfte; er schüttelte den Kopf, als wolle er aus einem Traume erwachen, und drehte sich um.

Es war Herr Demay, welcher gegen Vater Kleine nicht hatte einschreiten wollen und unentgeltlich so guten Rat erteilt hatte.

»Nun,« sagte er, »wir wollen und dürfen keine Zeit hier verlieren. Da der liebe Gott für Euch ein Wunder geschehen ließ, so lasset es uns benutzen. Wir haben nur noch drei Tage vor dem Verkaufstermine und wir können dem Vetter Maniquet nun klingende

Anerbietungen machen. Gebt mir zwölfhundert Francs, ich übernehme damit Alles, Kapital und Kosten, und lauft nun nach Hause, um den Eurigen die gute Nachricht und das übrige Geld zu überbringen.«

»Ja, ja,« entgegnete Ehrlich; aber erst Bastian! Bastian, wo bist Du?«

Und er breitete die Arme aus, wie ein Betrunkener, der sich kaum noch auf den Beinen erhalten kann.

»Da bin ich,« antwortete der Husar, indem er Ehrlich an sein Herz drückte.

Sie hielten einander lange umschlungen und schluchzten vor Freude.

Dann kam die Reihe an Mariechen.

»Und mir, Bastian,« sagte das Mädchen, »mir willst Du nicht auch einen Kuß geben?«

»Ich? Ich Dir keinen Kuß geben, wenn Du mich aufforderst? Tausend Schwadronen Donnerwetter! Zwei für einen, zehn für zwei, Mariechen.«

Und er drückte auf die thränenfeuchten Wangen des Mädchens zwei laute Küsse.

Nun mußte aber an den Vorschlag des Herrn Demay gedacht werden.

Man ging deshalb zu dem Postmeister hinein, zählte dem braven Manne, der, wie er sagte, alles übernahm, was zu tun war, sechzig Napoleons hin und überzeugte sich, daß dann noch zweihundert und fünfzig schöne

Goldstücke übrig blieben, also eine Summe von fünftausend Francs.

Das war ein Vermögen.

»Aber nun kommt,« sagte Bastian, rasch aufmarschiert, nach Haramont zu. Dort weinen gewisse Leute vor Kummer und Betrübnis, während wir hier vor Freude weinen.«

»Der gute Bastian denkt an Alles,« sagte Ehrlich.

»Ja, er ist so gut,« fiel Mariechen ein, »daß ich ihn um etwas bitten werde.«.

»Mich?« fragte Bastian. »Mich? da weißt Du auch, Mariechen, daß das so gut als geschehen ist. Tausend Schwadronen Element, das gibt eine Luft, wie wir beim Regiment sagten.«

»Ich habe dein Wort Und nun fort, Ehrlich, nach Hause, nach Hause!«

Ehrlich und Mariechen gingen rasch nach dem Parke zu, während Bastian ihnen nachlief und fragte:

»Und mich, mich . . . Tausend Schwadronen Element! . . . mich vergeßt Ihr ganz?«

Bastian war allerdings in einer Viertelstunde von Haramont nach der Stadt gelaufen; rückwärts ging es nicht *ganz* so rasch, wegen Mariechen, aber nach zwanzig Minuten hatten sie das Dorf erreicht.

Als Mariechen die beiden Häuschen erblickte, blieb sie stehen; das Gefühl überwältigte sie.

Sie wollte Ehrlich das Gold geben, das sie getragen hatte; Ehrlich aber legte seine Hand auf die ihrige und sagte:

»Du bist der Engel des Hauses; Du hast die Aufgabe.«

»Ich danke,« antwortete Mariechen.

Als sie sich umsahen, war Bastian verschwunden. Der Husar, der unter einer rauen Außenseite ein Feinfühlendes Herz besaß, hatte eingesehen, daß es aussehe, als suche er auch seinen Anteil von Dank, wenn er zugleich mit Ehrlich und Mariechen eintrete. Er hatte sich deshalb still entfernt.

Ehrlich und Mariechen gingen nach den Häuschen weiter.

Bernhard aber, der minder feinfühlend war als Bastian, war ihnen vorausgeeilt und schien durch sein luftiges Springen und Wedeln sich als Boten guter Nachricht anzumelden.

Diese Luftigkeit Bernhards, dessen Klugheit man so wohl kannte, erregte ein gewisses Staunen im Hause. Madelaine schlug das Gebetbuch zu, in welchem sie las; Vater Kleine, der sich stellte als schlafe er, um nur nicht reden zu müssen, machte die Augen auf und sah mit Verwunderung die heitere Gruppe an, welche dem Hunde folgte und eben hereintrat.

Ehrlich fiel seiner Mutter um den Hals.

Mariechen trat rasch zu dem Alten.

»Haltet beide Hände auf, Großvater,« sagte sie.

»Warum?« fragte der Alte kopfschüttelnd, ungläubig. und mürrisch.

»Haltet sie nur auf.«

Vater Kleine gehorchte wie ein schmollendes Kind.

Dann griff Mariechen in ihr Taschentuch, das sie zusammengenommen hatte, und legte eine Handvoll Gold in die beiden Hände des Alten, der sie mit einem Ausrufe unwillkürlich zusammendrückte.

»Haltet nur die Hände noch auf!« sagte Mariechen und legte eine zweite, dann eine dritte Handvoll Gold hinein alles zur größten Verwunderung Madelainens, die aufgestanden war und zusah, und der Frau Marie, welche geschwind auch aus ihrem Hause herübergekommen war und bei dem Klingen des Goldes wie versteinert in der Tür stehen blieb.

»Wer hat Dir alles das Gold gegeben, Mädchen?« fragte der Alte. »Mein Gott, mein Gott, träume ich denn?«

»Nein, Großvater, es ist echtes wirkliches Gold . . . seht es nur an, lasst es klingen; es ist gutes Gold.«

»Aber wer hat es Dir gegeben, frage ich?«

»Da fragt Ehrlich, Großvater«, antwortete Mariechen, die Ehrlich auch etwas sagen lassen wollte.

»Der *Kaiser,* Großvater, der Kaiser selbst!«

»Der Kaiser?« wiederholten gleichzeitig Vater Kleine, Madelaine und Frau Marie.

»Und das Kreuz da auch,« fuhr Ehrlich fort, »das Kreuz, das er von seiner eigenen Brust genommen hat und das ich nun auf der meinigen tragen darf.«

»Na, na . . . « sagte der Vater Kleine, »da dreht sich wieder alles mit mir herum.«

»Großvater!«

»Es hat keine Gefahr, Kinder, diesmal; es ist die Freude . . . Nun können wir doch den Vetter Maniquet bezahlen!«

»Vetter Maniquet ist bezahlt, Großvater.«

»Und das Feld?«

»Das Feld wird nicht verkauft.«

»Aber das Gold da . . . ?«

»Das Gold gehört Euch, Großvater, damit Ihr noch mehr Feld kaufen und Euch ein ruhiges Alter verschaffen könnt.«

Der Alte drückte das Gold an sein Herz und wollte es in sein Versteck tragen, aber nach zwei Schritten blieb er stehen und sagte kopfschüttelnd:

»Nein, nein, Kinder, das Gold ist eure Mitgift wie das Feld euer Erbe. Nehmt das Gold wieder und pflegt mir das Feld recht gut . . . Da sagt man immer, der Mensch mache das Feld, aber es ist nicht wahr, das Feld macht den Menschen. Nun das werdet ihr mir zu Gefallen tun,« setzte Vater Kleine hinzu, »Ihr werdet mich dem lieben Felde alle Tage einen Besuch machen lassen und

wenn ich nicht mehr allein gehen kann, Kinder, dann werdet Ihr mich noch hintragen.«

»Ja, ja, Großvater!« antworteten Ehrlich und Mariechen gleichzeitig.

Dann fielen sie auf ihre Knie nieder und sagten:

»Und nun gebt euren Kindern euren Segen, Großvater, denn von heute an sind sie für alle Ewigkeit verbunden. In Trauer und Betrübnis verlobten sie sich, in Luft und Freude wollen sie die Heirat feiern.«

Vater Kleine erhob seine beiden Hände, die linke so gut wie die rechte und dann legte er die rechte auf den Kopf Ehrlichs, die linke auf den Mariechens.

»Guten Tag, Bastian, mit einander,« sagte Vater Kleine und nickte dem Husaren grüßend zu, der eben eintrat, »Du siehst ja recht glückliche Menschen.«

»Und Ihr wißt es noch gar nicht, Großvater, daß wir Bastian allein unser Glück verdanken.«

»Wie das? « fragte der alte Mann.

Während Ehrlich dem Pater kleine und den beiden Frauen erzählte, was und wie es geschehen war, nahm Mariechen Bastian am Arme; als Ehrlich seine Erzählung beendigt hatte und einen bittenden dankenden Blick auf den Freund richtete, sagte Mariechen leise:

»Bastian, erinnerst Du Dich noch, daß ich eine Bitte an Dich habe?«

»Nur heraus damit, Mariechen, heraus damit!« antwortete der Husar, indem er mit der Hand über die nassen Augen strich.

»Bastian,« fuhr Mariechen mit noch lieblicherem Tone ihrer Stimme und noch inniger bittendem Blicke fort, »Bastian, willst Du die arme Katharine nicht einmal heiraten?«

Diese Frage hatte Bastian offenbar nicht erwartet.

Er riß die Augen weit auf, biß auf den Schnurrbart, dachte nach und schien einen Entschluß zu fassen.

»Nun meinetwegen,« sagte er, »Ja, ich will's tun, wenn ich Dir damit eine Freude machen kann, Mariechen.«

»Ach!« rief das Mädchen freudig aus.

»Aber unter einer Bedingung.«

»Welche?«

»Daß Du ihr den Brautkranz aufsetzest, Mariechen.«

»Ach sehr gern, sehr gern, Bastian, « entgegnete das Mädchen; aber ich sehe nur nicht ein . . . ich begreife nicht . . . «

»Du begreifst es nicht? So will ich Dir's begreiflich machen aber nein, es ist doch besser, Du weißt es nicht . . . Ehrlich wird Dir es später erklären . . . Wenn Du ihr den Brautkranz aufgesetzt hast und ein Einziger unter den Burschen im Dorfe erlaubt sich das kleinste Wörtchen über die Vergangenheit . . . Tausend Schwadronen Donnerwetter!« rief der Husar aus, indem

er an seinen Säbel schlug, »da gibt's eine Luft, wie wir beim Regimente sagten . . . «

An demselben Abende ging Vater Kleine ganz allein, ohne Unterstützung irgend Jemandes, auf ein Feld hinaus und brachte eine Ähre mit zurück, in der sich siebzig Körner befanden.

Er hatte sogar eine noch schönere gefunden, da er aber auf dem Heimwege dem Vetter Maniquet begegnet war, hatte er ihm mitgeteilt, das Geld, das er ihm schuldig sei, werde eben jetzt Herrn Niguet übergeben, und zugleich jene zweite Lehre als Pröbchen von der nächsten Ernte überreicht.

Genau nach einem Monate traten zwei junge Paare an den Altar in der Kirche zu Haramont, um den Segen für den Bund ihrer Herzen zu erhalten — Ehrlich und Mariechen, Bastian und Katharine.

Madelaine hatte gebeten und es erlangt, daß die Messe in der Kapelle gelesen werde, in welcher sich das schöne Gemälde »*Jesus, der die Kinder zu sich kommen lässt*« befand.

Das ganze Dorf wohnte der Feierlichkeit bei und geleitete die zwei Brautpaare in das Haus des Vaters Kleine, in welchem das Hochzeitsessen gehalten werden sollte. Selbst der Graue und der Faule wie die schwarze Kuh und Bernhard wurden an diesem Festtage nicht vergessen.

Auf dem Rückwege aus der Kirche, als er eben in das Haus trat, legte Ehrlich lächelnd seine Hand auf die

Achsel des Großvaters und sagte mit seinem glaubensinnigen Blicke und seiner milden Stimme:

»Seht Ihr wohl, Großvater, es war in dem Stückchen blauen Himmels, in dem Ihr nichts saht, doch etwas.«

»Du hast Recht, mein Sohn,« antwortete Vater Kleine, »der liebe Gott war da.«

-Ende-